

**IM  
LIEBESRAUSCHE:  
BERLINER ROMAN**

---

Heinz Tovote



Library  
of the  
Ohio State University

*Presented by*

**Westergaard Gift House**



Library  
of the  
Ohio State University

*Presented by*

**Westergaard Gift House**



WESTERGAARD

GIFT

Edith  
Winters

Storage

ROOM 3-10

## Im Liebesrausch

DER  
MODERNEN LIEBESTRAGOEDIE  
ERSTER THEIL

Von Heinz Kovale sind im gleichen Verlage bis zum  
November 1907 erschienen:

### Romane

#### Moderne Liebestragoedie:

- ✓ Im Liebesrausch . . . . . 19. Aufl. M. 3,50
- ✓ Mutter! . . . . . 9. Aufl. M. 3,50
- + - ✓ Frühlingsturm . . . . . 11. Aufl. M. 3,50
- ✓ Das Ende vom Liede . . . . . 13. Aufl. M. 3,50
- 
- Frau Anna . . . . . 11. Aufl. M. 3,50
- Silke Fangerow . . . . . 12. Aufl. M. 4,—
- 
- ✓ Der Erbe . . . . . 9. Aufl. M. 2,50
- Der letzte Schritt . . . . . 12. Aufl. M. 2,50
- ✓ Sonnemanns . . . . . 8. Aufl. M. 2,50

### Novellen

- + ✓ Fallobst. Wurmstichige Gesch. . . 11. Aufl. M. 2,—
- Ich. Nervöse Novellen . . . . . 13. Aufl. M. 2,—
- Heiuliche Liebe . . . . . 21. Aufl. M. 2,—
- Heißes Blut . . . . . 15. Aufl. M. 2,—
- Abschied . . . . . 12. Aufl. M. 2,—
- Die rote Laterne . . . . . 7. Aufl. M. 2,—
- Die Leichenmarie . . . . . 8. Aufl. M. 2,—
- Alein Junge . . . . . 9. Aufl. M. 2,—

### Theater

- Ich lasse dich nicht! Drei Phasen  
eines Junggesellendramas . . . 4. Aufl. M. 2,—

### Uebersetzungen

- ✓ Gzette, v. Guy de Maupassant . . 7. Aufl. M. 2,—

Im Originaleinband M. 1,— mehr.

- Frauen Arisobach
- Nicht Doch



W. K. R. Singer

Heinz Touste

# Im Liebesrausch

Berliner Roman

Neunzehnte Auflage



Berlin, 1907, F. Fontane & Co.

P7 2612  
05 15  
1807

Alle Rechte  
besonders das der Uebersetzung  
vorbehalten

Il suffira toujours pour intéresser les hommes, de leur parler d'eux-mêmes, et d'eux-mêmes tels qu'ils sont dans le temps précis qu'on en parle. Certainement Manon Lescaut n'empêchera jamais personne, pour peu qu'il en soit capable, d'écrire la Dame aux camélias. Lieu commun encore, s'il en fut, que l'histoire de la courtisane amoureuse, mais lieu commun qui sera neuf toutes les fois que l'artiste ira directement le reprendre dans la réalité voisine et la nature environnante — — — — —

Si banal que soit un sujet, si souvent qu'on l'ait traité, de quelques chefs d'œuvre qu'il ait fourni la substance, il sera toujours neuf pour l'artiste qui prendra la peine de le revivre et de le repenser.

Ferdinand Brunetière.

---

## Dorwort zur zweiten Auflage.

Als ich den vorliegenden Roman im Februar 1889 in München niederschrieb, dachte ich nicht im entferntesten an eine jemalige Veröffentlichung; denn ich stand . . und stehe noch auf dem Standpunkte Edmond de Goncourt's, dessen Ausspruch ich diesem Büchlein seinerzeit als Geleitwort mit auf den Weg gegeben habe.

Ich war mir voll bewußt, daß wir die rechte Form für den modernen Roman noch nicht gefunden hatten, und wohl auch so bald nicht finden würden.

In dem erbitterten Widerstreite zwischen einem im Todeskampfe stehenden, weltfremden Idealismus und einer neuen tastenden Kunsttheorie, die unter dem ebenso nichts- wie vielsagenden Namen Naturalismus in allen Köpfen die denkbar größte, unheilvollste Verwirrung anrichtete, standen wir Jüngerer ratlos.

A 133000

Es gab keine eigentliche Litteratur mehr; der Krieg hatte Deutschland geeint, — aber über den großen politischen Ereignissen hatte man mit mehr oder weniger Recht die Kunst vergessen. —

Inzwischen war die Welt eine andere geworden, und dieser neuen Welt standen wir Künstler machtlos gegenüber, ohne rechte Kraft, sie zu bewältigen.

Alles mußte neu geschaffen werden: eine neue, ganz andere Technik, neue poetische Begriffe; denn eine moderne, funkelneue Aesthetik kam uns vom Auslande, und eine Umbildung aller Gefühlswerte war eingetreten.

Draußen überall zeigten sich mannigfache Ansätze zu dieser neuen Kunst; es wimmelte nur so von Naturalismus, Realismus, Impressionismus, Illusionismus, Phänomenalismus und Verismus . . .

Was sollte ein armer deutscher Schriftsteller beginnen bei dieser Sturmflut von schrecklichen Ismen!

So schwur denn ein jeder keck auf eins dieser Fremdwörter, bekämpfte alle andersgläubigen, und das Publikum schimpfte auf sie alle, oder was schlimmer war: machte sich über sie lustig.

Überall lärmende Haufen, die immer aufs neue riefen: Hosanna! Uns allein ist das neue Heil beschieden. —

Was konnte man da besseres thun, als ruhig dem wilden treiben zuzusehen und die Zeit abzuwarten, sich auf sich selbst zu stellen und von jeglichem Dogmatismus, wieder so eine echt deutsche Krankheit, sich möglichst frei zu halten.

So saß auch ich, wie viele andere, lange friedlich in meinem Studierstübchen — oder richtiger: ich trieb mich unfriedlich durch alle Welt, lebte, liebte, litt, beobachtete, forschte und lauschte, ob ich nicht vielleicht das Gras wachsen hörte.

Die alten dummen Schulbegriffe waren längst über Bord geworfen als unnötiger Ballast, und ich ließ es genug sein, jeden lebendigen, modernen Eindruck vorurteilslos auf mich wirken zu lassen, ihn in mich aufzusaugen und ihn dann wiederzugeben, wie ich es meiner Natur nach nicht anders konnte.

Das war mein Naturalismus. —

So entstanden nach einander drei große, recht umfangreiche Romane, die ich mit der zahllosen Flut von Novellen und Novellen in die dunkelsten Tiefen meines Kutes versenkte, weil ich sie selbst für das hielt, was sie sind: Vorarbeiten —

Dann — entgegen meiner Absicht vor dem dreißigsten Jahre nichts zu veröffentlichen, ließ ich mich verlocken, den nachfolgenden Roman im Februar 1890 herauszugeben — ohne Feile, wie er hastig niedergeschrieben war, mit seinen hundert leichtsinnigen Flüchtigkeiten, mit all den lebenswahren Nachlässigkeiten im Gang der Handlung wie im Stil.

Ich hatte alles andere erwartet, nur nicht den wahrhaft durchschlagenden Erfolg, den das Buch sich errang, dem von vielen und gerade den berufensten Seiten eine beinahe enthusiastische Aufnahme zu teil wurde, dem nachgerühmt wurde, es habe die Spur gefunden für einen verfeinerten Realismus, dem auch die Gegner der neuen Richtung unbeschadet folgen könnten. —

So klang es ermutigend von allen Seiten auf mich ein, und ich stand überrascht und begriff nicht recht, wie ich zu all diesen liebenswürdigen Lobsprüchen eigentlich kam.

Dem kaum hatte ich das fertige Buch in Händen gehabt, und blätterte zum ersten Male darin, als ich mich vor mir selbst entsetzte, entsetzte vor allem über den so gepriesenen Stil.

Ich war bemüht gewesen, mich dem gesprochenen Wort nach Möglichkeit zu nähern, allein auf jeder Seite stolperte ich über eine ungelente Wendung, über eine abstoßende Härte in der Wortfolge, über ein an unrechter Stelle stehendes Wort.

Und inhaltlich stieß ich auf Dinge, die an sich absolut lebenswahr und treffend scharf beobachtet waren, aber den arglosen, an die doppelseitige Wahrheit der Darstellung nicht gewöhnten Leser leicht verwirren konnten und ihm das Bild nicht plastisch genug gaben, weil der deutsche Leser nur die unwahre Einseitigkeit der Charaktere kennt, weil er jeder Person gegenüber gleich sympathisch oder unsympathisch empfindet und dann ebenso einseitig urteilt.

Kurz, ich war durchaus nicht zufrieden.

Um so zufriedener wurde ich, als schon nach wenig Wochen von der ersten Auflage kein Exemplar mehr zu finden war und ich nun daran gehen konnte, das Geschichtchen gründlich durchzuheilen.

Alein bald erkannte ich, daß es nicht angebracht war, inhaltliche Einschreibungen und Aenderungen vorzunehmen und ich beschränkte mich darauf, zu streichen, fast zwei Bogen kleiner, überflüssiger, leicht verwirrender Sätze zu streichen, und vor allem das Buch stilistisch durchzuarbeiten.

So ist denn auf mancher Seite kaum ein Satz unberührt geblieben, und wenn ich auch noch das ein oder andere übersehen haben mag, jeden-

falls braucht sich das Buch in der neuen Gestalt der gespendeten Lobspprüche nicht mehr zu schämen.

Äußere Umstände, eine mehrmonatliche Abwesenheit hinderten die schnelle Drucklegung und so erscheint diese Neuausgabe erst jetzt, allerdings kaum neun Monate nach der ersten.

Zwischendurch kam jene kleine Sammlung impressionistischer Skizzen heraus: Fallstudien, wurmstichige Geschichten, die viel besser den Nachweis liefern können, wie ich die Aufgabe der modernen Kunst auffassen möchte.

Jedes dieser feinen impressionistischen Stimmungsbilder ist in einem, dem jeweiligen Stoffe angemessenen Stile geschrieben, und einzelne, wie: *Armes Kind*, *Besuch*, *Bekennnis* stehen mir weit höher als der ganze *Liebesrausch*.

Ist doch der Roman, genau betrachtet, nur eine größere Novelle, eine Art psychologischer Studie.

Es steht für mich fest, daß der illusionistische und psychologische Roman das Kunstwerk der nächsten Zukunft sein wird.

Wer von uns sich aus den engen Schulbegriffen herausgearbeitet hat, muß erkennen, daß die langatmige, oft langweilige Inventariumprosa des französischen Naturalismus für uns nur eine negative Bedeutung haben kann.

Wenn wir eine neue Kunst anstreben, so müssen wir arbeiten an der Ueberwindung des Naturalismus, falls wir Anspruch darauf erheben wollen, Künstler zu heißen. Es wird unsere Aufgabe sein, ausgestattet mit der feinsten Sensitivität der Moderne, diese nervös zitternde und pridelnde Atmosphäre der augenblicklichen unsicheren Uebergangszeit in uns aufzunehmen, und diese Strömungen im Kunstwerke wiederzugeben.

Der Poesie des Realismus muß zum Siege verholfen werden; wir brauchen eine neue, wirklich moderne Poesie, die sich stützt auf die Errungenschaften der Neuzeit, die moderne Menschen schildert, mit modernen Empfindungen, meinetwegen: eine neue Romantik.

Dem wir haben eine neue Gefühlswelt, wir Jüngeren; wir haben andere Nerven, und verschärfte Sinnesorgane als die Alten; wir denken und empfinden anders, feiner, sensitiver, wenn man will: raffinierter.

Und so glaube ich denn, ehe wir daran denken können, den großen deutschen socialen Roman zu schreiben, daß es unsere Pflicht ist, in der Einzelstudie diese neue Gefühlswelt zu gestalten.

Bereinzelte Versuche sind schon gemacht, allein die meisten haben zu viel krankhaftes an sich.



Wir aber verlangen die Studie am gesunden Körper, die Schilderung des Normalen, eine Litteratur von Gesunden für Gesunde, — nicht nur pathologische Erscheinungen, die mehr für den Arzt geschrieben sind als für den (im besten Sinne verstanden) nervösen, sensitiv modernen Menschen. Und all das mit sicherer künstlerischer Gestaltung, mit festen scharfgezeichneten Charakteren, einer Handlung, die zugleich ein lebensvolles Problem aufwirft, und diese Studie gegeben mit dem Wirrwarr jener feinen Wurzelfäden, durch die der Einzelvorgang mit dem Bollleben zusammenhängt. —

Ich spreche hiermit nicht pro domo. Ich habe zuviel Freude am farbigen Abglanze des Lebens, lasse mich leicht vom schönen Schein verlocken und verleiten, und begnüge mich schon mit der Wiedergabe der Äußerungen psychologischer Vorgänge, weil ich dem Illusionismus den Vorzug gebe, und den Farbenpinsel lieber als das Seciermesser handhabe.

Großartige Problemstellung und Massengestaltung müssen wir einem kommenden überlassen, auf den wir hoffentlich nicht allzulange mehr zu warten brauchen; einem, der nicht mehr mit der neuen Form zu ringen hat und dabei seine Kräfte zersplittern muß, der wieder den Inhalt über die Form, die wir jetzt kultivieren, stellen kann.

Ich weiß, daß ich über meine enge Sphäre, mein subjektives Milieu noch nicht hinauskomme.

Ich sehe und empfinde und sauge einen Vorgang mit all seinen Einzelercheinungen auf, suche ihn zu durchdringen und gestalte ihn unter Nichtachtung jeglichen Schulbegriffes, indem ich mich ganz meiner Subjektivität überlasse, allzusehr unter dem Stimmungseinflusse des zu bewältigenden Stoffes. Ich sehe meine Aufgabe nicht darin, den Schmutz und das Elend der Menschheit wiederzugeben — sondern vor allem: in der Anwendung der realistischen Technik auf ein Gebiet, vor dem die meisten unserer jüngeren Schriftsteller zurückschrecken; im richtigen Gefühl, daß es leichter ist, die einfachen durchsichtigen und farbigen Verhältnisse des Bauern und Arbeiters originell zu behandeln — als die konventionellen und verworrenen Zustände unseres, äußerlich so farblosen Gesellschaftslebens mit seinen tausendfachen, scheinbar unlösbaren Widersprüchen realistisch zu gestalten.

Nicht der Brutalität der Thatsachen gerecht zu werden — sondern dem nervösen Stimmungswechsel, der das Leben des modernen Menschen beherrscht, die psychologische Vertiefung und Verinnerlichung sich täglich schablonenmäßig wiederholender Handlungen — kurz dem Realismus

des Gefühls zu der ihm gebührenden Stellung zu verhelfen, ist Zweck auch des vorliegenden Romans.

Aus diesem Gesichtspunkte heraus ist im verfloffenen Jahre der Roman: Mutter! entstanden, der meine Absichten am klarsten wiedergiebt.

Ich weiß, wie sich in all diesen Werken seine, oft unmerklich seine Ansätze finden zu der neuen Gefühlswelt, aber ich kann mich nicht entschließen, sie besonders hervorstechen zu lassen, oder mit Trara in Scene zu setzen.

Erst wenn wir wieder soweit sind, nicht bei jedem kleinsten Vorgange eine hogenlange Erklärung geben zu müssen, wenn die Psychologie der Moderne feststeht, so daß ein Satz, ein Wort genügt, um Licht für den noch im Banne seiner veralteten Gefühlswelt stehenden Laten zu bringen, ohne daß durch doppelseitige Beleuchtung Verwirrungen hervorgerufen werden, — wenn man begriffen hat, daß es die Aufgabe des modernen Dichters ist: den Menschen zu schildern mit all jenen Entgleisungen, die mit seinem sogenannten Charakter nicht im Einklang zu stehen scheinen, . . . zu zeigen, wie vielselig der Mensch geworden ist, voller tausend Widersprüche, ein buntes Conglomerat von Wünschen und Trieben, mühsam eingedämmt durch Erziehung und äußerlichen unlogischen Zwang — dann erst können wir daran denken, große Lebensbilder zu geben, dann erst wird die Zeit des großen deutschen Romans gekommen sein, der auch zugleich eine Geschichtsschreibung sein wird der socialen Bewegung unserer Zeit. Bis dahin ist das Bestreben, einen großen deutschen Roman zu schaffen, Sisyphusarbeit, wenn man nicht einen jämmerlichen Kompromiß mit der alten abgestorbenen Kunst schließen will.

Vorläufig also lasse man uns Jüngeren das bescheidene Vergnügen, Lebensbilder und Bilderchen zu zeichnen, die sich unseren, noch an das alte romantische Dämmerlicht gewöhnten Augen bieten.

Ich sehe eine dankbare Aufgabe auch darin, das Konventionelle, das Gegenwärtige, in dem sich nur vereinzelte Spuren einer Weiterentwicklung finden, darzustellen; allerdings vom Standpunkte der neuen Kunst, deren formelle Ausbildung ebenso geboten scheint, wie die Prägung der Gefühlswerte der Zukunft. —

Der vorliegende Roman will nicht mehr sein, als eine moderne Liebesgeschichte, eine Darstellung von Vorgängen, wie sie sich in Berlin und jeder anderen Großstadt hundertfach gleichförmig wiederholen, immerhin ein bemerkenswertes Zeichen unserer Zeit. Irgend welche Zukunftsbedeutung kann das Buch nicht haben.

Es schildert — aber es wertet nicht. Es beweist nur dem einsichtigen, daß derartige Verhältnisse vorhanden sind, und wie der Versuch, die Vergangenheit zu mißachten, in den meisten Fällen ein problematischer bleibt; ein uralktes Thema, das hundertfach behandelt ist, und zu dem ich eben nur eine neue Illustration aus der Gegenwart geliefert habe.

Ein einfaches Lebensereignis, bis in seine intimsten Einzelheiten studiert und beobachtet, ist künstlerisch reproduziert. Es ist ein Stückchen Welt, das in seiner individuellen Art typisch ist und Gelegenheit bieten kann, ethische Prinzipien aufzustellen, die in dem Stoffe — nicht aber in der Absicht des Verfassers liegen.

Will man irgend eine praktische Folgerung ziehen, so wäre es die: daß sich eine derartige Ehe so lange nicht von einem banalen Verhältnis unterscheidet, als das Mädchen nicht Mutter geworden ist und den Zweck der Ehe erfüllt hat!

So lange diese Umwandlung, (denn eine solche ist es, fast eine Reinigung), nicht vor sich gegangen ist, bleibt das Weib, was es war, und hat weder inneren Halt, noch irgend welchen Rückhalt gegen die Vergangenheit. — Daher für mich die höchste Bedeutung in der brutalen Scene auf Helgoland liegt. Es ist die Quintessenz des ganzen Buches.

Es wundert mich höchlichst, daß dieser Punkt von der gesamten Kritik kaum gestreift ist; zumal doch schon im Titel des Buches eine leise Ironie liegt, die ihr Licht über die geschilderten Vorgänge breiten sollte. —

Lebenswahrheit zu geben, war das einzige Ziel. — Bei einem Stoffe wie dem vorliegenden, war es nicht möglich, die Stimmung allein in der Erscheinung des Tatsächlichen wiederzugeben. Bei dem gänzlichen Mangel einer ausgearbeiteten und durch Vorgänger erprobten Technik ließ es sich nicht umgehen, psychische Vorgänge in Gedankenreihen zu geben, gleichsam dieselben höchst unrealistisch zu kommentieren; vor allem — weil unser großes Publikum durchaus nicht gewöhnt ist, bei der Lektüre den notwendigen Prozeß der Umsetzung von Handlungen in Ursachen der Thatfachen vorzunehmen.

Eine gewisse einförmige Betonung der Grundstimmung war erforderlich. Das sentimentale Element mußte alles in seine Strömung ziehen.

Durch diese für den Roman notwendige Einseitigkeit hat das Bild des Trägers der Handlung leiden müssen, der gewissermaßen nur von seiner privaten Seite betrachtet ist; vor allem weil die Darstellung der jedem Menschen innewohnenden Doppelnatur bei der Fülle der Ereignisse

über die Grenze eines einfachen Romans hätte hinausgehen müssen, und außerdem der Kreis seiner Thätigkeit keinen tiefergehenden Einfluß auf sein Gefühlsleben ausübt. —

Es ist ein Jugendwerk, das ohne irgend welche Prätension auftritt, das nichts bezweckt: als beizutragen, das Interesse für unsere junge Litteratur zu wecken und den Boden zu bereiten für einen neuen Aufschwung unserer Dichtung, die nicht länger in die fremden Regeln fremder Aesthetik gezwängt werden darf. Der moderne deutsche Roman muß wieder hinüber gerettet werden in das Gebiet der Kunst. Nur so kann er mitarbeiten an der Entwicklung unseres Volkes.

Ein neuer Inhalt und eine neue Form! — Und wenn nicht alles täuscht, werden wir Deutschen berufen sein, diese neue Kunst einst zur Vollendung zu bringen, — vielleicht findet dann auch dieses Büchlein, wie ihm einige wohlwollende Kritiker schon jetzt prophezeit haben, einmal sein Plätzchen in der Geschichte der neuesten Litteratur, als ein bescheidener Versuch, neuen Spuren nachzugehen, und den Beweis zu liefern, daß es eine Poesie des Realismus giebt, die in der Lage ist, jene weltfremde Dichtung, aus deren ungesunder Romantik wir uns noch immer nicht befreit haben, vollaus zu ersetzen.

Berlin, 31. Oktober 1890.

---

## Zur zehnten Auflage.

Ich habe mich eines leichten ironischen Lächelns nicht erwehren können bei der Korrektur dieser alten so jugendlich stolzen Vorrede, die ich nun der zehnten Auflage von: Im Liebesrausch wieder anfüge, da sie mir trotz allem charakteristisch scheint für jene Zeit, der wie wir damals meinten, das Morgenrot einer neuen Litteraturepoche dämmerte.

Bisher aber sind wir über den schwachen Morgenschimmer nicht hinausgekommen, und die schwarzen Wolken der Reaktion und die Schwüle stumpfer Gleichgiltigkeit stehen drohender am Himmel als je.

Vieles hat sich in den wenigen Jahren zum guten gewendet, manches ist errungen, aber es handelt sich noch immer darum, alles zu gewinnen.

Damals schien der Sieg sicher, denn überall schossen die Talente vielversprechend hervor, aber nur wenige haben gehalten, was sie oft so

lärmend versprochen — und so stehen wir denn und warten noch immer auf den oder die Retter unserer von allen Seiten arg bedrängten jungen Litteratur.

Wir sind inzwischen nicht unthätig gewesen, und kein verständiger kann leugnen, daß eine gewaltige Umwälzung der Begriffe stattgefunden hat, eine Wandlung, die sich überall bemerkbar macht, und ihre Kreise immer weiter zieht.

Es ist eine langsame aber stetige Entwicklung, mit der wir ganz zufrieden sein können. —

\*

Mir ist seinerzeit, wie die obige Vorrede beweist, der Irrtum untergelaufen, daß wir für den illusionistischen Roman reif seien. Das ist nicht der Fall, und so habe ich es mir jetzt, nachdem ich in den vier zusammengehörigen Bänden: Im Liebesrausch, Mutter, Frühlingssturm und Das Ende vom Liede, das Kapitel moderner Liebestragödie hinreichend abgehandelt habe, zur Aufgabe gemacht, in einer anderen Zwischenreihe die objektive Thatsachenschilderung einfachster socialer Verhältnisse zu geben, trotz der warnenden Worte Goncourt's.

Bedeutet es auch für mich litterarisch einen gewissen Rückschritt, so schreke ich nicht davor zurück, vor allem um zu erproben, ob die rein künstlerischen Tendenzen meines Schaffens auch auf diesem Gebiete einer oft lächerlich thörichten Verkennung begegnen, die nur verständnisloser Dummheit oder böser Absicht entspringen kann.

Die vorliegende zehnte Auflage von: Im Liebesrausch habe ich einer erneuten stilistischen Durchsicht unterworfen, und ich füge dem Buche das Geleitwort der ersten und die Vorrede zur zweiten Auflage bei, weil es den ein oder andern interessieren mag, die Anschauungen des Verfassers zur Zeit der Entstehung des Buches kennen zu lernen.

Berlin W 85, Frühling 1895.

Heinz Covote.

## Eine alte Vorrede Edmond de Goncourt's als Geleitwort der ersten Auflage.

Le jour où l'analyse cruelle que mon ami, M. Zola et peut-être moi-même, avons apportée dans la peinture du bas de la société, sera reprise par un écrivain de talent, et employée à la reproduction des hommes et des femmes du monde, dans des milieux d'éducation et de distinction, — ce jour-là seulement, le classicisme et sa queue seront tués.

Le Réalisme, pour user du mot bête, du mot drapeau, n'a pas en effet l'unique mission de décrire ce qui est bas, ce qui est répugnant, ce qui pue, il est venu au monde aussi, lui, pour définir dans de l'écriture artiste, ce qui est élevé, ce qui est joli, ce qui sent bon, et encore pour donner les aspects et les profils des êtres raffinés et des choses riches : mais cela, en une étude appliquée, rigoureuse, et non conventionnelle et non imaginative de la beauté, une étude pareille à celle que la nouvelle école vient de faire, en ces dernières années, de la laideur.

Nous avons commencé, nous, par la canaille, parce que la femme et l'homme du peuple, plus rapprochés de la nature et de la sauvagerie, sont des créatures simples et peu compliquées, tandis que le parisien et la parisienne de la société, ces civilisés excessifs, dont l'originalité tranchée est faite toute de nuances, toute de demi-teintes, toute de ces riens insaisissables, pareils aux riens coquets et neutres avec lesquels se façonne le caractère d'une toilette distinguée de femme, demandent des années pour qu'on les perce, pour qu'on les sache, pour qu'on les attrape — et le romancier du plus grand génie, croyez-le bien, ne les

devinera jamais ces gens de salon, avec les racontars d'amis qui vont pour lui à la découverte dans le monde.

Puis autour de ce parisien, de cette parisienne, tout est long, difficile, diplomatiquement laborieux à saisir.

L'intérieur d'un ouvrier, d'une ouvrière, un observateur l'emporte en une visite; un salon parisien, il faut user la soie de ses fauteuils pour en surprendre l'âme, et confesser à fond son palissandre ou son bois doré.

Donc ces hommes, ces femmes, et même les milieux dans lesquels ils vivent, ne peuvent se rendre qu'au moyen d'immenses emmagasineurs d'observations, d'innombrables notes prises à coups de lorgnon, de l'amasement d'une collection de documents humains, semblable à ces montagnes de calepins de poche qui représentent, à la mort d'un peintre, tous les croquis de sa vie. Car seuls, disons-le bien haut, les documents humains font les bons livres: les livres où il y a de la vraie humanité sur ses jambes.

Cette préface a pour but de dire aux jeunes, que le succès du réalisme est là, seulement là, et non plus dans le canaille littéraire, épuisé à l'heure qu'il est, par leurs devanciers. —

\* \* \*

Voyez-vous, je crois qu'on ne devrait faire un roman de mœurs, c'est-à-dire des mémoires impersonnels, l'histoire contemporaine de visu, qu'à quarante ans. — Les romans de vingt ans, de trente ans même, ce sont de jolis coups de lorgnon et rien de plus. Il faut que l'homme ait toutes les résultantes de la vie, l'âge de développement entier de son génie d'assimilation, des hautes facultés d'observation, l'âge de l'invention dans le vrai et de la pensée mûrie. —

---





## Erster Theil

### L

Ein eisiger Januarsturm segte über Berlin hin. Heulend brach er sich an den Dächern der Häuser und versing sich in dem Netz der summenden Telephondrähte.

Von Norden her jagte er ein rieselndes Schneetreiben durch die vom gelben Flackerschein der zuckenden Gasflammen oder den weißen Fluten der elektrischen Lampen erhellten Straßen der Stadt.

Die feuchte Dunstwärme der Häuser schlug sich mit Eintritt der Dunkelheit als zarter weißer Reif an den Wänden und auf den Fahrdämmen nieder.

Dann kam der Sturm gerast, und Myriaden kleiner, runder Schneegraupeln tanzten wie toll über den grauen Asphalt der Straßen und Plätze und erzeugten eine Spiegelfläche von Glätteis, die an manchen Stellen jeden Verkehr unterband.

Es war kurz vor sieben Uhr. — In der engen Friedrichstraße drängten sich leichtgebaute, elegante Equipagen, schwerfällige schwankende Omnibusse, breit und plump mit ihren braunroten Farben, plebejische Droschken mit dem abgetriebenen Pferde, dazwischen hastend ein citronengelber Postwagen, und wuchtige, hochbepackte Lastwagen zu dichten Kettenreihen zusammen, die sich schwer aneinander hin-

schoben. Alle Augenblicke trat eine Stockung ein, bis das gestürzte Pferd endlich wieder aufgerichtet war. Dann krochen die Droschken langsam weiter, um ihre ungeduldigen Insassen zu einem Theater im Norden zu bringen.

Der Kutscher eines herrschaftlichen Coupés, warm in seinen zottigen weißen Pelz gehüllt, blickte stolz auf sein russisches Gespann und verächtlich auf all die ängstlichen Droschkenpferde herab. Die Kappen gingen im Schritt, dichte Rauchwolken aus den Nüstern blasend und ungeduldig die Köpfe werfend. — —

Auf der Weidendammer Brücke hatte Herbert von Dürren seinen Blick über das schwarze, an den Uferwänden gefrorene Wasser gleiten lassen, dann nach links blickend, sah er, wie ein Stadtbahnzug über die Eisenbrücke der trägen Spree fuhr. Die Lichterkette lief wie in der Luft schwebend darüber hin und verschwand in dem dunklen Eisenbogen des Bahnhofes Friedrichstraße.

Jenseits der Brücke hatte er sich vorgebeugt, war mit der Hand über die vom Hauche seines Mundes angelaufenen Scheiben gefahren, und lehnte sich erst wieder zurück, um weiter zu sinnieren, als der Wagen endlich freie Fahrt hatte.

Die Möglichkeit, einen Sitz im Reichstage zu erringen, war durch die andauernde Kränklichkeit des Abgeordneten, als dessen Nachfolger er allgemein galt, näher gerückt als je und beschäftigte ihn lebhaft.

Schon mehrfach hatte er mit Broschüren über zeitgemäße sociale Fragen Aufsehen erregt; man hatte sie in den Diskussionen des Reichstages erörtert, citiert und angegriffen; in Parteiversammlungen war Herbert von Dürren zum Wort gekommen, allein all das genügte ihm nicht. Nur vom Sitze eines Abgeordneten aus versprach er sich die volle Wirkung seiner Absichten. Bis dahin lebte er

seinen einsamen Studien, seinen Schriften und der Gesellschaft, da er durch die Hinterlassenschaft seines Vaters vollkommen unabhängig war.

Seit dem Tode des Vaters repräsentierte er die Familie. Die Mutter war mit ihrer kränkenden Schwester in Italien, sein Bruder Max war Offizier, wie er selbst es gewesen, bis er den Degen mit der Feder vertauscht hatte. — —

Der Wagen war in die Chausseestraße eingebogen. Das Coupé mußte sich mühsam seinen Weg zwischen Lastfuhrwerken, Droschken und Pferdebahnwagen suchen, über die jetzt ein tolles Schneegestöber seine großen weißen Flocken warf.

Der bläuliche Schein der elektrischen Bogenlampen vom Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater drang durch die überhauchten Scheiben in das Innere, und mit scharfer Wendung fuhr der Wagen unter dem Schutzbache vor das Portal. Ehe noch der abspringende Diener, um den Wagen eilend, dazu kam, die Thür zu öffnen, stieg Herbert schon aus und schritt rasch in das schützende Vestibule, gefolgt von dem Diener, der hinter ihm drein durch das mit hunderten von japanischen Fächern und Schirmen ausgeschmückte, in den buntesten Farben schimmernde Foyer die breite Treppe zum ersten Rang emporstieg, wo er den Pelzmantel Herberts in Empfang nahm und ihm das Opernglas reichte, während dieser noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel warf, ehe er in die Loge trat.

Der Logenschließer, ein alter, graubärtiger Mann, begrüßte ihn mit einem ehrfurchtsvollen: Guten Abend, Herr Baron! und rückte ihm einen der rotsammetnen Fauteuils zurecht.

Zum dritten Male schon kam Herbert von Düren, um sich den Mikado anzusehen.

Gleich beim ersten Auftauchen der Operette hatte er sich lebhaft dafür interessiert. Jetzt, da sie das englische Gewand abgelegt hatte, schien sie ihm noch heimischer zu sein; und so fand er sich, einem plötzlichen Entschlusse folgend, auch heute wieder in dem hübschen Theater des Nordens von Berlin ein, um den gefälligen Melodien Sullivans zu lauschen, die ihm oft mitten hinein in seine ernste Arbeit tönten, daß er vom Schreibtisch aufstand und in das Nebenzimmer an den Flügel schritt, um sie sich zum hundertsten Male vorzuspielen.

Als er in die Loge trat, hatte die Ouverture eben begonnen. Die Nebenlogen links und rechts waren leer.

Von drüben grüßten zwei Herren herüber, Graf Ebdingen in Civil mit seinem Vetter Hans von Brenkenhoff, den er protegierte und, da dieser erst jüngst nach Berlin gekommen war, in das Leben der Kaiserstadt einführte; denn trotz seiner einundvierzig Jahre war Ebdingen, der Junggeselle geblieben, nicht nur der schneidigste Rittmeister der Dragoner, sondern noch immer ein Lebemann, der es mit dem jüngsten Lieutenant in jeder Hinsicht aufnahm.

— Sag mal, Max, fragte Hans von Brenkenhoff, indem er sich mit der behandschuhten Rechten vorsichtig über sein glänzend schwarzes, schön gescheiteltes Haar fuhr und durch ein Zucken von Nase und Augenbrauen das Monocle aus dem Auge fallen ließ, ihr waret doch mal Freunde, du und Düren, nicht? —

— Ja! — Aber lange her, ich denke so dreizehn oder vierzehn Jahre. Kurze Zeit nach dem Kriege. Haben in der dritten Eskadron zusammen in Frankreich gestanden.

— Und weshalb seid ihr auseinandergekommen?

— Davon ist nicht die Rede, erwiderte Ebdingen und dämpfte die Stimme, um die Ouverture nicht zu stören

— Düren quittierte wegen einer dummen Geschichte, die er sich zu Herzen nahm — ein Mädchen hatte seinetwegen den Tod gesucht — haben uns dann aus den Augen verloren. Er hat ja wohl studiert, ist Doktor der Philosophie und treibt Socialismus.

— Ich bitte dich, er genießt kolossales Ansehen.

— Mag sein! Ich verstehe das nicht, ein Mensch in seiner Stellung und solche Geschichten . . . verstehe das absolut nicht, hätte es ihm nie zugetraut. — Doch still jetzt! . . . Hören wir lieber auf den Mikado.

Der bunte, in japanischen Mustern gemalte Vorhang rauschte empor, das farbenprangende Bild des Palasthofes von Titipu enthüllte sich im taghellsten Scheine, und der fächerschwingende Chor begann seinen Gesang . . .

Herbert von Düren hatte sich lässig zurückgelehnt.

Die Handlung auf der Bühne interessierte ihn nicht sehr.

Er gab sich ganz dem Zauber der melodieenreichen Musik hin, die sich einschmeichelnd in das Ohr stahl, daß man träumen konnte von glücklicher, ungetrübter Zufriedenheit.

So hörte er kaum, wie sich die Thür der Fremdenloge öffnete, vorsichtig wieder geschlossen wurde, und ein leises rauschen von Frauenkleidern ertönte — jenes rauschen der Gewänder, das so angenehm durchschauert und einem das Blut stocken macht.

Noch einmal raschelte es leise in der Nebenloge hinter ihm, allein Herbert achtete nicht darauf.

Als sein Blick nach der andern Seite hinüberflog, sah er im Halbdunkel, leicht vom Scheine des elektrischen Lichtes der Bühne überhaucht, wie Ebdingen das Glas vor die Augen hielt und eifrig herüberfah, während Brenkenhoff sein Monocle eingeklemmt hatte und sich über die Oberlippe fuhr, nachlässig arrogant, als streiche er seinen

Bart, der sich erst in einzelnen dunklen Flaumhärchen zeigte.

Herbert rückte seinen Sessel, den er der Bühne zugekehrt hatte, um unauffällig zurückschauen zu können. Beim ersten Male gelang es ihm nicht gleich, und er rückte nochmals an seinem Stuhle.

Hierbei bemerkte er, wie seine Nachbarin ihr zierliches Opernglas für einen Augenblick sinken ließ, um nach einem Blicke auf den japanischen Fansächer, der den Theaterzettel enthielt, wieder eifrig die reizende Dum-Dum zu beobachten.

Eine augenscheinlich noch sehr junge Dame in der Fremdenloge. Also wahrscheinlich eine Fremde.

Als er sich wieder umschaute, war ihm, als habe er sie früher schon einmal gesehen; allein er vermochte ihre Züge nicht genau zu erkennen. Sie war schlank gewachsen, mit schmalen, leichtgerundeten Schultern. Ein schlichtes, hellbraunes Kleid mit dunkleren Längsstreifen umschloß knapp den zarten Leib.

Der enganliegende Ärmel, nur bis zur Mitte des Unterarmes reichend, zeigte einen schlanken und doch vollen Arm, und wie sie, den Ellbogen leicht aufstützend, das Glas vor die Augen hielt, entwickelte sie eine Anmut der Haltung, die ihn entzückte.

Herbert wandte sich wieder der Bühne zu, bis ein Geräusch in der Nebenloge ihn aufs neue den Kopf wenden ließ. Die Dame hatte den Hut abgenommen und war im Begriff, ihn auf den nebenstehenden Sessel zu legen. — Als sie sich jetzt wieder der Bühne zkehrte, sah er zum ersten Male ihr Gesicht. Es kam wie ein plötzliches Erschrecken über ihn: das Gesicht war ihm bekannt. Er mußte genau, daß er es schon einmal gesehen hatte.

Die Züge waren ihm bekannt und doch wieder so unbekannt. Sollte er der jungen Dame etwa auf der Straße

begegnet sein, ihr in der Stadtbahn gegenüber geseffen haben? — War es eine bekanntere Berliner Persönlichkeit, vielleicht eine Schauspielerin eines kleineren Theaters?

Er ging in Gedanken die letzten Wochen durch: all die Bekanntschaften, die er gemacht, alle Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung gekommen war.

Er entsann sich genau, wie sympathisch ihm die Züge dieses Gesichts gleich beim ersten Sehen gewesen waren. — Oder sollte er sich doch täuschen? . . . Hatte er einmal von diesem Liebreiz geträumt? . . .

Doch nein, so etwas ließ sich nicht in Träumen erfinden, dazu mußte man mehr als Künstler sein, um solche Lieblichkeit zu erfinden.

Das Gesicht war etwas länglich, ein fein modelliertes rundes Kinn mit leise angedeutetem Grübchen, ein schmaler, sehr kleiner Mund, zwei volle frische Lippen, keusch hellrot, ein feines Näschen, unmerklich aufgeworfen, aber mit schmaler, gerader Linie von der Stirn aus.

Zwei dunkelschimmernde Augen, lange, sehr dunkle Wimpern, hellere, in feinem Bogen auslaufende Brauen und blondes Haar, etwas zu künstlich frisiert, in Lösschen auf die Stirn gelegt, die Schläfen bedeckend, von hinten aufgenommen und hoch frisiert. Dadurch erhielt der kleine Kopf sein vollendete Zartheit. Das hübscheste waren die kleinen Ohren, kaum aus den Haaren sich hervorstehend, am Rande von leichtem Rot überhaucht, und die feinen Ohrfläppchen undurchbohrt.

Seine Augen, der Bühne jetzt ganz abgewandt, hatten sich an das Dunkel gewöhnt, so daß er jeden Zug ihres Gesichtes erkennen konnte.

Einmal kam ihm der Gedanke, blitzartig: Kitty Nail, die er mit James Ward auf Helgoland kennen gelernt hatte!

Aber Kitty hatte goldblondes Haar, das sie offen trug . . . Ähnlichkeit war vorhanden, große Ähnlichkeit sogar, aber dies war eine Dame und Kitty ein wildes, junges Ding. Er wußte auch, daß sie mit James jetzt in Egypten war.

Was sie nur für Augen haben mochte? . . Sie sahen so dunkel leuchtend aus. Braune Augen zu dem hellen Haar, das mußte einen seltsamen Reiz haben.

Sie schien nicht acht zu geben, daß er sie so eifrig betrachtete. Nur einmal rückte sie unmutig. Dann bemerkte sie es nicht mehr, so wenig sie einen Blick nach der gegenüberliegenden Loge warf, von wo aus Ebbingens sie unausgesetzt beobachtete und häufig mit Brenkenhoff Bemerkungen tauschte.

Einmal glaubte Herbert, sie werde aufmerksam. Als er sich halb zurückwandte, fand er ihre Augen auf sich gerichtet.

Er blickte ihr jetzt voll ins Gesicht. Sie zog die feinen Augenbrauen leicht zusammen und sah ihn scharf an. — Den Blick kannte er. Genau so blickte Kitty Nail.

Unwillkürlich, ohne sich recht der Absicht bewußt zu sein, neigte er sich etwas vor und machte jene eigentümliche Bewegung des Grüßens, wenn man meint, nicht gleich erkannt zu werden oder wenn man seiner Sache nicht ganz sicher ist.

Als er zu bemerken glaubte, daß die Dame den Kopf neigte, vollendete er den begonnenen Gruß. —

Hatte sie nur den Kopf geneigt, weil der Gebildete einen Gruß zu erwidern pflegt, auch wenn er ungewiß ist, ob ihm derselbe gegolten hat? . .

Die Frage ließ ihm keine Ruhe.

Er unterließ es, sie durch unangebrachte Neugier zu belästigen. Im Zwischenakte mußte er Aufklärung haben, und sollte er eine Taktlosigkeit begehen.



Er fühlte, wie sie ihn jetzt beobachtete, er glaubte ihre Blicke wie etwas greifbares zu empfinden, und in dem Bewußtsein, beobachtet zu werden, überkam ihn eine Unruhe, deren Ursachen er sich nicht zu erklären vermochte. —

Der erste Akt schien ihm endlos lang. Achtzehn Minuten Pause standen auf dem Theaterzettel, allein der Mikado hatte nur zwei Akte, also nur einen Zwischenakt.

Wenn er sie wirklich anreden wollte, blieb ihm nicht viel Zeit und Gelegenheit. . .

Er hatte seit mehr als einem Jahre seinem Verkehr die engsten Grenzen gezogen. Seine Arbeiten verlangten all seine Kräfte. An ein ernsthaftes Verhältnis dachte er nicht, obgleich seine Mutter jede nur erdenkliche List anwandte. — Wozu sollte er sich binden? Sein Herz hatte noch nicht gesprochen, seine Frau Mutter mußte sich also schon in Geduld fassen.

In seiner Lieutenantszeit hatte er blind in den Tag hinein gelebt, ganz in den Bahnen Ebbingens sich bewegend.

Dann nahm er seinen Abschied, und einige Jahre ernster Arbeit waren gefolgt. Als er sein Ziel erreicht hatte, gab er sich wieder allen Vergnügungen hin, bis er in die Politik geriet, und unermüdlige Arbeit mit ein paar toll verlebten Wochen abwechselte, nach denen er aufs neue sich ganz seinen volkswirtschaftlichen Studien widmete.

Zuweilen trieb es ihn aus dem Wuste seines Studierzimmers hinaus; seine kraftvolle Natur verlangte gebieterisch ihr Recht, und als kräftiger Schwimmer warf er sich ohne Besinnen in den Strudel, mit der Sicherheit, nicht darin unterzugehen.

Alein die letzte Zeit war ereignislos verlaufen. Er fühlte, er werde alt. Seine Freunde lachten ihn aus. Er mit seinen siebenunddreißig Jahren sah kaum älter aus als dreißig. Schlank und hochgewachsen, breitschultrig,

hatte er sich die Haltung des Offiziers bewahrt. Nur den Kopf trug er etwas nach vorn geneigt, wenn er sich gehen ließ.

Geschmeidig in seinen Bewegungen, ein eifriger Turner und unermüdblicher Reiter, hatte er sich gegen alles gestählt.

Stets ging er einfach und unauffällig gekleidet. Das Haar, kurz geschnitten und scheitellos nach vorn gebürstet, war dunkelbraun, fast schwarz. Zu dem ausgezwirnten Schnurrbart des Kavalleristen hatte er sich einen blonden Wollbart stehen lassen. Die grauen Augen schienen alles durchdringen zu wollen, und doch lag in ihrer Tiefe ein Ausdruck von Herzlichkeit, der sofort gewann.

Die Nase, scharf gezeichnet und schmal, an der Würzel leicht eckig gebogen, verlieh dem Gesichte etwas energisch aristokratisches, das im seltsamen Widerspruch zu der dankenvollen Stirn und den oft sinnend blickenden Augen stand.

Sein ganzes Äußeres zeigte den kräftigen zielbewußten Mann und wirkte sympathisch gewinnend, nicht nur auf die Frauen, die ihn höchst interessant fanden, sondern auch auf die Männer, da nichts in seinem Wesen von Eitelkeit zeugte, sondern alles Ausfluß seiner kraftvollen Persönlichkeit war.

Der Akt ging zu Ende; der Vorhang fiel, um sich immer wieder zu heben und das farbenprächtige Gruppenbild zu zeigen, das sich malerisch dem Auge bot. Mit einem Schlage glühten die Platindrähte in den gläsernen Birnen auf und gleichmäßige Helle erfüllte den Zuschauerraum.

Im Parkett klappten die Sitze mit dumpfem Geräusch, das beginnende surrende Zwischenaftsgespräch schwirrte durch den Theaterraum. Man erhob sich, Thüren wurden geöffnet, die Vorhänge zurückgeschoben, und langsam leerte sich das Haus, während nur vereinzelt Zuschauer auf ihren Plätzen blieben.

Als Herbert sich erhob und nach seinem Hute griff, hatte er nochmals die Dame in der Fremdenloge begrüßt. Dieses Mal war er sicher, daß sie ihm höflich dankte.

Ihr Gesicht war dabei ruhig geblieben wie zuvor; kein Lächeln auf den Lippen, jenes pflichtschuldige Verziehen des Gesichtes bei näherer Bekanntschaft.

Sie hatten beide einen Augenblick geögert, bis sich die Logen geleert hatten.

Als er auf den Gang hinaustrat, hörte er, wie die Dame sich an den Logenschließer wandte:

— Bitte, wollen Sie mir nicht von drunten ein Glas Bier besorgen? Ich möchte nicht allein zum Restaurant gehen.

Im nächsten Augenblicke stand Herbert neben ihr, zog höflich den Hut und bat:

— Darf ich Ihnen vielleicht behilflich sein, mein Fräulein?

Sie sah ihn einen Augenblick zaudernd an. Sie schien in seinem Gesichte zu lesen, welchen Gedanken er wohl haben möge. Es zuckte um ihre Lippen.

Der Logenschließer war bescheiden zurückgetreten.

Wie sie jetzt, zu ihm aufschauend, vor ihm stand, reichte sie ihm, der über die gewöhnliche Größe hinausragte, bis zum Munde.

— Ich bitte sehr um Entschuldigung, fuhr er nach kurzer Pause fort, ich glaubte die Ehre zu haben, vom gnädigen Fräulein gekannt zu werden. Ich würde mir sonst nicht erlaubt haben, einen Gruß zu wagen.

— Aber ich bitte, Herr Baron.

— Doktor von Düren, wehrte Herbert ab.

Ein leichtes Lächeln spielte jetzt um ihren Mund, dann warf sie den Kopf zurück und es blitzte schalkhaft in ihren Augen auf, ohne daß Herbert es bemerkte.

Auch die Stimme war ihm bekannt, dieser bestrickende

Tonfall, ein leichtes Singen und Hinüberziehen der Endsilben, als sei sie eine Ausländerin.

Sie kannte ihn also. Er durfte sich nichts vergeben, wenn er auch nicht wußte, wer sie war.

— Wenn Sie mir gestatten wollen, Sie hinunter zu begleiten, bat er.

— O, ich danke! wollte sie wehren, allein sie sah sein etwas enttäuschtes Gesicht, und im selben Augenblicke bemerkte sie Ebbing, der mit Brenkenhoff die Treppe heraufkam, und ihr mit seinen Fixierungsversuchen nicht entgangen war, und sie erwiderte deshalb:

— Wenn Ihnen darangelegen sein sollte, Herr von Düren.

— Ich bestehe sogar darauf, mein gnädiges Fräulein.

Und sie schritten gemeinsam an den zur Seite tretenden Ebbing und Brenkenhoff, die höflich grüßten, die teppichbelegte Treppe zum Foyer hinab, während die beiden ihnen nachsahen und Ebbing murmelte:

— Zu spät . . . Der Düren hat immer verteufteltes Glück. Wer das nur wieder sein mag? Kolossal nette Hexe. Und jung . . .

Hans von Brenkenhoff schnalzte voller Wohlbehagen mit der Zunge.

— Es war wieder mal nichts.

— Gehn wir runter!

Drunten sahen sie Herbert mit seiner Dame im Restaurant sitzen, allein sie hielten sich wohlweislich fern, und Ebbing sagte:

— Komm, wollen ein Glas trinken.

Reges Leben herrschte in den verschiedenen Räumen. Im Restaurant eilten die Kellner mit Bier und belegten Bröten hin und her, drüben in der Konditorei war es leerer; nur einige Damen saßen dort und aßen Kuchen

oder kauften am Büffet Konfekt. In den Gängen und dem eigentlichen Foyer cirkulierte eine lebhaft plaudernde Menge. Man sprach über das Stück, besah die an den Wänden hängenden Photographieen der Schauspieler und Künstlerinnen in ihren früheren Rollen.

Oder man saß auf den niederen, dunkelsammetnen Divans in dem ganz mit japanischen Schirmen und kostbaren Draperieen ausgeschmückten Raume, in dessen Mitte aus dem Runddivan ein riesiger, alles überdeckender, bunter japanischer Schirm sich erhob und die darunter Sitzenden vor den Fluten des von den Bogenlampen herabströmenden elektrischen Lichtes schützte.

Herbert hatte einen kleinen Eßtisch gefunden, Bier bestellt und seiner Dame ein Brötchen servieren lassen.

Er plauderte ungezwungen über das Stück.

Sie hatte die Handschuhe abgestreift, und sein Blick ruhte unausgesetzt auf diesen kleinen, weißen Händen, die ohne jeden Ring waren.

Das Handgelenk war schmal und fast gebrechlich zart über dem Knöchel, und doch lag in der Verbindung mit dem vollen weißen Arm, in den schlanken, voll ausgeglichenen Linien eine schlummernde Kraft.

Vom Gesicht fiel sein Blick immer wieder auf diese wunderbaren Hände. Und er dachte, welche Wonne es sein mußte, diese Händchen küssen zu dürfen. Er fühlte sich plötzlich von einem seltsamen Schauer durchrieselt bei dem Gedanken, daß diese Finger ihm über Stirn und Haar fahren könnten. —

Sie sprach leise und langsam, und ihm schien, als ob ihre Stimme zuweilen aus weiter Ferne klänge.

Er war versucht, die Augen zu schließen, um den Zauber voll genießen zu können.

Und dabei ging ihm immer die Frage durch den Sinn: wer mag es sein, wo bist du ihr begegnet; zuweilen glaubte er, es sei Kitty, dann sagte er sich wieder, daß er sich irre. — Sie kannte ihn, das hörte er aus all ihren Reden heraus. Sie entschuldigte sich:

— Ich hatte niemanden, der mich begleiten konnte, und so mußte ich wohl allein gehen, wie unangenehm es auch sein mag. Es ist komisch, wie in einer Großstadt jedermann Vergnügen daran haben kann, eine einzelne Dame anzugaffen. Ich finde das durchaus nicht geistvoll. —

Der Zwischenakt ging zu Ende, und langsam leerten sich die Räume. Vor der Logenthür fragte Herbert möglichst unverfänglich:

— Gestatten gnädiges Fräulein, daß ich in Ihrer Loge Platz nehme? . .

Dennoch sah er, wie sich ihre Augenbrauen leise zusammenzogen, wie ein Wolfenschatten über ihr Gesicht zu gleiten schien. Allein im nächsten Augenblick zeigte sie ihm wieder ihr ruhiges, klares Auge und sie erwiderte etwas kühl und zurückhaltend:

— Ich wüßte nichts dagegen einzuwenden.

Sie hatte schon die rote, schwere Portiere aufgeschlagen und trat in die etwas enge Loge ein, während er ihr auf dem Fuße folgte und ihr den Sessel zurecht rückte.

Sie saß jetzt an seiner linken Seite, so daß, wenn er sich der Bühne zuwandte, er das feingeschnittene Profil vor Augen hatte.

Den Handschuh der Rechten hatte sie noch immer nicht angezogen, und wie sie jetzt das Glas hob und ihre Blicke musternd durch den Zuschauerraum wandern ließ, hatte er aufs neue Gelegenheit, den harmonischen Uebergang vom Arm zur Hand zu bewundern, und es faßte ihn der Wunsch an,

seine Hand um dies schmale Gelenk legen zu dürfen, um ihre beiden Hände und sie selbst fest zu halten.

Sie plauderten miteinander; sie warf ihre anfängliche Zurückhaltung mehr und mehr ab; allein kein Ton, kein Wort verriet ihm, wer und was sie wohl sein konnte.

Der zweite Akt begann. —

Sie lehnte sich zurück, um ihm den Blick auf die Bühne nicht zu rauben, allein er bat, sich vorbeugend, leise, dringlich, auf ihn keine Rücksicht zu nehmen.

Er hatte dabei ihren Arm gestreift, und ein Gefühl wohliger Spannung durchlief ihn. Er fühlte sich in ihrer Gegenwart zufrieden, wie selten einer Frau gegenüber.

Eine berauschende Wärme schien von ihr auszuströmen, jener Hauch mädchenhafter Jugendfrische, der die Sinne verwirrt und das Blut schneller durch die Adern treibt.

Ganz instinktiv fühlte er, wie sich diese Stimmung auch bei seiner Unbekannten steigerte, und innerlich eine Annäherung herbeiführte, die nur ein langer, inniger Verkehr zu erzeugen im stande ist.

Wie sie jetzt der Bühne zugewendet saß, ihm nur ein Viertel des Profils zeigend, trat jene eigentümliche Linie deutlich hervor, von der Stirn die Wange entlang, mit der scharfen Ausbuchtung unter der Augenbraue, die Linie, die das Kriterium dauernder Schönheit ist; und hier war sie so edel geschwungen und rein, wie er sie nie gesehen hatte. —

Nanki-Poo ist endlich glücklich geworden mit der schelmischen Dum=Dum; Ko-Ko hat seine gefürchtete Katischa, und über das bunte, farbenprangende Schlußbild fällt der Vorhang. —

Herbert tritt mit seiner Begleiterin hinaus und ist ihr behilflich, den hellen Mantel und den schwarzen Pelz umzulegen. Der Diener Herberts wartet mit dem Pelze

seines Herrn und giebt ihm denselben um die Schultern.

Ob sie einen Wagen haben wird? fragte sich Herbert, während sie die Treppe hinuntersteigen; und einem raschen Entschlusse folgend, fragt er mutig:

— Haben Sie einen Wagen, gnädiges Fräulein, oder darf ich Ihnen den meinen zur Verfügung stellen?

Sie bleibt auf einer der Stufen stehen, er steht um zwei tiefer, so daß sie sich gerade in die Augen sehen. Sie lächelt leicht, aber nicht böse.

— Und Sie selbst? — Sie wissen ja gar nicht, wohin ich fahren werde.

— Wohin Sie befehlen natürlich. Wohin also, wenn ich mir die Frage erlauben darf?

— Den Linden zu. Aber ich kann ihr Anerbieten nur annehmen, wenn Sie selbst sich nicht stören lassen.

— Durchaus nicht, mein Ziel liegt nach gleicher Richtung.

— Dann bitte ich, mich unter den Linden abzusetzen.

Der Diener hatte den Schlag geöffnet und wartete, den Hut in der Hand. Das elegante Coupé, Kutscher und Diener in großen weißen Pelzen, lenkte die Aufmerksamkeit auf sich, und man blieb einen Augenblick stehen, um zu sehn, wie das Paar einstieg.

— Herr Doktor befehlen? fragte der Diener.

Herbert sah seine Begleiterin an, und diese erwiderte nur:

— Vorläufig zu den Linden.

Der Diener schloß den Schlag, sprang auf den Bock, die ungeduldig werdenden Kappen zogen an, und im schlanken Trabe ging es durch das stärker werdende Schneegestöber die Chausseestraße entlang.

Sie hatte sich in die Ecke zurückgelegt, so daß Herbert von ihrem Gesichte nichts sehen konnte.



— Warum machen Sie eine so ungenaue Angabe? unterbrach er das Stillschweigen.

— Weil ich erst bedenken wollte, wohin ich gehe, lächelte sie.

— Ich verstehe Sie nicht ganz.

— Ach Gott, das ist auch sehr prosaisch. Aber Tante wird schlafen gegangen sein. Das Mädchen habe ich fortgehen lassen, und ich möchte gern noch ein wenig essen. Ich gehe sonst nicht allein ins Theater und bin es gewöhnt, hinterdrein zu soupieren. Wenn Sie mich also bei Aimé, Wittkop, oder sonst einer kleinen Weinstube absetzen wollten? . . .

Das ist ja reizend, dachte Herbert, und wußte nicht, was er davon zu halten hatte.

Dieses Souper hieß doch soviel als: Lade mich ein. Sollte es eines jener banalen Abenteuer werden, nach denen er niemals besonderes Verlangen gehabt hatte? — Was that es. Ganz so gewöhnlich konnte es doch nicht auslaufen. Möchte es also sein! —

Was brauchte er sich Gedanken zu machen, ob sie anständig war oder nicht.

Ein paar Mal streifte er mit den Knien ihre Kleider und ihr Knie. — Als er seine Hand auf die Kissen fallen ließ, begegnete er der ihren. Durch das feine Leder fühlte er eine brennende Glut, so daß er es wagte, die Hand zu erfassen, vorsichtig, und zu sagen:

— Wie heiß Ihre Hände sind. Es ist warm. Darf ich ein Fenster öffnen?

Langsam entzog sie ihm ihre Hand. Ihre Finger glitten über die seinen hin mit leichtem, fast unmerklichen Drucke, und er fühlte, wie ein Zucken durch die Hand lief.

Sie wehrte ihm nicht, sie gestattete ihm noch weniger.

Langsam, wie um ihn nicht zu beleidigen, entzog sie ihm ihre Hand.

Er öffnete das Fenster an seiner Seite, der kalte Wind fuhr herein und trieb dicke weiße Schneeflocken über den Fensterrahmen in den Wagen.

— Sie werden sich doch nicht erkälten?

— O nein, gewiß nicht.

Wieder trat Stillschweigen ein.

Draußen tanzten die Flocken wirr durcheinander, alles war mit einer feinen, blendend weißen Decke überzogen. Kein dunkler Fleck; nur die Häuser erhoben sich rechts und links, schwarz und steif, hochragend, daß es schien, als ob man durch einen tiefen, breiten Hohlweg fahre.

Das Coupé wiegte sich schaukelnd in seinen Federn und an den Glasscheiben, die auch die ganze vordere Wand einnahmen, huschten tanzend die Gasflammen vorbei. Zuweilen ging es durch einen lichtereren Fleck. Es ward heller im Wagen, wenn die Bogenlampen eines Geschäftes vorüberglitten, und Herbert konnte seine Unbekannte sehen, wie sie sich in die weichen Kissen zurücklehnte.

Der Wagen fuhr jetzt geräuschlos über den Asphalt der oberen Friedrichstraße.

Sie hatten kein Wort mehr gewechselt. Stillschweigend genossen sie ihr Beisammensein. Plötzlich fragte Herbert:

— Würden Sie sehr böse sein, mein Fräulein, wenn ich bitten würde, mit Ihnen gemeinsam zu soupiieren?

Er wartete auf die Antwort und glaubte zu bemerken, daß sie schneller atme. Dann sagte sie:

— Ich weiß nicht, ob ich böse sein kann; eigentlich schon . . .

— Oh, ich bitte sehr. Sie würden mir eine große Freude bereiten, und es wird Ihnen doch auch angenehmer

sein. Uebrigens können Sie nicht nein sagen, da Sie schon den ersten Schritt gethan und im Theater die ersten Körner Salz mit mir gegessen haben.

Sie lachte und sagte dann:

— Sie sind schlecht, mich so zu fangen, aber ich muß Ihnen recht geben. Eigentlich sollte ich es nicht thun. — Allein, es sei für dieses Mal, unter der Voraussetzung, daß Sie niemandem ein Wort sagen werden.

— Aber mein gnädigstes Fräulein, ich —

— Ich sage das nur, weil Ihre Freunde vor dem Theater gesehen haben, wie ich in den Wagen stieg. Es war zu spät, um umkehren zu können . . . Ihre Hand, daß Sie schweigen werden.

— Meine Hand!

Er ergriff ihre dargebotene Rechte und beugte sich nieder, um sie an die Lippen zu führen. Allein sie entzog ihm dieselbe abwehrend.

— Nicht doch! —

Sie hatte sich vorgebeugt und er sah ihre Augen im Dunkel leuchten.

Dann zog sie den Schleier fester. Allein der Pelz hinderte sie, die Arme zu erheben, und Herbert war ihr behilflich; nur daß er unnötig lange brauchte, ehe er seine Hände wieder von ihrem Kopfe entfernte.

Er mußte all seine Willenskraft zusammennehmen, um nicht dem Wunsche zu folgen, sie in der Dämmerung des Wagens, jetzt wo seine Arme ihre Schultern streiften, zu küssen.

Im nächsten Augenblick hatte sie sich mit einem freundlichen: Ich danke! wieder zurückgelehnt und die Hände in die kleinen schwarzen Mufftaschen versenkt.

Das Coupé jagte die Friedrichstraße entlang, unter

dem Stadtbahnbogen hindurch, am Centralhotel vorüber, jezt immer in voller, fast tagheller Beleuchtung.

An der Dorotheenstrafe mußte der Kutscher die Pferde zügeln, um einen grell klingelnden Pferdebahnwagen vorüber zu lassen, der sich schwerfällig durch das immer dichter werdende Schneegestöber schob und wieder in der Nebenstraße verschwand.

Im nächsten Moment bog das Coupé in kurzem Trabe in die Linden ein, deren kahle Bäume mit einer dichten, flockigen Schneeschicht überzogen waren, so daß, unterstützt von den Bogenlampen, die sich in drei Reihen, zu beiden Seiten und scheinbar frei schwebend in der Mitte der Allee hingen, ein Märchenbild sich bot, wie es die Phantasie nicht schöner gestalten konnte.

Vom Opernhause jagte Equipage hinter Equipage, eine nicht enden wollende Reihe von Droschken ergoß sich aus der Friedrichstraße und in das Café Bauer drängten sich die aus den Theatern und Konzerten kommenden Besucher, um für kurze Zeit vor dem Schneegestöber Obdach zu suchen.

Der Diener beugte sich auf einen Ruf Herberts vom Boock herab, empfing die Adresse, und an der Südseite der Linden hin jagte der Wagen über die Schneefläche seinem Ziele zu.

## II.

An den geschlossenen Portieren der kleinen Logen vorüber, aus denen Lachen und Gläserklingen drangen, schritten sie hinter dem von zwei Kellnern begleiteten Oberkellner über die dichten Teppiche des Ganges die jeden Laut dämpften.

Der eine Kellner schlug die schwere Portiere zurück,

während der andere schon das Licht des Kronleuchters aufgedreht hatte.

Herbert trat mit seiner Begleiterin ein, ließ sich Hut und Pelzmantel abnehmen, und war dann seiner Dame behilflich abzulegen, indem er die einzelnen Stücke dem Kellner übergab.

Sie trat vor den Spiegel und ordnete mit der Handfläche ihre Frisur, da einzelne Härchen beim Abnehmen des Hutes sich befreit hatten. Dann nahm sie auf dem kleinen Kirschroten Sofa der Hinterwand Platz und streifte langsam die langen gris-perle Handschuhe ab, während Herbert die Weinkarte musterte.

— Lieben sie Romanée-Conti, wandte er sich an die junge Dame.

— Ich bitte. Jeder Burgunder ist mir angenehm.

— Also: eine Romanée.

Herbert ließ sich auf einen Sessel zu ihrer Linken nieder. Als sich ihr rechter Handschuh mit dem Armband verhakete, war er ihr behilflich.

— Die Herrschaften soupieren? fragte der Oberkellner sein stereotypes Lächeln zeigend.

— Die Karte, bitte.

Und als er sie erhalten hatte:

— Es ist gut.

Der Vorhang fiel wieder zu, und Herbert reichte ihr die Karte.

Sie hatte die Handschuhe aufgeringelt in ein Glas geworfen und studierte die Karte.

Der Kellner klornte draußen leise mit der Flasche, trat dann erst ein und stellte in schwungvollem Bogen die dickbauchige Flasche auf den Tisch, zugleich zwei der feinen, gebrechlichen Gläser neben jedes Couvert setzend.

Herbert bestellte und schenkte dann vorsichtig ein.

— Mein gnädiges Fräulein! forderte er sie auf.

Und leise klangen die Gläser aneinander, während sie ihm beim trinken fest in die Augen sah.

Sie nippte nur leicht.

— Nicht wahr? fragte sie, zum Willkommenruß ist es nicht viel, aber ich muß erst etwas genteeßen, ehe mir der Wein schmecken kann.

Bald dampfte die aus silbernen Bechern auf die Teller geschüttete Suppe vor ihnen, und Herbert gab seine Anordnung über das kleine rasch zusammengestellte Souper.

Er legte plötzlich seinen Löffel nieder, sah seine Begleiterin einen Augenblick scharf an und sagte dann:

— Eine Frage, liebes Fräulein, aber Sie dürfen nicht böse werden, noch weniger aber mich auslachen . . .

— Nun? sagte sie und schaute ihn schelmisch von unten herauf an. Das scheint schlimm zu werden.

— Ich muß Ihnen nämlich, so komisch es klingen mag, offen und ehrlich gestehen, daß ich zwar der festen Meinung bin, Ihre Bekanntschaft einmal gemacht zu haben, ohne mich jetzt genauer darauf besinnen zu können. Sie dürfen mir dies nicht übel nehmen. Sie sehen ja, daß ich ehrlich bin.

Sie war ernst geworden und schlug die Augen nieder, um ihn jedoch gleich wieder ruhig anzusehen.

— Ist das wirklich wahr, Herbert?

— Wie? fragte er erstaunt. Sie wissen meinen Vornamen?

— Ist das so etwas merkwürdiges, Sie großer Philosoph und Menschheitsbeglucker? Ich habe erst jüngst Ihre letzte Broschüre gelesen . . . es wenigstens versucht, um ganz ehrlich zu sein.

— Ich kenne Sie also doch von früher, nicht wahr?

— Das habe ich als selbstverständlich vorausgesetzt. Glauben Sie, daß ich sonst auf Ihre Anrede eingegangen wäre?

— Ich bitte Sie sehr, meinem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen.

— Lassen wir das doch. Es ist ja so viel besser. Wir haben nus gesehen, soupieren zusammen, trennen uns, und unsere Erinnerung ist um ein harmloses Abenteuer reicher.

— Sie glauben also, daß wir uns heute zum letzten Mal sehen?

Sie zuckte mit den Schultern und sah ihn von der Seite an.

— Wenigstens sehe ich voraus, daß Sie mir nicht nachforschen werden.

— Aber es ist nicht das erste Mal, daß wir uns sehen?

— Durchaus nicht.

— Ich habe mit Ihnen gesprochen?

— Sehr viel sogar.

— Nein, es ist nicht möglich. Aber ich bitte Sie, ich quäle mich schon den ganzen Abend. . . Ich hatte eine Vermutung, aber —

— Und Sie werden sich den Appetit verderben. — Die Schoten sind ausgezeichnet. Nur etwas zu süß, finden Sie nicht?]

Herbert hatte den Kopf in die Hand gestützt und sann nach.

— Aber Sie lassen ja Ihren Kapaun kalt werden. Lassen Sie das grübeln, und thun Sie dem Souper dieselbe Ehre an wie ich.

Herbert schüttelte den Kopf und nahm endlich Messer und Gabel wieder zur Hand.

Nach längerer Pause sagte sie:

— Ich bitte Sie, lassen Sie doch das grübeln. Sie kennen mich unter einem andern Namen. Ich heiße Lucie.

— Vielleicht wird es Sie nicht einmal freuen, wenn Sie sich wieder der Zeit und der Umstände erinnern, unter denen Sie mich kennen lernten. Lassen Sie uns anstoßen und ver-  
gessen, was hinter uns liegt. *Take time while time serves.*

Herbert legte die Gabel nieder.

— Kitty Nail! rief er.

Er hatte es heftig hervorgestoßen und sah, wie ein leichtes Rot in ihren Wangen aufstieg, während sie den zierlichen Kopf neigte.

— Ist es denn möglich, Miß Kitty? Also doch Kitty Nail? —

Sie nickte leicht mit dem Kopfe und lachte.

— Wo habe ich nur meine Augen gehabt! — Ja, aber ihr Haar? Wo haben Sie denn nur Ihr schönes goldenes Haar gelassen? Sie trugen es doch stets frei auf die Schultern fallend. — Ich vermutete es . . . aber daß ich Sie nicht gleich erkannt habe, Miß Kitty? — Und ich zermartete mir das Gehirn schon den ganzen Abend. . . Gewiß denke ich noch daran, den Sommer auf Helgoland, unsere herrlichen Fahrten um die Insel, unsere — — aber nein, wie konnte ich nur so blind sein! —

Sie saß mit gesenktem Kopfe da und ließ den immer wieder abreisenden Redestrom über sich ergehen.

Dann schwieg er plötzlich und sagte nach einer Weile:

— Jetzt müssen Sie mir aber erst zu freundlichem *shake hands* die Hand reichen und mir verzeihen, daß ich Sie nicht gleich erkannt habe.

Sie reichte ihm offenherzig die Hand und sagte:

— Wie sollten Sie mich erkennen. Ich habe mich sehr verändert, und dann haben Sie mich immer nur englisch sprechen hören; ich kleidete mich anders, und ich weiß, in der Frisur vermutet keiner die goldblonde Kitty.



Er hatte ihre Hand noch immer nicht gelassen.

— Wissen Sie, daß ich Sie stets für eine Engländerin gehalten habe? . . James hat mir nie etwas gesagt.

— Und warum auch nicht? — habe ich doch über ein Jahr in England zugebracht. Und dann habe ich, wie man mir stets versichert, ein gewisses Sprachtalent. Ich lerne eine Sprache ungemein leicht. . . .

— Sie freuen sich aufrichtig, mich wieder getroffen zu haben, sagte sie nach einer Pause, während die Kellner abgeräumt hatten, so daß jetzt auf dem blendend weißen Damast-Tischtuch das Licht wie frisch gefallener Schnee draußen lag.

— Ich vermag Ihnen nicht zu sagen, wie sehr. Unvergeßlich bleibt mir jener letzte Abend auf Helgoland, als ich mit Ihnen am Strande ging. Es war um uns so einsam und still, das Meer schien zu schlafen, es lag wellenlos im letzten Scheine der untergehenden Sonne, und leise rauschte die Flut an die Felsen. Wir gingen an der Nordspitze droben am Felsrande hin, die Gesellschaft war schon die Kartoffelallee vorausgeeilt. Wir sahen sie nicht mehr. In der Ferne glitten ein paar Schiffe vorüber. Und der Sonnenball ward blutig rot, dann versank er strahlenlos im Meere und die Dämmerung brach schnell ein. Sie standen etwa fünf Schritte von mir auf einem Felsstück. Ihre Gestalt zeichnete sich scharf am blauen Himmel ab. Damals trugen Sie lose weite Gewänder, und eine flatternde Matrosenjacke oder eine leichte helle Blouse. Deshalb habe ich Sie auch heute nicht an Ihrer Gestalt erkennen können. Aber jenes Bild ist mir unvergeßlich geblieben; Sie mit Ihrer blauen Schifferblouse, dem offenen Kragen und dem weißen Kleide mit den breiten marineblauen Streifen, den Strandhut in der Hand haltend, wie die letzten Lichter in Ihrem goldenen Haare schimmerten,

der rotbraune Fels und wie Ihre Gestalt von dem schwarzblauen Meere und dem purpurüberhauchten Himmel sich abhob.

— Oh, ich weiß noch recht wohl.

— Wir sprachen beide kein Wort; die Nacht brach ein, als die andern zurückkehrten und nach uns riefen. Ich hätte den Abend so gern mit Ihnen geplaudert. Allein wir waren in großer Gesellschaft. Ich fühlte mich Ihnen so nahe gerückt, als ich die wenigen Schritte hinter Ihnen stand und das Licht des Tages im Meere erlosch. Sie wissen ja: Zwei Tage darauf verließ ich Helgoland und hatte keine Gelegenheit gefunden, noch ein vertrauliches Wort mit Ihnen zu sprechen. — Und dann war ja auch James Ward . . .

Sie reichte ihm aufs neue die Hand hin, die er dieses Mal scheu an seine Lippen führte, ohne daß sie einen Versuch machte, ihm zu wehren.

Dann war es eine Weile still. Sie hörten das Lachen und Plaudern aus den Nebenlogen. Eine Gesellschaft schien aufzubrechen. Verworrenes Stimmengeräusch, daß sich entfernte und endlich verlor. Und dann ein Zusammenklingen von Gläsern, untermischt mit dem Rücken von Stühlen auf dem Teppich.

Sie nahm ihr Glas und hielt es Herbert hin, um mit ihm anzustoßen, und er glaubte dabei, daß es feucht in ihren Augen schimmere. — Wie hatte er diese blaugrauen Augen nur für braun halten können! Sie hatten ganz dunkel, fast schwarz geschimmert, als er im Theater ihre Farbe zu ergründen versucht hatte.

— Geniert es Sie sehr, Herr von Düren, fragte sie, um das Schweigen zu unterbrechen, wenn ich eine Cigarette rauche? — ich meine: ist es Ihnen unangenehm?

— Durchaus nicht, ich wollte eben bitten, mir eine Cigarre anzünden zu dürfen.

— Ich frage nur, falls Sie es vielleicht nicht gern sehen, daß eine Dame raucht.

— O nein, ich bin daran gewöhnt.

Er wollte klingen, allein sie hielt seine Hand auf.

— Nein, ich danke sehr. Ich habe alles. Sie wissen vielleicht nicht mehr, daß ich ohne Cigarette nach Tisch nicht existieren kann.

Während dem hatte sie eine kleine silberne Dose aus der Tasche geholt, ein Blättchen Reispapier abgerissen und mit großem Geschick eine Cigarette gedreht.

— Darf ich Ihnen auch anbieten? fragte sie, als sie aufschaute und bemerkte, wie er sie beobachtete, während er eine Cigarre aus dem Etui nahm, ohne sie abzuschneiden.

— Ich bitte sehr darum, Miß Kitty.

— Aber so nennen Sie mich doch Lucie, wie ich heiße, Lucie Nagel. James hatte mich nur Kitty getauft, weil ich auch so heiße, und er in den Namen verliebt war. Ich selbst mag ihn nicht. — Bitte! . .

Sie schob ihm die Dose hin.

— Nein, lachte er, so ist das nicht gemeint. Da müssen Sie sich schon die Mühe machen, mir eine Cigarette zu drehen. Ich verstehe mich nicht auf die Kunst. Und wäre es auch der Fall, Sie kämen doch nicht darum.

Sie lachte und erfüllte seinen Wunsch ohne zu zaudern.

Und während sie dann über gleichgiltige Dinge plauderten, dachte er an die Zeit, da er ihr zum ersten Mal begegnet war.

Ueber ihr Verhältnis zu James Ward war er nicht recht klar geworden. Durch einen Bekannten war er ihr vorgestellt, und in den zwölf Tagen, die sich Herbert auf der Insel aufgehalten, waren sie viel zusammengekommen.

Anfangs hatte er Kitty für die Braut Ward's gehalten.

War sie nur sein Verhältnis? hatte er sich dann gefragt. Der Ton ihres Verkehrs war nicht darnach. James liebte Kitty, das sah der unbefangenste. Allein in demselben Maße erwiderte sie seine Neigung gewiß nicht. Ihr Benehmen ließ weit eher auf ein verwandtschaftliches Verhältnis schließen.

Sie war frei und ungezwungen in ihrem Verkehr, ein wildes, unbändiges Kind, das mit fliegenden Kleidern durch die Insel tobte und all die andern mit fortriß.

Wie oft hatten sie nicht lawn-tennis zusammengespielt. Sie war stets eine der gewandtesten.

Sie liebte das Meer. Und einmal hatte sie plötzlich zu ihm gesagt:

— Das Meer ist wie meine Seele — aber gewisse Menschen verstehen das nie; sie versuchen nicht einmal, es zu begreifen.

Es stand bei Herbert fest; daß sie mit gewissen Leuten James gemeint habe, und daß sie dessen Geliebte sei.

Allein wie das alles zusammenhing, begriff er nicht. Er hörte nur einmal, wie ein Freund James fragte — sie gingen im tiefen Dunkel am Strande spazieren und man hörte jedes Wort auf die weiteste Entfernung:

— Aber willst du sie denn heiraten?

— Nun gewiß. Das ist doch klar. . . . Ich könnte ja gar nichts besseres thun, hörte er James erwidern. —

Jetzt mußte sie von ihm getrennt sein. Ob er es wagen durfte, sie zu fragen? — Vielleicht bot sich im Laufe des Abends Gelegenheit, die Frage stellen zu können.

Wie er sie jetzt vor sich sah, in dem einfach eleganten hellbraunen Kleide, in dem niederen Sofa zurückgelehnt, langsam ihre Cigarette rauchend, so unauffällig, daß es ihm reizend schien, ihm der oft dagegen geeifert hatte: — wie sie, halb Kind halb Weib, eine seltsame Mischung von

Gingebung und Troß, von Klugheit und Naivität ihn anschaute, war sie ihm ein Rätsel — ein Rätsel, das seine Einbildungskraft beschäftigte und all seine Sinne in Thätigkeit setzte.

— Sie träumen? fragte Lucie. Ja, Sie haben recht. Mir ist, als ob wir wieder auf einer einsamen Felsklippe der Insel ständen, so ruhig ist es hier. Seltsam, daß wir es immer so gut verstanden haben, uns von der Gesellschaft fern zu halten, um allein zu sein; und doch entsinne ich mich nicht, daß wir uns jemals etwas sonderlich geheimnisvolles zu sagen gehabt hätten.

— Vielleicht, daß ich nie den Mut gefunden, um Ihnen zu sagen, was ich gedacht habe.

— Ich verstehe Sie nicht . . . Soll das eine Art von Erklärung sein, eine Entschuldigung vielleicht?

— Wie Sie es nehmen wollen. — —

Nach einer Pause sagte sie plötzlich, ganz unvermittelt:

— A propos! Sie essen keine Austern, nicht wahr?

— Wie kommen Sie darauf?

— Ich glaube mich zu erinnern, daß Sie sich einmal dagegen aussprachen.

— Allerdings. Ich verstehe nicht, wie man besonderen Geschmack daran finden kann.

— Schade! . . .

— Warum schade? — Ah, ich verstehe . . .

Im selben Moment hatte er schon den Knopf der silbernen Klingel gedreht, und der helle, schrille Ton zitterte durch die Stille.

— Das ist ein Ueberfall, wollte Lucie wehren.

Allein es war zu spät, denn im nächsten Augenblicke räusperte sich der Kellner schon und trat dann ein. —

— Ich finde es nicht hübsch von Ihnen, sagte Lucie,

wenn Sie Aустern nicht leiden können, sie für mich zu bestellen.

— Ich habe aber doch Ihren Wunsch erraten?

— Wenn ich ehrlich sein soll: ja! . . . Aber hübsch ist es gewiß nicht von Ihnen.

Der Eiskübel, aus dem die Sektflasche ihren Hals hervorstreckte, während ein feiner, weißlicher Nebel aus dem Innern stieg, war zurechtgestellt, und die geöffneten Aустern standen auf der Tafel.

— Ich bitte, sagte Lucie und schob Herbert die Schüssel zu; allein dieser wehrte ab.

— Danke schön. — Ich habe Ihren Wunsch im voraus erfüllt, jetzt müssen Sie mir schon gestatten, mir einen Genuß zu versagen, der für mich keiner ist.

— Ich sehe es ein und beuge mich. Nur überwältigt mich die Menge und ich glaubte, in Ihnen doch einen Partner zu finden.

Inzwischen hatte Herbert die Gläser mit Sekt gefüllt. Lucie hielt das ihre gegen das Licht, schaute durch die aufsteigende Silberperlsäule, die sich vom Boden des Glases zu lösen schien und stieß mit Herbert an, der sagte:

— Auf daß dieser Abend nicht der letzte sei, den wir gemeinsam verbringen.

Sie hatte das Glas schon an die Lippen gesetzt, nahm es jetzt einen Augenblick ab, sah ihn an und sagte dann langsam aber entschlossen:

— Wohlan, es sei; den kommenden Tagen! . . .

Den kommenden Tagen! klang es Herbert im Ohre. Wie sie das gesagt hatte, welcher eigentümlichen Klang ihre Stimme dabei annahm.

Diese schmeichelnde Stimme, noch nicht gefestigt, halb noch im Uebergange begriffen, schien in ihm schlummernde

Melodien zu wecken. Ein seltsames Klingen, ein leichtes brausen, dem fernen Meere vergleichbar, tönte um ihn.

Er vergaß sich einen Augenblick und fragte unvermittelt, als sie eine geleerte Muschel wieder auf die Schüssel legte und sie zurückschob:

— Und James Ward, was ist aus ihm geworden? Ich habe nie mehr von ihm erfahren. Wo befindet er sich jetzt? —

Lucies Wangen hatten sich gerötet, allein jetzt schien alle Farbe daraus zu weichen. Sie ließ die Arme auf die Serviette in ihrem Schoße fallen und blickte starren Blickes geradeaus, während sie die Unterlippe leicht zwischen die Zähne nahm und eine unmutige Bewegung mit dem Kopfe machte, als würde sie an etwas erinnert, das sie vergessen hatte.

Herbert bereute seine Frage.

— Ich bitte um Verzeihung, hat er. Ich konnte nicht ahnen, daß Ihnen diese Frage unangenehm sein würde. Ich hielt es für unhöflich, sie nicht zu stellen.

— Sie haben ganz recht, erwiderte sie langsam, ohne ihn dabei anzusehen, ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. James befindet sich zur Zeit bei seinem Vater in Kairo. Wir waren in Brüssel, als er abgerufen wurde. Es sind zwei Monate seit er von Havre nach Egypten gefahren ist, — schon zwei Monate . . .

Herbert schwieg und leerte sein Glas.

Weshalb hatte er diese traurigen Erinnerungen wachgerufen? Jetzt wußte er nichts dagegen anzufangen.

— Aber er wird doch wiederkehren?

— Wer kann es wissen? . . . Gewiß! — er hat es versprochen, hat es geschworen. Aber wenn er wiederkehrt, wer weiß, wie dann alles ist.

Nach einer Pause fügte sie, wie zu sich selbst sprechend, hinzu:

— Ich habe ihn sehr gern gehabt. —

Dann schüttelte sie wie unmutig den Kopf und ein schmerzliches Lächeln verzog ihre Lippen.

— Lassen wir das, rief sie, und ihre Stimme klang plötzlich hart. Weshalb sich um die Zukunft sorgen? Stoßen wir an und seien wir lustig!

Sie leerte ihr Glas, fuhr mit den Fingern über die Stirn und holte sich eine der Auster, die sie kunstgerecht servierte.

Im Begriff sie zum Munde zu führen, blitzte es schelmisch in ihren Augen auf und sie sagte:

— Jetzt müssen Sie mir einen großen Gefallen thun. Wollen Sie?

— Gern! jeden, der in meiner Macht steht.

— Nehmen Sie die Auster. Bitte, ja.

— Aber Miß Lucie, ich bitte Sie. . . .

— Nein, ich bestehe darauf. . . oder ich bin Ihnen böse.

— Das werden Sie mir nicht sein, auch wenn ich Ihre Bitte nicht erfülle.

— Aber ich habe sie so schön zurecht gemacht, und es sind ihrer noch so viele. Ich möchte Sie zu gern von Ihrem Vorurteil befreien.

— Sehen Sie, Miß Lucie, wenn Sie einen ernsthaften Wunsch ausgesprochen hätten, ich versichere Sie, keinen Augenblick zauderte ich, ihn zu erfüllen. Allein Sie kennen meine Abneigung, und wollte ich jetzt auf Ihr Verlangen eingehen, so hätten Sie nichts damit gewonnen. Denn Sie folgen ja nur einer augenblicklichen Laune. Sie möchten gern triumphieren, und wenn ich Ihnen das Vergnügen machte, würden Sie selbst vielleicht am meisten



dabei verlieren. Ich bitte Sie also, nicht darauf zu bestehen.

Sie sah ihn einen Augenblick groß an, legte langsam die Muschel auf den Teller, reichte ihm ihre kleine Hand, und die seine fest umschließend, sagte sie langsam:

— Verzeihen Sie mir, mein Freund. Es war eine kindische Bitte. — Sie müssen mir meine Thorheit zu gute halten. Sie haben recht, und, aufrichtig gesagt, es gefällt mir von Ihnen, daß Sie nicht auf die Launen eines dummen Mädchens eingehen. — Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse?

— Gewiß nicht, Lucie. —

Ein Lächeln flog über ihre Züge.

— Was ist Ihnen?

— O nichts. — Sie sagten eben Lucie. Ich bitte Sie, lassen Sie das abscheuliche Miß für immer fort. Wenn Sie Fräulein gesagt hätten, würde ich es Ihnen schon lang verboten haben. Wir sind doch alte Bekannte, nicht wahr, und wollen gute Freunde sein. . . Auf unsere Freundschaft, Herbert!

Der Bann zwischen ihnen war jetzt gebrochen, und es herrschte der freie Ton, wie einst auf Helgoland. —

Lucie war einen Augenblick allein geblieben.

Sie hörte, wie Herbert auf dem Gange von einem Bekannten festgehalten wurde. —

Als Herbert wieder eintrat, blieb er, die Hand an der Portiere, verwundert stehen.

Lucie lag zurückgelehnt im Sofa, und zwei helle Thränen hingen an ihren Wimpern.

— Aber Lucie! Was ist Ihnen! rief er aus und war rasch neben ihr. Thränen in den Augen? —

Sie lächelte, und dabei fiel eine Thräne schwer von ihrer Wimper und verlor sich auf der Wange.

— Sie haben geweint? fragte er bestürzt. O, ich sehe es. Ich bitte Sie, was ist Ihnen?

— Sie hatte ihm ihre Hand entgegengestreckt, die er zwischen der seinen hielt und streichelte.

— Nichts, nichts, wollte sie abwehren. Eine Thorheit, nichts weiter . . . Gewiß nichts weiter.

Er beugte sich zu ihr nieder, fuhr sanft, fast ohne es zu berühren, über ihr Haar und schaute ihr in die Augen.

— Nein, Sie müssen mir sagen, weshalb Sie geweint haben. Eher beruhige ich mich nicht. Wenn ich nicht den Grund erfahre, muß ich annehmen, daß ich schuld an Ihren Thränen bin, und das werde ich mir nie verzeihen.

— Nein mein Freund, darüber können Sie beruhigt sein. Mir kam nur eine Erinnerung, und Sie sehen, welch ein Kind ich noch bin.

— Ich bin Ihr Freund, Lucie, nicht wahr? Geben Sie mir den Beweis Ihrer Freundschaft, indem Sie mich an Ihren Schmerzen teilnehmen lassen. Ich bitte, thun Sie sich keinen Zwang an vor mir. Weinen Sie, aber lassen Sie mich wissen weshalb . . .

Aufs neue stiegen ihr die Thränen auf, und Herbert nahm das kleine seidene Tuch, das sie im Schoße liegen hatte, und fuhr lächelnd über ihre Augen.

Sie schaute dankbar zu ihm auf, und während ihre Augen in Thränen schwammen, flüsterte sie:

— Wie gut Sie sind . . .

Und ohne daß sie es wehrte, beugte er sich nieder und hauchte fast scheu einen Kuß auf ihre Stirn; als sie dann Auge und Stirn auf seine Hände, die noch immer ihre Linke umschlossen hielten, presste, um ihre Thränen zu verbergen, beugte er sich nieder und küßte sie ihr von den Wangen und den Wimpern.

Sie ließ es erschauernd geschehen, ihre Lippen öffneten sich, und sein Mund streifte leicht den ihren, der sich ihm darzubieten schien, denn sie legte den Kopf an seinen Arm und hob das blasse Antlitz zu ihm empor.

Er fühlte, wie sie unter seinem Kusse zusammenzuckte, und er küßte ihre zitternden heißen Lippen.

Er ließ sich neben ihr auf dem kleinen Sofa nieder, und während er den rechten Arm um ihren Leib legte, fuhr er ihr mit dem Seidentuche vorsichtig über Augen und Wangen.

— Nicht weinen, nicht mehr weinen, hat er.

Sie lächelte schon wieder, noch halb unter Thränen, und ihr Antlitz glich einer Sommerlandschaft, die, während noch der Regen auf das Korn niederschlägt, schon wieder im hellen Strahle der aus den Wolken auftauchenden Sonne sich badet.

Er schob ihr das Weinglas hin, und sie leerte es hastig, ihm einen dankbaren Blick zuwerfend, während sie sich vorsichtig aus seinen Armen befreite.

— Und ich erfahre nicht, weshalb Sie so traurig waren? fragte er vorwurfsvoll.

— Ja doch, Herbert. Sie können es ruhig wissen. Ich mußte an James denken. Und mir fiel ein Abend ein, einer der ersten, an dem ich mit ihm zusammen war. Wir saßen, wie ich jetzt mit Ihnen. Damals zuerst sagte er mir, daß er mich liebe. Ich war ein unerfahrenes Ding . . . Später ist es mir oft gewesen, als habe ich ihn wohl sehr lieb gehabt, aber nicht geliebt, so wie . . . Nicht wahr, das ist thöricht, und — deshalb kamen mir die Thränen . . . O nein, ich bin jetzt wieder ganz ruhig. Ich weiß ja, er mag noch so fern sein, ich werde ihn immer lieb behalten: uns soll nichts trennen. Nein, es soll

nicht! Sie ahnen ja die Kämpfe nicht, die es gegeben hat, und jetzt hat er mich allein gelassen. Er konnte wohl nicht anders. — Was sollte er auch mit mir in dem fernen, fremden Lande? Was sollte er mit mir bei seinen Eltern?

— Aber Lucie!

— Nein, Herbert, ich mache mir keine Illusionen, ich lüge mir nichts vor, mir sowenig wie den anderen. Sie wissen sehr wohl, Sie müssen ja wissen, wie ich zu James gestanden habe. Er hat mich gerettet, als ich nahe daran war, zu verzweifeln. Ich habe ihm angehört mit Leib und Seele. Aber vor seiner Mutter fürchte ich mich. Ich habe einmal einen Brief gelesen, worin von mir die Rede war. Es war ein Verdammungsurteil. Sie verwarf mich, ohne mich zu kennen. Seitdem galt ich mir nichts mehr. Ich hatte früher geglaubt, es sei das nicht anders. Ich kannte ja das Leben nicht. — Mir sind die Augen aufgegangen . . .

Ihre Worte verflangen tonlos.

— Aber nein, rief sie aus, ihr Glas hastig ergreifend. Wozu uns unseren Humor verderben? — Lassen Sie uns lustig sein, und trinken.

Und in fieberhaftem Geplauder suchte sie den ernstesten Eindruck wieder zu verwischen. Sie fing an, von dem Mikado zu sprechen.

— Ach bitte, reichen Sie mir einmal meinen Fächer.

Herbert holte den grauen Federsächer herüber; sie hielt ihn ausgebreitet hinter den Kopf und fragte lachend:

— Wie gefalle ich Ihnen so? — Bin ich hübscher als die three little maids from school? —

— Viel hübscher als alle.

— Ist das ein Kompliment oder Wahrheit?

— Die ehrlichste Wahrheit . . .

— Dann haben Sie einen sonderbaren Geschmack. Ich finde mich durchaus nicht hübsch, niemals. —

— Dann sind Sie sehr anspruchsvoll.

— Ich möchte recht schön sein. . .

— Aber, was verlangen Sie denn mehr, und wozu?

— Daß mich die Menschen recht gern hätten.

— Aber das haben ja alle . . . Nehmen Sie nur mich an.

— Sie auch?

— Haben Sie je daran gezweifelt?

— Ich weiß nicht.

— Lucie, Sie sind ein Bösewicht, ein Schelm. Jetzt wollen Sie mich necken. — Muß ich Ihnen vielleicht erst sagen, wie gern ich Sie gehabt habe. Damals auf Helgoland habe ich ja nur noch Augen für Sie gehabt. Das sollten Sie doch noch wissen.

— Meinen Sie? — Ich bin nicht so eitel, wie Sie zu denken scheinen.

— Eitel? . . . Aber von Eitelkeit kann gar keine Rede sein. Ich bin sogar in Sie verliebt gewesen.

Lucie lachte, sie hatte rasch hintereinander getrunken, und jede Spur der Thränen war verwischt.

— Sie, Herbert, verliebt in mich?

Und sie lachte lustiger als zuvor:

— Nein, das ist zu komisch.

— Aber erlauben Sie, bitte. Daran finde ich gar nichts komisches. Es war sogar sehr ernsthaft.

Sie wurde sofort still, und sich vorbeugend, sah sie ihn scharf an, während das Glas in ihrer Hand zitterte:

— Wahr? . . .

— Auf Wort! und wenn Sie mich noch lange so ansehen, verliebe ich mich aufs neue. Dieses Mal aber gründlicher und hoffentlich mit mehr Erfolg. . .

Sie schüttelte mit dem Kopf.

— Es würde Ihnen nichts helfen, lieber Freund. —  
Sie vergessen James.

— Sie sollten schon lernen, ihn zu vergessen.

— Wissen Sie, daß das ein sehr schlechter Vorfaß von Ihnen ist.

— Was thut's? In der Liebe wie im Kriege sind alle Waffen und alle Listen erlaubt. Und ich glaube nicht einmal, daß Sie James Ward so sehr lieben.

— Ich bitte sehr, Herbert, wie kommen Sie dazu?

— Es mag Täuschung sein. Aber an jenem letzten Abend, als wir auf Helgoland zusammen waren, brachte ich Ihnen einen bescheidenen Veilchenstrauß. Ehe ich etwas zu sagen vermochte, unterbrach man unsere Unterredung. Ich habe den Händedruck nicht vergessen, und nicht den Ausdruck in Ihrem Auge, der mir mehr als Dank zu sagen schien. In jenem Augenblicke habe ich geglaubt, daß Sie vielleicht verstanden hätten, ein wie aufrichtiges Interesse ich an Ihnen genommen.

Sie hatte, als er von dem Veilchenstrauß sprach, unwillkürlich nach einem kleinen Medaillon gegriffen, das an ihrer Uhrkette hing.

Sie entsann sich des Abends noch sehr wohl. Er hatte ihre Hand erfaßt und ihr tief ins Auge geschaut, als man sie gestört hatte. Sie standen vor dem Hotel; ein dunkler Himmel wölbte sich über ihnen, an dem nur einige große Sterne, wie verloren in dem unendlichen Raume, funkelten.

In jener Nacht hatte sie kein Auge zugethan. Sie kämpfte mit sich. Sie wollte nicht unterliegen. Sie dachte an all das, was sie James schuldete, der sie aufrichtig liebte. Sie wußte, er würde sie heiraten, wenn sie darauf

bestand; sie zögerte nur, weil sie aufrichtig sein Glück wollte. Da war Herbert gekommen. Und vom ersten sehen fühlte sie sich zu ihm hingezogen.

Sie versuchte dagegen anzukämpfen, allein es war vergeblich. James ließ sie ahnungslos mit Herbert allein. Sie wollte ihm ausweichen und suchte doch immer wieder seine Gegenwart.

Sein Wesen bezauberte sie. James war immerhin kalt, und zu höflich. In Herbert fand sie trotz seines Alters einen Kameraden. Sie hatte sich nach ihm erkundigt. Und es imponierte ihr, daß er, der Aristokrat, reich und unabhängig, den Dienst quittiert hatte, um thatkräftiger in das Leben eingreifen zu können.

Sie hatte seine Schriften gelesen, und so manches darin hatte sie ergriffen, Dinge, die sie selbst angingen: denn sie war ein Kind des Volkes.

Aus alldem war eine Begeisterung entstanden, die zu einer heimlichen Liebe ward und ihre Neigung zu James zu zerstören drohte. Aber sie wollte nicht unterliegen. Sie wollte nicht. Und sie suchte alles zu vermeiden, um die Harmlosigkeit ihres Verkehrs nicht zu beeinträchtigen.

Nachts fand sie keinen Schlaf, und manche Stunde verweinte sie im geheimen.

Zuweilen überhäufte sie James mit ihrer Liebe. Dann hatte sie Zeiten, wo er ihr völlig gleichgiltig war. —

Sie hatte Herbert sofort wieder erkannt, anfangs wollte sie ihm ausweichen, und sie hatte sehr geschwankt, ob sie ihm auf seine Frage nicht eine abweisende Antwort geben sollte. Dann war es zu spät gewesen.

Daß er sie nicht erkannte, war ihr vom ersten Augenblick an klar gewesen, und so hatte sie sich auf das Auenther eingelassen. —

Herbert hatte gesehen, wie sie bei seinen letzten Worten nach dem Medaillon gegriffen.

— Ist das Medaillon ein Talisman, der vor bösen Geistern schützt, weil Sie es so umklammern?

— Vielleicht!

— Darf man einmal sehen?

Sie ließ die Hand davon ab.

— Ah! — Der Talisman ist jedenfalls darin?

Sie nickte nur.

— Und den bekomme ich nicht zu sehn?

— Nein!

— Das ist nicht hübsch von Ihnen, Lucie, einem alten Freunde gegenüber. — Darf ich raten? —

— Versuchen Sie es.

— Und dann bekomme ich es zu sehen? . .

— Wenn Sie recht raten: ja!

— Das Bild von James? . .

— Nein?

— Ihr Bild? . .

— Nein?

— Ueberhaupt ein Bild? . .

Sie lachte.

— Nein, das gilt nicht. Sie müssen genau raten.

— Also kein Bild? Was kann denn sonst darin sein? Ah, ich hab es: ein geheimnisvoller Zettel mit magischen Zeichen?

— Auch nicht!

— Dann Blumen! Ah — Sie erröten! Also Blumen! Habe ich recht, ja?

— Ja, aber was für welche?

— Rosen? . .

— Nein!

— Veilchen? . .

— Ja.



— Also, bitte, öffnen. Das will genau untersucht werden. Geheimnisse sind immer interessant.

Sie nestelte die Uhr los und reichte sie ihm.

Er versuchte, das zierliche goldene Medaillon zu öffnen, allein es gelang ihm nicht. Sie öffnete es.

— Ah, Weilchen! Ein Liebesandenken? . .

Sie nickte mit dem Kopfe:

— Vielleicht.

— Von James?

Sie schüttelte traurig das Haupt und sah ihn an.

— Von wem dann, wenn nicht von ihm?

— Sie erraten es nicht? . .

Bei dem Tone ihrer Stimme blickte er auf. Er erschrak und begriff, und als er ihr glückstrahlendes Antlitz sah, rief er aus:

— Lucie! Die Weilchen von damals! —

— Ja, die Sie mir gegeben. Sie sehen, ich vergesse meine Freunde nicht so leicht.

Lucie! rief er aus. Ist es denn möglich!

Sie lächelte nur. Er ergriff ihre beiden Hände und schaute sie an. Dann zog er sie an seine Brust, und wie sie das Gesicht zu ihm aufhob, küßte er sie innig, und er fühlte den heißen Gegendruck ihrer Lippen. Als er sie dann von sich abhielt, um in ihr Gesicht zu schauen, da schlang sie beide Arme um seinen Nacken, leidenschaftlich mit der ganzen Hingabe ihres Seins.

— Ist es denn wahr, Lucie, ich habe mich damals nicht getäuscht, an jenem Abend?

Sie schüttelte den Kopf und ein leiser, feuchter Flimmer zog über ihre Augen, die aufsteigenden Thränen des Glückes.

Fester klammerte sie sich an ihn, denn ein Schauer

durchhefte ihren schlanken Leib, und wieder fanden sich ihre Lippen.

— Hast du mich denn lieb? — Kannst du mich denn lieb haben? flüsterte sie, ihren Kopf an seiner Brust bergend.

— Ueber alles! . . Lucie!

— Ach, Herbert. Mir ist wie in einem süßen Traum. Küsse mich, daß ich fühle, es ist kein entschwindender Traum. . . .

Aus den Nebenlogen scholl Gelächter und leiser Gesang. Aber es störte sie nicht.

Sie dachten an Helgoland, an jenen Abend, als die Sonne im schlafenden Meere versank, blutrot, und die Nacht einbrach, dunkel und schleierhaft.

Warum nur hatten sie damals nicht gesprochen!

Das Schweigen der Natur ringsum hatte auch sie zum schweigen gezwungen, sonst wäre mit der sinkenden Sonne und der einbrechenden Nacht ihr Tag des Glückes aufgestiegen. — Jetzt war er angebrochen.

— Küsse mich! bat sie ihn, und ihr ganzes Wesen schien in ihm aufgehen zu wollen. — Küsse mich! . .

Ihre Lippen stammelten es fast unhörbar, daß er es nur mit dem Herzen hören konnte. Und er zog sie fest und fester an seine Brust und küßte ihr die Liebesworte von den sehnsuchtszitternden Lippen. Aber unter seinen Küffen brachen ihr wieder die Thränen hervor.

Einen Augenblick hatte sie alles vergessen. Es war wie ein Taumel über sie gekommen. Jetzt fiel der Schleier von ihren Augen, und sie sah wieder klar. —

Sie mußte an James denken.

Unwillkürlich löste sie Herberts Hand von ihrer Schulter und drängte ihn mit dem Ellbogen zurück.

Bei der ersten abwehrenden Bewegung ließ er sie aus seinen Armen.

— Was ist Ihnen? . . . Aber Lucie, was haben Sie? —

— Nichts, nichts! —

Sie lehnte sich zurück, als wolle sie die Entfernung zwischen sich und Herbert möglichst vergrößern, und fuhr sich mit der Hand über das bleiche Gesicht.

— Aber Lucie!

— Ich bitte, lassen Sie mich . . . bitte Herbert.

Und plötzlich überkam sie ein Weinkrampf. Es schüttelte sie wie Fieber, und ihr Atem ging heftig, stoßweise. Das Gesicht verzerrte sich wie in tiefem Schmerz, und eine Thränenflut badete ihre Wangen.

Herbert zog sie an sich, und obgleich sie immer aufs neue flehte:

— Bitte, nein! . . . Nicht doch, Herbert! küßte er ihr die Thränen von den Augen.

— Aber Lucie, mein liebes, gutes Mädchen, warum weinen Sie?

— Ich kann ja nicht anders. . . Ich kann ja nicht. . .

— Was denn, Lucie? fragte er tief ergriffen.

— Dich lieben, dich lieb haben über alles, — du wirst mich verachten müssen, aber ich kann nicht anders. Was ist mir die ganze Welt, wenn du mich nur lieb hast.

Und sie schmiegte sich an ihn, als wolle sie sich an seiner Brust vor etwas entsetzlichem bergen.

Er fuhr ihr kosend über das Haar.

— Verlaß mich nicht, bitte, verlaß mich nicht. Ach, ich fürchte mich so, flüsterte sie.

— Sei still, ich bleibe ja bei dir.

— Wie gut du bist. —

— Meine Lucie! . . .

Mit einem tiefen Seufzer schien sie den Bann abzuschütteln.

— Und du verachtest mich nicht? fragte sie angstvoll.

— Aber Kind, wie kommst du auf solche Gedanken?

— Weil du es müßtest. Denn ich sollte einem anderen die Treue halten. Und er ist nun mit einemmale nichts mehr für mich, gar nichts; seit ich dich liebe, seit ich weiß, daß auch du mich lieb hast. . .

Ein Frösteln durchlief sie.

— Aber ich will nicht. Nein! — Ich will nicht. . . Ich bitte dich, laß uns fort! Laß uns von hier fort. . . Bring mich nach Haus! — Mir ist so schlecht, mich friert. . . O, mich friert so! —

Herbert faßte nach ihren Händen. Sie waren kalt wie Eis, und starr. Sie fieberte, und ihre Augen schienen abzuirren.

— Laß uns fort, ich bitte dich! . .

Herbert klingelte, zahlte und befahl, nach seinem Wagen zu sehn, den er bestellt hatte. Vielleicht war er schon da.

Dann half er Lucie beim ankleiden. Als sie vor ihm stand, zog er ihre ganze Gestalt an sich, aber Lucies Mund war kalt, wie die Lippen einer Toten.

Als sie den Hut aufsetzen wollte, brach sie auf den Stuhl zusammen. Ihre ganze Willenskraft schien gebrochen. — Erschreckt hatte ihr Herbert beispringen wollen. Sie dankte ihm mit trübem Lächeln.

Endlich war sie fertig. —

Er mußte sie umfassen, als sie hinausgingen.

Der Wagen war vorgefahren.

Als sie hinaustraten, schlug ihnen der Schnee ins Gesicht. In dichten Flocken stäubte er unaufhörlich nieder. Lucie atmete tief auf mit geöffnetem Munde.

Sie schien wieder zur Besinnung zu kommen.

Die frische, kalte Nachtlust that ihr wohl, und der Wind trieb das Flockengewirr so toll durcheinander und kühlte ihre heiße, brennende Stirn.

Herbert hob sie in den Wagen. Wie erschöpft ließ sie sich in die Kissen fallen. — Und das Coupé rollte über die weiße, weiße Schneedecke dem Brandenburgerthore zu.

Der Schnee fiel in Massen von den Zweigen der kahlen, schwarzen Linden. Der Wind trieb ihn über das weiße Leichentuch und ließ die großen Daunen in dem bläulichen elektrischen Lichte tanzen.

Lucie hatte die Augen geschlossen. Herbert hielt ihre Hand in der seinen und suchte sie zu wärmen. Er fühlte, wie das Fieber darin brannte, und dann der Frost die schlanken Finger zu Eis erstarren machte.

Als der Wagen zwischen den dunklen Wänden des massiven Brandenburgerthores hindurchfuhr und dann in den Tiergarten einbog, schlug Lucie die Augen auf.

Sie blickte verwundert um sich. Dann schien sie zu begreifen.

— Nein, nein! stieß sie angstvoll hervor. Ich will nach Haus. — Ich bitte dich, laß mich. . . Ach! —

Und ihr müder Kopf sank schwer auf Herberts Schulter.

— Laß mich! bring mich heim! . . Nicht dorthin. . . Ich bitte dich!

Allein sie verstummte vor seinen Küssen.

— Ich lasse dich nicht, Lucie! Jetzt nicht mehr, nie mehr! . . Sag nur das eine, daß du mich gern hast! . .

Statt aller Antwort schmiegte sie sich dichter an ihn, und ihr denken ging unter im Rausche des Augenblicks. Sie war willenlos und ließ alles mit sich geschehen. Vergangenheit und Zukunft, alles war vergessen. —

Der Wagen fuhr die Tiergartenstraße entlang, bog in die Einfahrt eines der Gärten ein, und hielt auf der Rampe einer kleinen Villa, die kaum aus dem dichten Schnee hervorsah.

Die Lichter der Gasandelaber zu beiden Seiten der Treppe zuckten einsam in dem treibenden Schneesturm, die Flammen wurden von dem Wind hin und her gejagt, der durch die Bäume des Tiergartens ächzte und heulte.

Und Herbert trug die willenlos in seinem Arm liegende Lucie die breiten schneebedeckten Stufen hinauf in sein Heim. . . .

### III.

Unaufhörlich die ganze Nacht hindurch, flochte der Schnee. In dicken Ballen legte er sich auf die nackten Zweige der Bäume, die zu brechen drohten in winterlicher Kraftlosigkeit.

Die Tannen und niederen Büsche waren mit einem dichten Schneemantel umkleidet. An dem um die Rosenstöcke gewundenen Stroh klebte der Schnee und formte daraus seltsame Gestalten, lagerte fußhoch auf den Mauern und umhüllte fein die Spitzen der eisernen Gitter.

Alle Spuren waren verwischt. Der Wind, der die Flocken vor sich hertrieb, warf sie in alle Vertiefungen hinein, daß alle Unebenheiten verschwanden.

Kein Laut drang durch die nächtliche Stille, jeder Ton wurde durch den Schnee gedämpft, der auch am folgenden Morgen mit gleicher Stärke vom unsichtbaren grauen Himmel herabflochte, sodaß er um die Mittagszeit mehr als fußhoch lag.

Lucie saß am Fenster der kleinen Villa, mit ihren

grauen und rötlichen Sandsteinquadern, die bescheiden im Garten zurücklag, zwischen alten, knorrigen Eichen und breiten Buchen, die sich zahlreich in dem kleinen, hinter dem Gebäude gelegenen Parke fanden, noch vom Walde herrührend, der sich einst hier erstreckt hatte.

Sie war allein in dem hohen, dreifenstrigen Gemache der ersten Etage und starrte über die verschneiten Beete hinaus in den Tiergarten, an dessen Saume vereinzelt Menschen sich rasch vorbeibewegten.

Eine wohlthuende Wärme durchströmte das Gemach. In dem offenen Kamin aus grauem Marmor knisterten und knackten die großen weißen Buchenscheite. —

Ueber ihr denken und empfinden schien eine Schneedecke gebreitet zu sein, gleich der da draußen.

Sie fuhr sich über die Schläfen, um sich zu besinnen.

Wie kam sie hierher, in ein fremdes Haus, das sie noch nie betreten hatte?

Sie lehnte die heiße Stirn an die Fensterscheiben, um die Glut im Hirne zu fühlen.

Der Schnee lag hoch in der Fensterbank, denn der Wind hatte ihn am Fenster emporgetrieben, wo er langsam an den warmen Scheiben zertaute.

Sie blickte sich um. Hatte nicht jemand sie an seine Brust gezogen, die beiden Hände um ihr Gesicht gelegt, sie geküßt und sein Lieb genannt? . .

Jetzt war sie allein, und ein plötzliches Angstgefühl beklemmte ihre Brust. Sie sprang auf, sie wollte Herbert rufen, sie wollte hinaus, denn sie kam sich wie gefangen vor.

Draußen all der Schnee, und sie hier einsam in dem großen Salon, der sie beengte, daß sie aufstöhnte.

Und Herbert war fern. Sie konnte nicht zu ihm,

sich nicht in seine Arme flüchten, daß er sie schütze vor ihren eigenen Gedanken.

Sie ließ sich in den Sessel fallen und vergrub das Gesicht in ihr Taschentuch.

Die große dänische Dogge, die vor dem Ramin gelegen hatte, hob den schweren Kopf, richtete sich langsam schläfrig auf und schritt über den Teppich. Der Hund blieb vor ihr stehen und schlug langsam mit der Rute.

Lucie fürchtete sich vor dem mächtigen Tiere mit seinen klugen Augen, trotzdem Herbert ihr beim fortgehen jede Besorgnis ausgerebet hatte.

Die Dogge legte den breiten Kopf auf ihr Knie und schloß die Augen halb, bis sich Lucie endlich traute, mit der Hand über das weiche, zitternde Nackenfell des Hundes zu fahren. Dann kauerte sich Juno ihr zu Füßen und schlief wieder ein.

Die Scheite knallten so laut im Ramin, daß sie oft erschreckt aus ihren Gedanken auffuhr. . .

Sie suchte nach einem Entschlusse, ohne ihn finden zu können. Sie fühlte nur, sie müsse irgend etwas thun.

Sie hatte sich hingegeben wie die erste beste.

Es war ja nicht denkbar, daß Herbert sie noch achten konnte. Was hielt er jetzt von ihr! — Gewiß nicht mehr als sie wert war.

Der Gedanke erfüllte sie mit einer tödtlichen Angst.

Alles andere — nur nicht seine Verachtung!

Im Rausch des Augenblicks hatte er sie gewonnen, er würde sie eine Zeit lang behalten, um sie von sich zu stoßen, wenn er ihrer überdrüssig war.

Vor dem Tage graute ihr schon jetzt. Ehe es so weit kam, war es besser, sie ging freiwillig, sie ging ehe



er wiederkehrte, um sie vielleicht noch in dieser Stunde von seiner Schwelle zu jagen.

Sie mußte fort. Wozu länger in einem Hause bleiben, aus dem sie doch wieder weg mußte; wozu sich an den Mann fetten, den sie liebte, und der sie nicht wiederlieben konnte, nicht durfte!

Sie wollte sich nicht in einen thörichten Traum wiegen, aus dem das erwachen schrecklich sein mußte.

Sie war entschlossen — Sollte sie schreiben? — Nein, sie wollte gehn, wie sie gekommen war . . .

Langsam erhob sie sich, allein die Dogge schlief nur leise. Bei der ersten Bewegung hob sie den Kopf und verfolgte jeden Schritt des jungen Mädchens mit den treuherzigen, klugen Augen.

Lucie fürchtete sich vor dem Tiere, das sie scharf beobachtete, als wolle es ihre Flucht hindern. Sie schritt einige Male im Salon auf und ab, dann, ehe die Dogge aufgestanden war, hatte Lucie das Zimmer schon verlassen..

Sie hörte, wie der Hund an der Thür schnüffelte, daran fragte und ein leises, dumpfes Knurren ausstieß, vor dem sie erbebte. — Dann ward es wieder still.

Sie sann nach, wo sie Hut und Mantel gelassen hatte. Zweimal öffnete sie ein verkehrtes Zimmer.

In dem einen überraschte sie das Hausmädchen im Geplauder mit dem Diener, der eilfertig nach ihren Befehlen fragte.

Sie wehrte ihn ab und fand endlich ihre Sachen.

Hastig warf sie den Mantel um, und die Handschuhe noch in der Hand haltend, stieg sie die breite, mit grünen Blattpflanzen geschmückte Treppe hinab, und eilte an dem Hausmeister vorüber, der die Mütze ziehend, ihr zurief, ob sie nicht den Wagen nehmen wolle, durch den Vorgarten ins Freie. —

Erst auf der Straße atmete sie auf. —

Ein heftiger Wind peitschte ihr den Schnee entgegen.

Sie hatte keinen Schleier umgebunden, und so eilte sie durch das Schneegestöber.

Sie bog in eine der nächsten Seitenstraßen ein und fühlte sich erst gerettet, als sie in der Droschke saß und ihrer Wohnung zufuhr. —

\* \* \*

Als Herbert nach einer Viertelstunde heimkam und die Thür zum Salon öffnete, sprang die Dogge ihm freudig entgegen und eilte an ihm vorbei auf den breiten Korridor, wo sie suchend umherschmüffelte.

Der Salon war leer . . .

Herbert öffnete die Thüren zu den Nebenzimmern. Auch dort keine Spur von Lucie.

Er klingelte dem Diener, der von nichts wußte, bis endlich der Hausmeister berichten konnte, daß die Dame vor kurzem das Haus verlassen habe. —

Sie hatte nichts weiter gesagt? — Nein! — Wohin hatte sie sich gewandt? — Das konnte er nicht sagen.

Es war gut. — —

Herbert stand allein im Salon. Die Dogge schmiegte ihren großen Kopf an seine Knie.

— Und du hast sie so gehen lassen, sagte er vorwurfsvoll, und der Hund wedelte freudig.

Weshalb war sie gegangen, ohne eine Nachricht zu hinterlassen! . . . Er hatte doch gesagt, er kehre in einer Stunde wieder. Plötzlich kam ihm der Gedanke, sie könne ganz fortgegangen sein . . . sie werde nicht zurückkehren.

Das Herz schlug ihm bei dem Gedanken. —

Dann hatte sie gewiß etwas zurückgelassen, eine Zeile, ein Wort, ein einziges Abschiedswort.

In fiebernder Angst durchsuchte er den Salon, mit einer sich überstürzenden Hast, die ihn das naheliegendste übersehen ließ. Er suchte an Orten, wo sie unmöglich ein Schreiben hingelegt haben konnte. Er eilte vom Salon in das Arbeitszimmer und wühlte auf seinem Schreibtische.

Dabei brachte er alles in Unordnung, und nun ging er daran, jedes Blättchen zu besehen, und immer wieder wühlte er diesen Stoß von beschriebenen Blättern, diese Haufen vergilbter Manuskripte durch, und alle auf den Tischen liegende Bücher durchblätterte er, in der Furcht, etwas übersehen zu können.

Aber er fand nichts. —

Unruhvoll ging er durch alle Zimmer, immer wieder zum Schreibtische zurückkehrend.

Sie war nur für kurze Zeit fort, beruhigte er sich. Sie mußte bald wiederkommen. Er wartete . . . Bei jedem Geräusche horchte er auf. Er stand am Fenster und sah hinaus, ob sie noch nicht zurückkam.

Als er ein paarmal durch die Zimmerflucht gegangen war, eilte er wieder an das Fenster und dann zur Thür, um auf den Korridor zu schauen.

Er wollte ihr entgegen gehen und nahm Rock und Hut.

Drunten erst fiel ihm ein, daß es keinen Zweck hatte. Er wußte ja nicht, wohin sie gegangen war, nicht, wo sie sich aufhielt. So stand er unter der Einfahrt des Hauses und ließ den Schnee auf sich niederstäuben.

Dort war sie gegangen. Er konnte deutlich im Schnee, noch scharf umrissen, ihre Fußstapfen erkennen. Den schmalen, kleinen Fuß mit dem niedrigen englischen Absatz. Und dort hatte ihr Kleid über den höher liegenden Schnee gefegt. —

Der Diener kam mit dem Besen aus dem Hause, um

den Weg zu reinigen. Er mußte alle Augenblick den Weg zur Straße fegen, so stark schneite es.

Herbert schickte ihn wieder fort. Jetzt nicht . . . .  
Später . . . in einer viertel, einer halben Stunde. —

Der Diener schüttelte den Kopf. Was hatte der Herr nur? Erst in der Nacht diese Dame, die er nie zuvor gesehen; und jetzt schickte er ihn weg, wo der Schnee doch hoch genug lag, und er schon glaubte, daß er deshalb gescholten werde.

Es war doch sonst nicht mehr seine Gewohnheit, Weiber mitzubringen. In früheren Jahren war das vorgekommen. . . Aber jetzt! — Er entsann sich kaum mehr der Zeit.

Früher hatte eine wohl ein paar Wochen ganz da gehaust, hinten in dem kleinen Gartenhäuschen, das sich an die Remise lehnte. Aber das waren doch andere gewesen, als die von gestern abend. Was das nur bedeutete? Und er ging ins Haus, um mit Udele, dem Mädchen, die Sache zu besprechen. —

Indessen stand Herbert noch immer im Schnee und betrachtete die Fußstapfen, in die unaufhörlich die Flocken fielen, daß sich die Umrisse mehr und mehr verwischten.

Und er sah sie wieder vor sich stehen, in ihrer bezaubernden Anmut, er sah das feine wiegen ihrer Hüften, das ihrem Gange einen Reiz verlieh, der unwiderstehlich wirkte.

Er fühlte ihren Arm um seinen Hals, ihren Leib fest an den seinen gedrängt, als wolle sie ganz in ihm aufgehen, ihre Küsse auf seinen Lippen, und eine brennende Sehnsucht überkam ihn, sie zu sehen, sie wieder im Arme zu halten.

Der Briefträger kam durch das Gitter auf das Haus zu.

Sein erster Gedanke war: ein Brief von ihr. Dann besann er sich. Sie war ja kaum eine halbe Stunde fort. Er wußte nicht mehr, was mit ihm war.

Plötzlich überkam ihn eine sinnlose Wut gegen diesen Menschen, der ihn so höflich grüßte, daß er, der sonst die Liebenswürdigkeit selbst gegen jedermann war, den Gruß nicht erwiderte und sich abwandte.

Und als der Bote wieder hinausging, hätte er ihn anschreien mögen; denn mit seinen plumpen, breiten Stiefeln verwischte er die Spuren Lucies im Schnee. Wie mit Absicht drückte er seine breite Sohle darauf.

Es war Herbert, als ob ihm etwas liebes zertreten werde, er sah dumpfbrütend dieser Zerstörung zu, und seine Blicke suchten die wenigen noch gebliebenen Spuren, in die jetzt immer größere Schneeflocken fielen, sie mehr und mehr verwischten, bis endlich nichts mehr davon zu sehen war.

Eine gleichmäßige Decke breitete sich aus, nur die großen, breiten Fußspuren des Briefträgers waren noch in der weißen Fläche zu sehen.

Langsam ging Herbert in das Haus zurück, schwerfällig Stufe nach Stufe hinaufschreitend, und als ihm der Diener begegnete, sagte er mit ruhiger Stimme:

— Kehren Sie jetzt den Gartenweg, Bernhard. —

Der Tag verging. — Herbert verließ das Haus nicht. Aber weder Lucie, noch eine Nachricht von ihr kam.

Die Dämmerung brach herein. Herbert saß am Fenster, in den Sessel gelehnt. Vielleicht scheute sie sich, am Tage zu kommen, und kam mit einbrechender Nacht.

Allein aus der grauen Dämmerung, die den Tag über geherrscht hatte, war schnell die Nacht geworden. Lucie kam nicht. —

Noch immer fiel der Schnee, als wolle er die ganze Erde unter sich erdrücken und alle Spuren des Lebendigen tilgen.

Der Gleichförmigkeit draußen entsprachen die Gedanken

Herberts, die sich einzig um Lucie drehten. — Er dachte zurück an all die Mädchen, die er schon geküßt hatte.

Aber nie hatte er vor einem Weibe gebebt, nie sein Herz so schlagen gefühlt, wie vor Lucie. — Zum ersten Male beugte er sich aufrichtig vor einem Weibe. Die Nacht schien ihn verwandelt zu haben. Er glich einem Trunkenen. Als habe das schöne Mädchen ihm mit ihren Küffen Gift zu trinken gegeben, als habe sie die schlummernde Blut in seinen Adern geweckt, daß ihm das Blut durch die Glieder raste und in den Schläfen pochte, als wolle es die dünne Hülle der Haut sprengen.

Er ging einher wie im Traume.

Er glaubte noch immer den weichen, schlanken Leib in seinen Armen zu halten, diese zitternden Glieder, die sich mit den seinen vereinten in hingebender Umarmung, die sich an ihn schmiegt, als wollten sie sich nie mehr von ihm trennen. Er vermochte dieses Bild nicht zu bannen. Es schwebte beständig vor seinen Sinnen. Er hörte die brechende Stimme sinnlose Worte der Liebe, hingebendste überströmende Zärtlichkeit stammeln. Er fühlte auf seinen Lippen die Süßigkeit ihrer brennenden Küsse, wie sich ihr Mund an dem seinen festzog, ihre Lippen sich an die seinen klammerten, daß die Zähne aneinander klirrten im heißen wildesten Rausche der Liebe. Ihr Atem umwehte ihn, aus ihren Haaren floß ihm ein bestrickender Duft entgegen, und jener Hauch eines frischen, bebenden Mädchenleibes, der alle Sinne verwirrt, überströmte ihn, ein sinnbethörender, alles vergessenmachender Strom, in dem jedes Bewußtsein versank, flutete ihm entgegen aus ihrem wild pochenden jungen Busen, der sich im heftigsten Pulsschlag an seine Brust drängte. —

Und in der Dunkelheit streckte er die Arme aus, als

stehe sie vor ihm, und er könne sie an sich ziehen, um sie nie mehr zu lassen, — nie mehr. —

Aber nur die leere Luft war ringsum, — die Nacht, die ihm gestern alles Glück geschenkt hatte und ihn heute mit zerfließenden Traumbildern narrete, die seine Sinne aufregten und seine Sehnsucht steigerten. —

Aber nicht seine Sinne allein begehrten nach ihr. Er wäre glücklich gewesen, wenn sie nur bei ihm gewesen wäre, wenn er ihre Nähe gefühlt, ihre Stimme hätte hören können.

Er wollte zufrieden sein . . . sich bescheiden.

Nur sie sehen, mit ihr reden können, ihr nahe zu sein! —

Was galt ihm in diesem Augenblicke seine ganze politische Laufbahn.

Wonach strebte schließlich alle Welt . . .

Doch einzig: glücklich zu sein!

War er glücklich in seiner Arbeit? . . . Errang er sich damit die gesuchte Zufriedenheit? Gab ihm das die Ruhe, nach der er sich sehnte? . . .

Es war ein ewiger Kampf mit Kleinigkeiten, ein langsameß sterben an Nadelstichen, ein nutzloses, fruchtloses ringen.

Und was war aller Ruhm, den er erwerben konnte, gegen eine Stunde des Glückes in Lucies Armen.

Er fühlte: das war das Glück. Aber nur mit flüchtigem Kusse hatte es seine Stirne gestreift.

Es war ihm entschwunden, und seine Spuren waren ausgelöscht, wie jene Fährte im Schnee getilgt war. —

Die Nacht sank immer tiefer herab; Stunde um Stunde verrann, bis Mitternacht herankam. Leise zitterten die zwölf feinen Schläge aus dem Salon in das Arbeitszimmer herüber.

Die Dogge knurrte im Schlafe, allnächtig lag sie vor dem Schlafzimmer ihres Herrn. Aber dieser saß noch immer an seinem Schreibtische, den Kopf auf die Hände gestützt.

Vor ihm lag das kleine Seidentuch, das er unter einem Sessel im Salon gefunden, und das er schon hundertmal an seine Lippen gepreßt, dessen Parfüm er mit offenem Munde einatmete, das wie eine unmerkliche Duftwelle sie umschwebt hatte, — und das Tuch an die Lippen führend, glaubte er sie wieder in seiner Nähe zu haben.

Er hatte nicht an sie denken wollen, hatte sich ausgelacht mit seiner Sehnsucht.

Er war doch kein schwärmender Jüngling. Er war bald ein alter Mann mit seinen siebenunddreißig Jahren.

Er wollte ihr Bild verbannen, suchte sich die Thorheit seiner Gedanken und Handlungen recht klar zu machen, um immer wieder dahin zu gelangen, daß er voller Sehnsucht nach ihr verging und eine Leidenschaft ihn beherrschte, wie er sie bis jetzt nicht geahnt hatte; eine Leidenschaft, die ihn zu vernichten drohte.

Machtlos gab er sich der Erinnerung hin. —

Er hatte arbeiten wollen. Er vermochte es nicht. Er schlug ein Buch auf. — Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen und er verstand keinen Satz, den er las.

Einmal war er im Begriff, fortzugehen; schon hatte er den Hut in der Hand — da fehlte ihm der Mut, und er blieb, statt wie er es vorgehabt, ein paar Freunde aufzusuchen, um in deren Gesellschaft zu vergeffen. War es nicht möglich, daß sie noch kam? —

Er hatte die Vorhänge an dem einen Fenster seines Arbeitszimmers nicht herabgelassen, er hatte sogar im Salon alle Lichter angezündet, damit sie sehen konnte, daß er daheim sei.

Aber sie kam nicht. Nur der Schnee schlug an die hohen Spiegelscheiben der Fenster und der Sturm heulte um das Haus, schüttelte die Äste der Buchen und Eichen, warf den Schnee in dicken Ballen von den Zweigen, um den



zerstäubenden auf seine Schwingen zu nehmen, ihn weiterzutragen, ihn in die Luft emporzuwirbeln und dann in die Nebengärten zu werfen, wo er endlich zur Ruhe kam. —

Das gelbe Licht der niederen Studierlampe, von einem durchsichtigen grünen Schirm gedämpft, erhellte das Arbeitszimmer mit seinen dunklen Tapeten und dichten Vorhängen und den braunen altdeutschen Möbeln nur schwach.

Mit breitem gelben Scheine lag es auf den Stößen von Papieren, die Herbert heute so oft vergebens durchwühlte hatte.

Warum nur war sie gegangen und hatte nicht ein Wort, nicht ein Zeichen hinterlassen? — Sie war geflohen. Aber weshalb nur? — Weshalb? — Er begriff nicht, was sie dazu getrieben haben konnte. —

Wieder war eine Stunde vergangen. Die Uhr schlug eins.

Er entschloß sich endlich, schlafen zu gehen. Was konnte sein wachen nützen?

Auf der Schwelle des Schlafzimmers blieb er stehen. Die Scene der vergangenen Nacht stand wieder vor ihm.

Wie sie in seinen Armen gelegen, sich an ihn geklammert hatte, und dabei immer gebeten, sie fort zu lassen, während ihre Lippen die seinen suchten, und nur ihre Worte wie ein verhallendes Echo untergegangener Ueberlegung, ihm zu wehren schienen. —

Als er sich endlich entkleidet und niedergelegt hatte, glaubte er sie neben sich zu fühlen, denn den Kissen haftete noch immer der feine Duft ihres Wesens an.

Es duldete ihn nicht auf dem Lager, wo sie in seinen Armen geschlummert hatte, und er erhob sich wieder, warf den Schlafrock um und wanderte im Nebenzimmer auf und ab.

Er streckte sich auf die Chaiselongue, warf sich ein paar Decken über, allein er fand hier eben, wenig den ersehnten

Schlaf. Es fröstelte ihn, und erhob sich, um seine Wanderung aufs neue zu beginnen . . . Es ging auf drei Uhr. —

Am Ende suchte er wieder das Bett auf. Aber die Erinnerung verfolgte ihn. Er schloß die Augen, er preßte die Handballen fest auf die Lider, und sah sie nur deutlicher in ihrer Schönheit, den schlanken, weißen Leib, die Verkörperung der lieblichsten Anmut, leuchtend aus der Dunkelheit hervortreten.

Sie schien auf ihn zuzukommen, mit einem bestrickenden Lächeln um die feingeschwungenen, schmalen Lippen, und die grauen, leicht blinzeln den Augen lachten ihn an, ihre kleinen, weißen Hände schienen sich ihm entgegenzustrecken, daß er ihr entgeneilen wollte, ihr zu Füßen stürzen, um mit beiden Armen diesen zarten Leib zu umfassen und sein Gesicht in ihrem Schoße zu vergraben.

Aber es war nur eine Traumgestalt, die ihn narrete.

So lag er zwischen wachen und träumen, verfolgt von den Bildern seiner Phantasie, sich unruhig in den Rissen werfend, auf denen gestern nacht ihr müdes, kleines Haupt geruht hatte, bis an den grauen Morgen. —

Die Augen brannten ihm, er war wie im Fieber. Und in seinem Kopfe jagten tausend krause Gedanken. —

\* \* \*

Grau und unfreundlich stieg der Morgen auf. Es schien nicht Tag werden zu wollen, obgleich das Schneetreiben zu Ende war. Der Himmel war trübe umzogen, die Luft schneeschwer, daß eine farblose Dämmerung über der Erde lagerte.

Der Wind hatte aufgehört, und eine schwere Nebelluft, kalt und Atem benehmend, stand unbeweglich über dem hohem Schnee. . . .

Herbert hatte gehofft, daß heute eine Nachricht von

Lucie kommen werde. Den ganzen Tag verließ er nicht das Haus. Wenn sie kam, sollte sie ihn daheim finden.

Und sie mußte kommen. Es war nicht anders denkbar. . .

Allein sie kam nicht, und seine Erregung steigerte sich mit jeder schwindenden Hoffnung.

Ein langsam schleichendes Fieber schien sich seiner bemächtigt zu haben. Ein einziges Bild beschäftigte all seine Sinne, und nichts galt ihm daneben, er hatte für nichts mehr Interesse.

Drei Tage lang hatte er das Haus nicht verlassen. Endlich wagte er sich heraus, und ging auf die Suche.

Einmal kam ihm der Gedanke, ob vielleicht Ebbingens sie kenne, von ihr gehört, sie gesehen habe.

Er ging zu ihm; aber als er bei ihm war, ein Ereignis, das seit Jahren vereinzelt da stand, fehlte ihm der Mut, und er gab einen gesuchten Grund an, der ihn hergeführt habe.

Sein unruhiges, hastendes Wesen fiel all seinen Bekannten auf. Er war wie verwandelt.

Und doch hatte sich jene erste, wilde, ziellose Sehnsucht abgeklärt. Die Ereignisse der Nacht traten mehr zurück, der Zauber von Lucies Wesen trat in den Vordergrund und aus jedem seltsamen Gemisch von Sinnlichkeit und Verliebtheit erwuchs eine Liebe, die nicht mehr begehrte, die nur hoffte, wünschte und sich in Sehnsucht zu verzehren drohte. Es war sein einziger Wunsch, sie wiederzusehn, ihr sagen zu können, was er in all der Zeit um sie gelitten, wie er sie liebe. . . .

Er suchte Berlin von einem Ende zum andern ab, alle Theater und Vergnügungsorte, aber er fand sie nicht.

Die großen Maskenbälle waren seine ärgste Qual. Er kehrte stets wie gemartert heim.

Hundertmal glaubte er sie entdeckt zu haben. Er redete die Masken an und ließ sie stehen, wenn er sich wieder getäuscht hatte. Er trieb es so weit, daß man auf ihn aufmerksam wurde, daß seine Bekannten sich verwundert fragten, was mit ihm sei. Seine ruhige Besonnenheit war dahin.

Alles, was er unternahm, diente nur dazu, ihn mehr zu erregen, den alles beherrschenden Gedanken noch tiefer in sein Gedächtnis zu pflanzen. . .

Der Januar ging seinem Ende zu, — und auch der Februar verstrich erfolglos, bis vor dem Märzhauch das Eis taute, der Schnee schwand, und die ersten Tage des herannahenden Frühlings kamen, wo die Sonne mit noch schwachem Strahle die ausgefrorene Erde zu erwärmen strebt und die ersten zarten grünen Blättchen hervorlockt. . .

Lucie schien verschwunden zu sein, und während draußen die ersten warmen Lüfte zitterten, und die heimkehrenden Stare von den knospenden Zweigen ihr lustiges Morgenlied pfliffen, verdüsterte sich Herberts Gemüt mit der steigenden Hoffnungslosigkeit immermehr, und ein leichter Trübsinn schien sich seiner zu bemächtigen, je siegreicher der Frühling mit Blumenpracht und Sonnenschein ins Land zog.

#### IV.

Die verschlafenen Linden erwachten aus ihrer winterlichen Erstarrung. An den schwarzen Zweigen brachen die ersten Knospen durch, und die niederen Sträucher und Büsche des Tiergartens trieben kleine grüne Blätter, die sich aber nachts vor dem Froste noch immer wieder zusammenknüllten.

Am Tage siegte die Sonne. Sie durchströmte die langen, endlosen Straßen, über denen es wie ein leichter grauer Schleier lag.

Die Luft war trocken, der Himmel lichtblau und klar, die Erde sah so reinlich, so glatt aus, und dennoch wirbelten fortwährend vom trockenen Boden kleine Wölkchen feinen Staubes auf und verteilten sich in der sonnendurchwärmten Luft.

Es schien, als habe der Winter mit Schnee und Eis die gewaltigen Häusermassen von allem Schmutz rein gewaschen. . . .

Schon am Vormittage begann Herbert auf die Suche zu gehn. Er war in Gegenden gekommen, die sein Fuß bis dahin nie betreten hatte.

Weit hinaus in den Norden mit seinen riesigen Mietskasernen und ihren hundertten von kleinen Fenstern, die wie Augen eines Ungeheuers ihn anstierten, wo hinter den grauen, schmutzigen Mauern das Elend hockte, — bis wo die Häuser ihren großstädtischen Anstrich verloren, ein mehr ländlicher Character hervortrat, Gärten um die niederen, im Verfall begriffenen Häuser sich zogen, Gärten, die selbst im aufkeimenden Frühling elend und jammervoll ausfahen, mit ihren kümmerlichen halbleeren Gemüsebeeten und den unordentlichen Wegen. Alles in Verfall; die einstigen Lauben zerbrochen, die Hecken voll großer Lücken, denn sie wurden nicht mehr angepflanzt; und von den Bretterzäunen waren die Bretter oft reihenweise abgerissen, von den umwohnenden Leuten in der Nacht gestohlen, um ein kümmerliches Herdfeuer damit zu nähren.

Er kam hinaus in den Osten, mit seinen roten schwarzrauchenden Fabrikshornsteinen, seinen vielstöckigen Warenhäusern, dem ewig regen Geschäftsverkehr, wo am Morgen die langen Reihen der Arbeiter die breiten, chauffeeartigen Straßen hinzogen in die Fabrik, die sie am Abend in Scharen wieder auf das Pflaster warf.

Überall die blaue und graurote Blouse des Arbeiters, der sich nie Unter den Linden zeigte, der hier tagein, tagaus an der keuchenden Maschine stand, am Arbeitstische, wo er jahrzehntelang mechanisch dieselben Handgriffe verrichtete, bis die Schwielen der Hände sich zu Eisen verhärteten.

Und weiter über die Fabriken des Südostens bis in den Süden, mit seinen kleinbürgerlich modernen Straßen, mit der philisterhaften Einförmigkeit der Häuser, die nur Wohnzwecken dienen, stille Straßen, durch die selten ein Wagen fährt, die im Sonnenschein zu schlafen scheinen.

Nur die Dienstboten laufen umher und machen ihre Einkäufe. Die Bewohner, meist Beamte, die in Geschäften sind, kehren erst zu Mittag oder mit einbrechender Dunkelheit heim. —

Er irrte weiter in das Potsdamer Viertel, mit seinem pulsierenden Leben, die Potsdamer Straße lang, dieser Schlagader Berlins, die der Großstadt immer neue, frische Kräfte zuzuführen scheint.

Und dann kam er in sein Viertel, in den vornehmen Westen, wo die Häuser sich aus dem Verbände lösen, sich nicht mehr in unendlicher Reihe aneinander lehnen, sondern vornehm isolieren.

Um die Häuschen kleine Gärten unter sorgfältiger Pflege mit künstlich variierten Blumen geziert; von vornehm abwehrenden Eisengittern umgeben, liegen sie aristokratisch da, in träumerischer Selbstvergessenheit.

Das branden und tosen der Weltstadt dringt nicht in diesen abgeschiedenen Winkel.

Zuweilen rollt eine Equipage eilend über das Steinpflaster der meist schmalen Straßen, die sich zwischen den

Vorgärten hinziehen. Man bedarf hier des Asphaltes nicht und nicht der Breite von dreißig, vierzig Metern.

Die Straßen sind nicht für den Verkehr; Privatwegen ähnlich, bilden sie die Zugänge zu den kleinen Villen.

Und aus diesem Wohnsitz all der Größen der Finanz, des Geistes und der Aristokratie, wo er fast jedes Haus und seine Bewohner kannte, eilte Herbert in den Tiergarten, und stundenlang promenierte er auf den Hauptwegen, verlor sich auf schmalen Seitenpfaden an Orte, von deren vorhandensein er bisher keine Ahnung hatte.

Aber er achtete nicht auf die ihn umgebende Natur. Er ging langsam, schlenderte fast dahin. Was half es, wenn er, wie in den ersten Wochen dahinstürmte.

Langsam ging er jetzt, immer suchend. Am Nachmittage, wenn der Strom der Spaziergänger sich Unter den Linden drängte und die Equipagen in jagendem Trab in fortlaufender Kette dem Tiergarten zurollten, wanderte er hier entlang.

Zu beiden Seiten des Trottoirs drängte sich eine dichte Menschenmenge, und in der Mitte der Allee, unter den Bäumen, die ihre ersten Blätter entfalteten, strebte eine zerstreute Schar, gleich den unregelmäßigen Wellen einer Flut, aus der Stadt hinaus . . .

Was konnte alles suchen helfen? Nur der Zufall konnte ihm günstig sein. —

Er hatte seine Arbeiten wieder aufgenommen, aber es war zu spät, als daß irgend ein Ereignis den Gedanken an das schöne Mädchen völlig verschrecken konnte.

Niemand hatte eine Ahnung, was ihn bewegte, und so konnte er in Muße daheim sitzen, um sich immer wieder die Bilder jener einen Nacht zurückzurufen und sich an der Erinnerung zu berauschen. —

Er suchte all die Orte auf, wo er hoffen konnte, ihr zu begegnen, Theater, Bälle und selbst jene Gesellschaften, wo unter wohlansändigem äußeren Anstriche Dinge verborgen wurden, die das Tageslicht zu scheuen hatten.

Eines Abends war er in den Salons einer Madame de Mourin, einer Belgierin, gewesen, die eine herrschaftliche Etage in der Karlstraße bewohnte.

Die Gesellschaft war geschlossen und es hielt schwer, eingeführt zu werden.

Es wurde getanzt, gegessen und getrunken, aber alles mußte bezahlt werden. Denn die Hauptsache war das Spiel, das hier seine Anziehungskraft übte.

Madame de Mourin hatte eine seltsame Sitte eingeführt. Neben solchen, denen jede anständige Frau aus dem Wege geht, verkehrten hier auch Damen, die niemand in diesen Salons vermutete. Sie kamen, angelockt durch das Spiel, angelockt durch die Abenteuer, die ihrer hier warteten, und sie kamen im schwarzen Schleier, der leicht die Augen verdeckte, mehrfach zusammengelegt, Nase und Mund völlig verbarg.

Die einen trugen ihn, um am Spiele teilnehmen zu können, andere der Vergnügungen willen, und sie verhüllten ihr Gesicht, um nicht mit den anderen verwechselt, und nicht von ihnen auf der Straße erkannt zu werden. Es war Zwang, den Schleier zu tragen, von dem sich nur die Wirtin selbst befreite.

Herbert war früher einmal hier gewesen. Jetzt glaubte er in einer der Damen Lucie zu erkennen.

Aber ehe er sich vergewissern konnte, hatte sie das Zimmer verlassen. Er eilte ihr nach, aber er fand sie nicht.

Er wartete auf ihr wiedererscheinen; er wartete vergeblich. Endlich wandte er sich an die Wirtin, er beschrieb



ihr die Dame, allein er fand keine Aufklärung. Sie gab vor die Dame nicht zu kennen. — —

\* \* \*  
Eines Tages kam er in die Invalidenstrafse.

Es war am Nachmittage gegen vier Uhr.

Wolkenlos spannte sich der blaue Himmel aus, und die Sonnenstrahlen prallten grell von dem Asphalt des Pflasters zurück. Eine träge Schläfrigkeit schien auf allem zu liegen, und steif in ihrer Einförmigkeit lagen die Steinhäuser der landwirtschaftlichen Hochschule da, in dem scharfen Lichte der Nachmittagssonne, die den grauen Sandstein nicht zu beleben vermochte.

Die Pferdebahn klingelte an ihm vorbei; hier und da ein schütternder Steinwagen, der im langsamen Schritt über das Pflaster rollte, und nur wenige Menschen, die hinaus nach Moabit gingen.

Als Herbert in die Nähe des Luisenplatzes gelangte, sah er auf der anderen Seite der Straße eine Dame, die ihn seine Schritte beeilen ließ. —

War es Lucie endlich? . . . Hatte er sich nicht getäuscht? —

Er war noch etwa dreißig Schritt hinter ihr.

Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid, niederen dunklen Hut mit breitem, vorstehenden Rande und dunklen Schleier.

Nein, sie war es doch nicht! . . . Nur ihr Gang. — Die Haltung war nicht so gebrochen. Diese trug ja den Kopf und die Schultern nach vorn geneigt, und ihre Füße schienen lässig und müde über den Boden zu schleifen.

Er war jetzt dicht hinter ihr. Sollte es doch Lucie sein? . . . In ein paar Schritten war er neben ihr.

Sie hob den Kopf und schaute ihn an. . . Er erschrak vor dem Ausdrucke ihrer Augen. Ihre Wangen waren

eingefallen. Nur die Augen mit den dunklen Wimpern flammten leidenschaftlich groß in dem blassen Gesichte.

Sie wandte sich ab, als er an sie herantrat.

— Lucie! finde ich Sie endlich! — und seine Stimme bebte.

Sie hielt den Kopf abgewendet, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte.

Sie war zusammengeschrückt, als sie ihn erblickt hatte. Jetzt sah er, wie sie zitterte.

Sie hatte ihren Schritt beschleunigt. Er ging dicht neben ihr und bat:

— Lucie, bitte! sehen Sie mich an. Kennen Sie mich denn nicht mehr? . . . Lucie, liebe Lucie! . . .

Aber sie antwortete nicht, sie beschleunigte ihre Schritte noch mehr, und als er dringender wurde, ging sie über den Fahrweg auf die andere Seite.

Ein paar Sperlinge flogen vor ihr auf, und mehrte sich dicht hintereinander folgende Wagen fuhren zwischen ihr und Herbert durch, der einen Augenblick stehen geblieben war.

Zwei Wäscher mädchen, die mit einem großen viereckigen Korbe blendendweißer, frischer Wäsche hinter ihm drein gegangen waren, sahen sich um und lachten, denn sie hatten gesehen, wie die Dame, — es schien die rechte zu sein, — den Herrn hatte abfahren lassen.

Einen Augenblick war er verblüfft stehn geblieben, dann eilte er ihr nach, grade als sie über die Brücke des Spreekanal's schritt. —

Links zog sich der große freie Platz hin, an den der Humboldthafen stieß, wo das regste Leben herrschte.

Der Dampftrahn hob eine Tonne nach der anderen aus einer der Billen. Aus anderen wurden die hellroten

Bausteine auf die Steinwagen verladen, oder in Karren der gelbe Sand, Mergel und Lehm an das Ufer gefahren. Dort wurde Holz abgeladen.

Die Sonne lag breit auf dem Plage, ein leichter Wind fuhr über das sich kräuselnde Wasser, und alles atmete Leben und Bewegung.

Und in dieser sonnig lachenden Umgebung das junge Mädchen in ihrem mehr als einfachen, schwarzen Anzuge. . .

— Lucie, ich bitte Sie um alles in der Welt, hören Sie mich an! warum wollen Sie mir entfliehen?

Sie schwieg noch immer.

. — Lucie, haben Sie denn vergessen, was ich Ihnen gesagt habe . . . Wissen Sie nicht mehr, was Sie selbst mir gesagt . . . haben Sie alles vergessen, jenen Abend . . . daß Sie mich lieben — alles, alles? —

— Lassen Sie mich, — ich bitte! —

Sie hatte es hervorgestoßen, angstvoll flehend.

— Nein, Lucie, ich lasse Sie nicht. Sie müssen mir antworten. — Nur die eine Frage: Warum sind Sie gegangen — warum sind Sie von mir geflohen? . . . Lucie, ich bitte Sie . . . antworten Sie mir . . . ich bitte Sie.

— Ich weiß nicht! —

— Sie wissen es nicht Lucie? Sie wissen auch nicht, was ich seit jenem Tage gelitten habe.

Sie blickte zum ersten Male flüchtig scheu, zur Seite.

— Auch Sie sind nicht glücklich gewesen, Lucie. Es steht auf Ihrem Gesicht geschrieben. Vielleicht können Sie ahnen, wie unglücklich ich gewesen. . .

Sie schritten über die Eisenbahnbrücke der Lehrter Bahn. Drunten rangierte eine Lokomotive mit ödem Ge- klingen die Güterwagen; ein Zug kam angebraust, wie aus der Unendlichkeit, mit lautem pfeifen jagte er heran,

vor der Brücke stieß der Schornstein dichten gelben Rauch aus, der sie umhüllte, dann fuhr er in die große Halle des Lehrter Bahnhofes ein, und im gleichen Augenblicke donnerte ein Stadtbahnzug über die Eisenbrücke durch den Humboldthafen und lief in die Station ein.

Zu ihrer rechten erhoben sich die braunroten Mauern und Thürme des Zellengefängnisses mit den Reihen von kleinen, vergitterten Fenstern, und zur linken jenseits der Straße zog sich eine alte Holzplanke des Ausstellungsparkes hin, an der, vom Regen halbverwischt, noch die manns-hohen Buchstaben des verfloffenen Jahres standen.

Links und rechts gingen Leute an ihnen vorbei.

Einzelne schauten sich um, wenn sie das unbewegliche Gesicht der Dame gesehen, und wie der Mann sich zu ihr niederbeugte und dringend auf sie einsprach.

Herbert legte seine Hand auf ihren Arm. Sie hatte trotz der Frühlingswärme die Hände in einem kleinen seidenen Muff mit langer schwarzherabfallender Schleife vergraben.

— Lucie, Sie müssen mich hören! — Seit dem Tage, da ich Sie gefunden und noch schneller wieder verloren, habe ich keine ruhige Stunde mehr gehabt. Ich habe Sie gesucht, als hinge mein Leben davon ab. Ich habe gehofft, Sie wiederzufinden und habe in dieser Stunde den Anfang meines Glückes gesehen. Was ich gelitten habe, vermag ich Ihnen nicht zu sagen. Ich habe nur einen Gedanken gehabt — Sie wiederzufinden, Lucie, um Sie nicht wieder zu lassen; Ihnen zu sagen, wie ich immer Ihrer gedacht habe. . . Lucie, ich bitte, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir ein Wort. — Gehen Sie doch nicht so neben mir hin, als hörten Sie nicht, was ich sage. — Ich verlange ja nichts, ich fordere nicht, nur ein Wort

von Ihren Lippen. — Soll denn dieser Augenblick, den ich seit drei Monaten herbeisehne, sich zu einer Qual gestalten, die ich nicht zu ertragen imstande bin? — Lucie, bei Ihrer einstigen Liebe zu mir, bei meiner Liebe zu Ihnen, sprechen Sie! . . .

Er hatte ihren Arm fest und fester an sich gezogen, er zerdrückte ihn fast. Er beugte sich vor und suchte in ihrem Gesichte zu lesen, aber sie hielt den Kopf noch immer abgewendet.

Ihre Schritte waren so müde, so schwer, er mußte sie fast stützen, und jetzt sah er, wie bei seinen Worten die Thränen über ihre Wangen liefen, langsam eine Thräne nach der anderen. Er wußte, sie war besiegt. —

Sie waren an den Kavalleriekasernen vorübergeschritten, und sahen jetzt das große rote Portal des Moabiter Kriminalgerichtes vor sich auftauchen.

An der Ecke der Werststraße standen ein paar Droschken. Die Pferde ließen traurig die Köpfe hängen und schliefen. Die Kutscher lehnten an der Mauer und sonnteten sich.

Als Herbert hinüberbog, folgte ihm Lucie willenlos. Er hob sie in eine der Droschken und gab seine Adresse an. Da raffte sie sich zum ersten Male auf.

— Nein, — das nicht! . .

Er sah sie an, dann befahl er:

— In den Tiergarten.

Der Kutscher hatte dem Pferde, das er eben getränkt, die Rinnkette wieder eingehakt und fuhr der Kirchstraße zu, um in den Tiergarten zu gelangen.

— Nach Charlottenhof! rief Herbert ihm zu. Er mußte eine Gelegenheit haben, um sich mit Lucie auszusprechen zu können.

Als ob sie das alles nichts angehe, lehnte sie im

Wagen. Sie hatte kein Wort während der Fahrt gesprochen. — —

Es war so warm, daß in Charlottenhof die Leute im freien saßen. Nur wenige Tische waren besetzt. Herbert und Lucie fanden einen Platz in einer Ecke der im Garten befindlichen offenen Veranda.

Ein paar Kinder trieben sich schreiend im Garten umher und jagten sich zwischen den Tischen und Stühlen. Ein flügelahmer, alter Rabe krächzte in einem der breit-schattenden Kastanienbäume.

In dem kleinen, villenartigen Restaurationsgebäude waren die Fenster weit geöffnet; zuweilen hörte man eine Stimme drinnen rufen, und aus einem der nahen weißen Häuser der Händelstraße klangen die Töne eines verstimmten Klaviers.

Herbert hatte Kaffee und Kuchen kommen lassen, allein er mußte Lucie erst mehrmals auffordern, ehe sie einen Löffel voll an die Lippen führte.

Sie hatte den dunklen Schleier noch immer herabgeschlagen und nahm ihn trotz der Bitten Herberts nicht ab. Er sprach unausgesetzt auf sie ein, ohne daß sie sich regte. Nur zuweilen zog sie die Schultern wie voller Grauen in die Höhe, und bei manchem seiner Worte zuckte es herb und bitter um den schmalen, blassen Mund. Er sagte immer aufs neue, wie er nach ihr gesucht hatte, wie er alles unternommen, sie zu finden, wie sehr er gelitten. Mehr und mehr wich die Erstarrung aus ihren Mienen.

— Ich bitte, Lucie, sagen Sie mir doch, weshalb Sie geflohen sind, was Sie dazu getrieben hat? Ich muß mir ewig Vorwürfe machen, wenn Sie mir den Grund nicht angeben.

Sie schüttelte den Kopf, und traurig lächelnd antwortete sie:

— Ich weiß es nicht. . .

— Sie wissen es nicht? — Aber Sie mußten doch einen Grund haben.

— Ich konnte nicht bleiben, ich weiß nicht, was es war; aber ich mußte fort. — Es ließ mich nicht. —

— Aber Lucie, hatten Sie denn alles vergessen?

— Gerade weil ich nicht vergaß, nicht vergessen konnte, mußte ich fort. Ich durfte nicht bleiben. — Ich bitte, Herbert, sprechen wir nicht mehr von jenem Tage. Wenn ich daran denke, möchte ich vergehen.

— Aber Lucie! —

— Nein, lassen Sie nur. Es ist ja gleich, was Sie von mir denken, ob Sie mich verachten. Sie haben recht; denn Sie wissen nicht, wie sehr ich selbst es thue.

— Nein, Lucie, so dürfen Sie nicht von mir, und nicht von sich selbst denken. Glauben Sie es mir, daß mir noch kein anderer Gedanke als innige Zuneigung für Sie gekommen ist, noch auch kommen kann. — Doch ich habe genug von mir gesprochen, und muß erfahren, wie es Ihnen in den letzten Monaten, in denen ich Sie gesucht, in denen mir nicht die kleinste Nachricht von Ihnen zugekommen, ergangen ist.

Sie blickte einen Augenblick zum Himmel auf, der tiefblau sich hinter den nackten Baumzweigen ausspannte.

Im Hause drin keifte eine schrille Stimme: Franz! — Franz! —

Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte:

— Was ist da viel zu erzählen. Gut ist es mir nicht ergangen.

— Und ich bin außer stande gewesen, Ihnen zu helfen!

— Was hätte es nützen können. — Ich war krank! . .

— Krank, Lucie?

— Ja! Ein Fieber, das aber schon nach einer Woche wieder vorüber war. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gesagt, daß ich seit langer Zeit ohne Nachricht von James bin. Ich habe telegraphiert, aber keine Antwort erhalten. Ich dachte, die Briefe und die Depesche könnten seiner Mutter in die Hände gefallen sein. Aber es ist ja nicht möglich, daß ein Mensch so herzlos sein kann. . . . Ich erkrankte Mitte Februar und da sich Anna — meine Gesellschafterin, fürchtete, brachte man mich in ein Krankenhaus. O, ich habe immer ein Grauen davor gehabt. Ich dachte, ich müsse sterben, wenn ich erst einmal dort sei. Aber man hatte mir nichts gesagt, mich nicht gefragt, ich war willenlos. Als ich erwachte, mußte ich mich in mein Schicksal ergeben. Einmal war ich nahe daran, Sie zu rufen . . .

— Warum haben Sie es nicht gethan? —

— Was hätte es helfen können? Was sollten Sie in der gefährvollen Luft eines Krankenhauses bei einer Fieberkranken? — Ich genas schnell, und man entließ mich. — Niemand, der sich um mich kümmerte. Als ich in meine Wohnung kam und nach Anna fragte, starrte mich meine Wirtin an. Die war am zweiten Tage fortgezogen. Niemand wußte wohin. Als ich die kleine Kassette öffnete, aus der wir gemeinsam lebten, war sie leer. Es waren ein paar tausend Mark darin gewesen, und all meine Schmuckfachen. Anna war fort und hatte alles mit genommen. Nur in einem kleinen Kästchen, das ich zum täglichen Gebrauch hatte, fand sich etwas Schmuck und zweihundert Mark. Keine Nachricht, kein Wort hinterlassen. Sie war geflohen. Ich telegraphierte sofort an James, und fragte, was ich thun sollte. Ich fürchtete mich, mit der



Polizei in Berührung zu kommen, und dann war es ja auch eine weitläufige Verwandte von James. Ich schrieb drei Briefe und habe keine Antwort erhalten. Ich zog von der Frau fort, der ich alle meine Sachen ließ, damit sie sich davon bezahlt machen konnte; ich ließ sie ihr vorläufig als Pfand, denn sie haben zehnmal mehr Wert, als die Schuld betrug. Ich habe dann ein kleines einzelnes Zimmer genommen, als der Monat zu Ende ging, und weiß nun nicht mehr was ich beginnen soll.

— Lucie, bin ich denn nicht bei Ihnen? Haben Sie denn ganz vergessen, daß ich da bin, ein Freund, der alles für Sie thut?

Sie schien die Worte kaum zu hören. Ihre Blicke verloren sich in der Ferne.

— Ich lasse Sie nicht in Ihrer Not. Sie müssen mir gestatten, daß ich für Sie Sorge.

— Und der Preis, den Sie dafür fordern? fragte sie herbe abweisend, mit rauhem Tone.

Er sah sie an, aber sie bemerkte es nicht. Ihre Blicke hafteten an einer kleinen weißen Wolke, die am blauen Himmel über das Haus hinzuschweben schien.

— Der Preis bin ich selbst, nicht wahr, mein Freund? Ihre Stimme klang so hart, so tonlos, eine bittere Verachtung lag in ihren Worten.

— Lucie, wie können Sie so sprechen?

— Also nicht — wirklich nicht? — Das nimmt mich Wunder . . .

— Ich versichere Sie — —

— O nein! — Sehen Sie, Herbert, ich weiß nicht mehr, was ich rede. Sie müssen mir verzeihen. Die letzte Zeit hat Gedanken in mir entstehen lassen, die ich selbst

nicht fasse, vor denen ich fliehe, und denen ich doch nicht entgehen kann.

— Sie sind erregt, Lucie!

— Ja — Sie haben recht. Vergeben Sie mir, Herbert. Sie können mir ja entgegnen, daß ich zu James in demselben Verhältnis gestanden habe. Sie könnten sich aber doch irren, denn Sie vergessen, daß ich Sie einmal zu lieben glaubte.

— Sie glaubten nur? —

— Sie dürfen von mir nicht verlangen, daß ich anders rede, denn in mir ist alles erstarrt. Ich könnte ein anderes Wesen zu meinen Füßen sterben sehen, nur die Hand auszustrecken brauchen, um es zu retten — und ich würde es nicht thun. — Wozu? — Lieber auf der Stelle zu Grunde gehn, als langsam endlich doch verkommen. Sie sehen, das Elend macht bitter und herzlos. Und ich bin sehr elend — sehr!

Sie stützte den Ellbogen auf den Tisch und barg das Gesicht in der Hand. —

An den nächsten Tischen waren die Gäste aufgebrochen, und die übrigen konnten das Paar in der Ecke nicht sehen. Herbert legte seine Hand auf ihre Schulter und sah sie fest und ruhig an.

— Lucie, sehen Sie mich an. Glauben Sie mir, daß ich Ihnen, bei all der Liebe, die ich für Sie hege, ein treuer uneigennütziger Freund sein kann? — Glauben Sie das? Sie sah ihm lange fest in die Augen, als wolle sie in seiner Seele lesen. Sie hatte zu weinen aufgehört, nur ihre Lippen zuckten noch von verhaltenen Thränen.

— Ich glaube es, Herbert.

Und sie umschloß fest seine Hand, die er in die ihre gelegt hatte.

— Ich danke Ihnen, Lucie! — Ich will Ihnen beweisen daß sie sich in Ihrem Vertrauen nicht getäuscht haben, aber Sie müssen thun, um was ich Sie bitte. — Wo wohnen Sie jetzt?

— In der Strelitzer Straße.

— Aber wie kommen Sie dahin?

— Ich mußte ein einzelnes Zimmer haben, und es ist für ein alleinstehendes Mädchen nicht leicht, Unterkommen zu finden. Man muß nehmen, was sich einem bietet.

— Fühlen Sie sich dort zufrieden, glücklich?

— Nein! — Je eher ich fortkomme, um so besser.

— So verlassen Sie noch heute das Haus und kommen zu mir. . .

— Nein! . . . Niemals! —

— Aber Lucie, weshalb nicht?

— Weil . . . . . Ich kann nicht! —

— Sie mißverstehen mich, Lucie. Hinten im Parke befindet sich ein Häuschen. Ich habe die wenigen Zimmer einmal hübsch möbliren lassen, und das soll Ihr Reich werden. Niemand wird dort eine Ahnung von Ihrer Existenz haben. Sie leben abgeschlossen für sich, und auch ich werde Sie nie stören. Vorläufig wenigstens müssen Sie auf den Plan eingehen. — Ich denke, Lucie, Sie hätten Vertrauen zu mir?

— Nun wohl, es sei. Was bleibt mir anderes übrig.

— Also Ihre Hand! . . Auf gute Nachbarschaft!

Sie schlug ein und versank wieder in brütendes Stillschweigen. Fast war sie versucht, ihr Wort zurückzunehmen. Allein sie dachte an die letzten Wochen, an das Leben, das sie geführt hatte, und sie blieb bei dem einmal gefaßten Entschlusse. —

An dem Eingange zum Garten zeigte sich der Diener

Herberts. Er hatte im Restaurant durch das Telephon seinen Wagen bestellt.

— Kommen Sie, Lucie. Mein Wagen wartet.

— Nein, Herbert. Ich muß erst in meine Wohnung. Ich werde meiner Wirtin Bescheid geben und meine Sachen packen. Das nimmt über anderthalb Stunden in Anspruch. So lange müssen Sie mir Zeit geben.

— Nun gut. So werde ich Sie um ein viertel nach sieben abholen. Ist es Ihnen recht? Inzwischen werde ich alles für Sie in stand setzen lassen . . . Ich darf Sie doch heimfahren?

— Nein, wehrte sie ab. Wie würde das aussehen, in Ihrem Wagen. Ich fahre in der Droschke heim.

Er begleitete sie bis zu dem nächsten Einspanner, während er seinen Wagen zum großen Stern hinbestellte.

Lange hielt er noch ihre kleine Hand in der seinen, ehe er sie fort ließ. Dann schaute er dem Wagen nach, bis er seinen Blicken entschwand, und schritt in den Tiergarten, langsam den schmalen Fußweg verfolgend, der ihn zum Stern führte. Die Sonne fiel durch die Bäume mit schrägen Strahlen. Sinnend schritt er zwischen den Stämmen hin, Umwege machend, um die Chaussee zu vermeiden. Er wollte ein paar Augenblicke allein sein. —

Nun hatte er sein langersehntes Ziel erreicht. Er hatte sie wiedergefunden. Er verlangte nichts, er war wunschlos. Sie würde bei ihm sein, stets in seiner Nähe. Das war ihm genug. — Plötzlich erschreckte ihn ein Gedanke, daß er mitten im Wege stehen blieb. Wie, wenn sie nicht kam? Wenn die Wohnung nicht die rechte war, sie das nur gesagt hatte, um ihm aufs neue zu entgehen?

Allein er beruhigte sich schnell wieder. — Wie konnte dieser unsinnige Gedanke ihn so erschrecken!

Am Stern erwartete ihn der Wagen, und in wenigen Minuten fuhr er schon unter die Einfahrt der kleinen Villa der Tiergartenstraße.

Herbert ließ sofort alle Fenster in dem kleinen Hause öffnen und die gesamte Dienerschaft an eine flüchtige Reinigung gehen. Die Ueberzüge der Möbel wurden abgenommen, Sofas und Sessel ausgeklopft und überall der Staub fortgewischt. Es war nicht viel zu thun, denn der Hausmeister trug eifrig Sorge, daß alles im stande gehalten wurde. Der jüngere Bruder Herberts, Max, hatte einst ein Jahr lang hier gewohnt.

Herbert suchte indessen im Hause die verschiedensten Gegenstände zusammen, die entbehrlich waren, um die Gemächer wohnlich zu machen, und bald sahen die drei Zimmer der ersten Etage freundlich und einladend aus.

In dem größeren sowohl, wie in dem kleineren, das er zu einem reizenden Boudoir einzurichten gedachte, flammte in den Kaminen ein lebhaftes Feuer. Herbert ließ noch einige Gegenstände zurecht rücken, gab dem Hausmeister verschiedenes zu besorgen, vor allem mußten Blumen in die Zimmer, — dann fuhr er hinaus zu Lucie.

Seine Ungeduld ließ ihn nicht warten. Er stieg die zwei Treppen zu ihrer Wohnung hinauf, und fand sie in den letzten Verhandlungen mit ihrer Wirtin, einer einfachen, kleinen Beamtenwitwe, hinter der sich ein zehnjähriger, blondhaariger Junge ängstlich verkroch.

Lucie hatte ein schwarzes Handkofferchen mit dem nötigsten bei sich. Ihre anderen Sachen sollten noch heute hinübergeschafft werden, wie denn auch Herbert morgen sofort ihre übrige Garderobe einlösen wollte. Sie hatte sich umgekleidet, ein schlichtes, dunkelbraunes Kleid umschloß knapp ihren schlanken Leib. Ein leichter Anhauch

von rot lag auf ihren schmalen Wangen. In ihrer einfachen Frisur mit dem schwarzen Hütchen, aus dem das Gesicht so blaß, so kindlich hervorschaute, schien sie ihm lieblicher, als je.

Als sie die Treppen hinunterstiegen bot er ihr den Arm. Zum ersten Male sah er wieder ein Lächeln auf ihrem stillen Antlitz. Sie schaute zu ihm auf, und als sie hinaustraten, und der Diener den Wagenschlag öffnete, sog sie die kühlende Abendluft ein, als ob sie Befreiung aus langer Not bringe. Auf der ganzen Fahrt, während der sie kein Wort sprach, lag jenes Lächeln der Zufriedenheit auf ihrem schmalen, blassen Gesichte.

An seinem Arme trat sie in das kleine, aus gelben Steinen in Fachwerk erbaute Häuschen mit seinem weinlaubumrankten Holzbalkon.

Langsam stieg sie die Treppe hinauf. Ein Laut der Ueberraschung entfloß ihren Lippen, als sie über die Schwelle trat und einen Blick in das große Zimmer warf.

Auf dem Kamine brannte eine chinesische Lampe mit breitem roten Spitzenschirm, und von der Decke herab hing eine große Hängelampe, während aus dem Boudoir das Licht einer blauen Ampel strahlte.

Jetzt am Abend machte die kleine Wohnung einen reizenden Eindruck. Die dunklen, mit buntfarbigen Mustern überzogenen Möbel, die schweren Vorhänge und die dichten Teppiche des Bodens zu der schweren Sammettapete harmonierten wohlthuend mit einander.

Lucie blieb auf der Schwelle des Zimmers stehen. Herbert stand hinter ihr und hatte den Arm um ihren Leib gelegt. Sie lehnte sich an ihn und legte den Kopf an seine Schulter. Dann hob sie die Augen zu ihm empor, und ein dankbarer Blick belohnte ihn, daß er sich zu

ihr niederbeugte, und seine Lippen scheu ihre Stirn berührten.

— Sind Sie zufrieden, Lucie?

Sie nickte nur mit dem Kopfe.

— Glauben Sie, daß Sie hier still und glücklich leben können?

— Ich glaube es so sehr, wie ich es wünsche!

Sie sah sich ihr Reich noch einmal an, dann führte er sie wieder zurück in die Villa.

Droben im Salon war serviert. Sie speisten gemeinschaftlich, als müsse es so sein.

Lucie war bald in fröhlichster Stimmung. Es war die Lucie, wie sie auf Helgoland gewesen, nur nicht mehr so stürmisch wechselvoll in ihren Launen. Alles schien vergessen zu sein. Kein Wort, das an die Vergangenheit erinnerte, keine Erinnerung an die Not der letzten Tage.

Der Diener Bernhard servierte lautlos, er wunderte sich, wie sein Herr, der ihm tagelang kein freundliches Wort gegeben hatte, der einhergegangenen war, als ob er krank sei, jetzt lustig plauderte und so laut lachte, daß man es draußen hören konnte. — Lucie hatte die lustigsten Einfälle von der Welt. Sie hatte sich schnell mit Juno, der Dogge, befreundet. Sie neckte den Hund und spottete ihn aus.

— Ja du! — Du bist ein Dummkopf . . . Du hast nicht aufgepaßt, siehst du? Läßt mich so ohne weiteres aus dem Hause laufen, statt mich festzuhalten, du hättest doch wissen müssen, daß ich ein unvernünftig dummes Ding bin, für das immer die andern handeln müssen . . .

Und die Dogge legte den schweren Kopf auf ihren Schoß und knurrte vor Behagen.

Lucie hatte sich an den Flügel gesetzt und griff Accorde.

Dann sang sie mit ihrer hellklingenden, ungeschulten Stimme:

Verlassen, verlassen, verlassen bin i,

Wie der Stein auf der Straßen . . .

Herbert stand hinter ihr, und als sie geendet hatte, kehrte sie sich zu ihm um und streckte ihm wortlos die Hände hin. In ihren Augen standen die Thränen. Allein im nächsten Augenblick tollte sie wieder mit Juno im Zimmer umher.

Einmal, während er an das Rauchtischchen ging, um sich eine Cigarre anzuzünden, lehnte sie am Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Die Bäume des Gartens regten sich leise im Winde, die Zweige wiegten sich hin und her. Wie eine undurchbringliche Mauer, schwarz sich abzeichnend, hob sich der Tiergarten, in der Nacht einer hohen Wand vergleichbar. Darüber der tiefblaue Nachthimmel mit einigen großen Sternen. Einer leuchtete im strahlendsten Lichte, und auf ihn richteten sich Lucies Augen.

Herbert war hinter sie getreten. Sie hatte ihn einen Augenblick mit ihren tiefen, leuchtenden Augen angesehen. Dann schaute sie wieder zu dem Sterne auf. Sie lehnte sich an ihn und Herbert legte seinen Arm vorsichtig um ihre Schultern.

— Das ist mein Stern, sagte sie wie traumverloren. Der große helle. — Mein Stern!

— Welcher ist es denn?

— Der dort . . . gerade über den Baumspitzen vor uns . . . zwischen den beiden kleinen. Wie heißt der Stern? . . .

— Ich weiß nicht, Kindchen.

— Du weißt es nicht, fragte sie erstaunt. Ich glaubte, du wüßtest alles. . .

Er schüttelte den Kopf.



— Nein, Schatz . . . Was du dir denkst.

Sie lehnte das Haupt an seine Brust und schaute wieder zum Himmel auf.

— Wie er glänzt und funkelt! . .

Und nach einer Pause sagte sie, wie aus tiefstem Herzen, den Kopf hebend und Herbert anblickend:

— Wie gut du bist! . .

— Und wie schön du bist.

— Wie kann man mich nur schön finden? . .

— Mir bist du das schönste und liebste auf der Welt. Und er beugte sich nieder, um ihr Haar zu küssen.

— Nein! sagte sie.

Und sie reichte ihm ihre Lippen zum Kusse hin.

Nur als er sie mit erwachender Leidenschaft küßte, wehrte sie ihm.

— Nein! nicht! . . bitte . . . Ich mag nicht . . .

— Hast du mich denn lieb? fragte er schmeichelnd.

— Ja, flüsterte sie leise; aber das nicht . . .

Und sie barg ihr Gesicht an seiner Brust.

Er ließ sich auf einen Sessel nieder und zog sie auf seinen Schoß. Sie legte den Arm um seinen Nacken und blickte ihn an, so zärtlich, daß er sie immer aufs neue küßte bis ihr die Thränen kamen.

— Hast du mich lieb? fragte er schmeichelnd.

Sie nickte nur schluchzend mit dem Kopfe, und endlich brach sich ihr Gefühl in unaufhaltsamen Thränen Bahn.

Er beruhigte sie mit seinen Küssen. Und auf seinem Schoße sitzend, die Arme um seinen Hals, lehnte sie den Kopf an seine Schulter und flüsterte:

— So möchte ich fortträumen in alle Ewigkeit.

Sie schloß die Augen, aus denen noch eine Thräne

quoll. Nur die Uhr tickte. Juno schlief zu Füßen ihres Herrn auf dem Teppich. Minute nach Minute verstrich. —

Als er sich zu ihr beugte und sie leise beim Namen rief, war sie eingeschlummert. Sie hatte sich in den Schlaf geschluchzt. So leicht sie war, lastete sie auf die Dauer doch schwer auf seinen Knieen. Er hätte sich gern einmal bewegt, allein er fürchtete, die schlafende könne erwachen, und so regte er sich nicht. Er lauschte auf ihren regelmäßigen Atem, ihr Busen flutete ihm sanft entgegen, und jene Lebenswärme, die von ihr auszugehen schien und die ihn berauschte, umfloß ihn wieder. Aber er hatte jeden Wunsch erstickt. Er liebte sie jetzt, und sie im Arm haltend, bewachte er ihren Schlummer, die voll vertrauensreicher Hingabe auf seinem Schoße eingeschlafen war.

Leise berührte er mit den Lippen ihre Stirn und trug gerne ihre Last. . . . Und sein Auge traf auf jenen hellen Stern, der leuchtend über der dunklen Wand des Waldes schimmerte, den Lucie ihren Stern genannt hatte.. den Stern der Liebe. —

## V.

Es war Sommer geworden. . . Die Bäume hatten sich mit dichtem Grün belaubt, die Sonne stieg immer höher, und ihre Strahlen durchglühten die erwachte Erde.

Die Straßen hauchten die tagüber eingesogene Wärme aus, wenn auch die Sonne schon hinter den Häusermassen verschwunden war. Nur an den Wolken, den Spitzen der Thürme und den Goldkreuzen der Kuppeln, die im letzten Lichte feurig erglühnten, sah man, daß sie noch nicht ganz am Horizonte versunken war. —

Auf dem Potsdamer Platz herrschte das regste Leben. In ununterbrochener Flut strömten die Wagen zwischen

den niederen tempelartigen Vorsprüngen des ehemaligen Thores, aus der Leipzigerstraße hervor: Pferdebahnwagen hinter Pferdebahnwagen, elegante Equipagen, die schmutzigrot gepolsterte Droschke mit dem schläfrigen Gaul, die erster Klasse mit dem flinken Traber, und dazwischen schwerfällige Lastwagen mit plumpen, niederländischen Pferden.

Und aus der Potsdamer Straße warf sich diesem ein gleich starker Strom entgegen, daß man glaubte, die sich entgegengeronnenen Ketten müßten sich verwirren, die Flut müsse stocken, — aber vom Leipzigerplatze her teilten sich die beiden Ströme, und die einzelnen Wagen rollten an einander vorüber, sie bogen nach rechts und links in die Königgräzerstraße ein oder verloren sich unter dem dichten Laubaldachin der Bellevuestraße, aus denen wie von einzelnen Flüssen die Wogen in das große Becken des Potsdamerplatzes einliefen.

Auf allen Trottoirs eine Völkerwanderung, ein durcheinanderschieben und hastendes streben, das auf dem Platze zwischen dem betäubenden Gewirre der Droschken, der Pferdebahnwagen und der großen, schwerfälligen Omnibusse mit ihren vollbesetzten Verdecken in ein rennen und laufen ausartete, um nicht unter die Räder zu geraten, um sich auf die Inselrotunde des Platzes zu retten, wo zwei Schutzleute ruhig in das Gewirr schauten.

Auf der steinernen Gartenveranda des Hotel Bellevue eine lebhaft plaudernde Menge. Zwischen der Bellevue- und der Potsdamerstraße in dem kleinen Vorgarten der Konditorei von Josty war kein Stuhl frei.

Eng aneinander gepreßt saß hier das Publikum in dem Wirrwarr, der es umtobte, in dem Staube, der von dem Asphalt der Straßenbahn aufwirbelte, Chocolate und Kaffee trinkend oder Eis schlürfend. —

An einem der kleinen Tische, dicht an dem eisernen Gitter, das den durch Epheuwände, Oleander und Kübelgewächse vervollkommenen Garten von der Straße trennte, saß in der ersten Abenddämmerung Herbert von Düren mit drei Herren. Neben ihm rechts Lieutenant v. Eggersdorf, ein Verwandter Herberts, neben diesem, elegant frisiert, Monocle eingeklemmt, mit seinem bartlosen, blutjungen Attachégesichte, Hans von Brenkenhoff, der in den letzten Tagen sich von Ebbingingen fernhielt, dessen Zeit von einem Abenteuer ganz in Anspruch genommen wurde; zur linken Herberts ein junger, dreiundzwanzigjähriger Maler, Fritz Lautner, der sich mit einem Schlage einen Namen gemacht hatte durch sein großes realistisches Gemälde: den Kampf zweier Arbeiter in einer Schmiede darstellend. Hinten die rotglühende Esse, durch die breite Thür das fahlgraue Morgenlicht hereinflutend, und die beiden Schmiede in Kampfstellung, der eine mit einem schweren Hammer auf den anderen einstürzend, der eine Eisenstange ergriffen hat, um sich zu wehren, während sich zwei andere Arbeiter dazwischen werfen.

Nichts an ihm verriet den Maler, einzig das lebhafteste Auge und die nervöse, schmale Hand, die in fortwährender Bewegung war, als zeichne sie die Linien nach, die seine Augen sahen, die fortwährend umherschweiften. Seinem lebhaftesten Blicke entging kaum ein einziger der Passanten. Er saß so, daß er das gesamte Straßenbild vor sich hatte. — Das Haar trug er kurz geschoren, so kurz, daß man überall die Kopfhaut sah, einfachen Stehkragen und den knapp anschließenden englischen Anzug der gewöhnlichen gebildeten Menschheit.

Er haßte die Außerlichkeit seiner Herren Kollegen aus tiefster Seele und schob ihr manche romantische Ueberspanntheit der alten Schule zu, gegen die er in fanatischer Wut eiferte.

Seine Gemälde packten das Leben von der kräftigsten Seite; aber so düster und abstoßend seine Motive waren, er badete sie in einer Flut von Licht: helle, fast grelle Farben, die den armen Augen weh thun mußten, die noch das romantische Dämmerlicht der alten Schule gewöhnt waren. Er liebte diese Effekte. Man eiferte gegen ihn, aber er ließ sich nicht beirren, und man mußte ihm bei seiner Jugend das unbestreitbare Genie einer lebendigen Auffassung zugeben.

Eine unermüdbliche Arbeitskraft beseeelte ihn. In den nächsten Tagen schon vollendete er wieder ein neues Gemälde: Gefunden.

Ein grauer Herbstmorgen auf der Spree, rechts eine Steintreppe zum Quai, an der ein Boot gelandet ist, durch dessen Quersfläche der untere Teil des Rahmens schneidet.

Ein Schiffer steht auf der ersten Stufe der Treppe; mit beiden Armen hält er die Leiche eines jungen Mädchens umfaßt, nach der sie gesucht haben. Ihr Kopf, von schwarzen, wirren, triefenden Haarsträhnen umflossen, liegt an seiner Brust, seine beiden grobknochigen Hände greifen unter ihre Arme. Unten im Rahm steht ein anderer, der die Leiche bei den Beinen erfaßt hat und den einen Fuß ans Land setzt, während ein dritter mit einer Stange das Boot, das ins schwanke geraten, fest an die Quaimauer drängt.

Im Boote Stangen, Stricke und Haken.

Im Hintergrunde wölbt sich über den Fluß eine Brücke, unter der eine Bille hervorgestoßen kommt.

Auf dem schmutzigen Wasser, das weiß leuchtet und sich in einem helleren Streifen an den morschen, entfärbten Brettern des Rahmes bricht, schwimmen braunfaulige Äpfel und schmutziggelbe Strohwische, der Unrat der Großstadt.

Die drei Männer in ihren grauen Arbeitskitteln mit ihren gleichgiltigen Gesichtern gruppieren sich ansteigend.

Das Gesicht des Mädchens ist noch frisch. Ein einfaches perlgraues Kleid umfließt ihren jungen Leib, und das Wasser tropft aus den Falten, die sich eng um Kniee und Unterbeine legen. Der zweite Arbeiter hat sie bei den Füßen erfaßt, kleine, zierliche Füße in hohen Stiefelchen mit etwas schief getretenen Absätzen. In der linken Hand hat sie ein goldenes Medaillon umkrampft. Der Arm schleift fast auf der Erde, und die feine Goldkette schleppt im Schmutz. Ihr Gesicht, der Kopf nach rückwärts gefallen, ist dem Beschauer zugewendet.

Nur wenige Stufen führen zum Quai empor, von dem man die obere Sandsteineinfassung und den unteren Teil des eisernen Geländers sieht. Ein Haufe Neugieriger hat sich angesammelt, aber man sieht von ihnen nichts als die Füße, von den vordersten fast bis zum Knie, originell in der Darstellung. Ein leichter Nebel scheint über der ganzen Scene zu schwimmen. Aber ein flutendes Licht wird von dem grauen Sandstein und der dunklen Fläche des Wassers wiedergespiegelt, und einförmig grau hebt sich aus den Farben der Männer und des Bootes das schlichte, feuchte Kleid des Mädchens ab. —

Die Freunde hatten am Nachmittage im Atelier Lautners das fast vollendete Bild bewundert, das der Maler nur in kleinen Einzelheiten noch verbessern wollte, ehe er es aus der Hand gab. Dieses lichte, einförmige grau blendete, und die Augen kehrten immer wieder zu dem Dunkel des Rahmes und dem braunem Rocke des dritten, sich bückenden und das Boot anstemmenden Fischers zurück. —

Man sprach von dem Motive. Lautner war Realist in all seinen Anschauungen: er frappierte ebenso sehr durch seine Aussprüche wie durch seine Malweise.

Was stellte sein Bild anders dar, als eines jener tausende von Opfern der Großstadt. Ein junges Mädchen, geliebt, verführt und betrogen, das nun mit dem Wilde des Geliebten, der sie verlassen hat, die Ruhe in den kühlen Fluten des Wassers gesucht, eine Geschichte die immer wiederkehrt.

Herbert hörte schweigend zu, wie die anderen das Thema diskutierten, ohne eine Einigung ihrer Ansichten finden zu können.

— Nein, und tausendmal nein! rief Lautner und seine Brauen zogen sich scharf zusammen, daß seine dunklen Augen zornig brannten — es giebt für diese Dinge keine Entschuldigung. Wenn ein armes Mädchen fällt, haben wir kein Fünkchen Mitleid, und doch kann das arme Wesen nichts dazu. Es ist ja geschaffen, die Beute des Mannes zu werden. Wir brauchen ja nur zuzugreifen und haben das Vögelchen gefangen. Es ist wehrlos. Darum keine Anklage, denn es wäre ein Vorwurf wider die Natur. — Dem Manne allein fällt alle Schuld zu, er allein hat die Verantwortung zu tragen, und wenn ein Mann ein Mädchen verführt, so ist er schuldig und zehnmal schuldig. — Ihr wollt doch nicht behaupten, daß wir unter dem Impulse des Augenblicks handelten, dem Zuge der Leidenschaft folgend?

— Oho! rief Eggersdorf dazwischen, da möchte ich doch sehr bitten.

— Nein, Herr von Eggersdorf, erwiderte Lautner scharf, das werden Sie nicht behaupten. Wollen Sie vielleicht zugestehen, daß wir erbärmliche Schwächlinge sind, daß wir es nicht verstehen, unsere Gefühle zu beherrschen, unsere Sinne zu zwingen? — Worauf arbeitet denn unsere ganze Erziehung hin? Ich denke, wir wären Kulturmenschen, um nicht jedem tierischen Triebe blindlings wie die Wilden zu folgen.

— Wollen Sie denn Liebe und Leidenschaft leugnen, vergessen Sie ganz die Selbstmorde aus Liebe?

— Durchaus nicht. Aber das hat hier nichts zu thun. Wir Männer sind keine Werther mehr und sterben nicht an gebrochenem Herzen, wenn wir nicht schon sowieso ins Irrenhaus gehören. Hier handelt es sich um anderes. Wenn wir ein Mädchen nicht verführen wollen, so gelingt es uns gewiß. Denn bedenken Sie gefälligst, unter welchen Umständen Sie der Leidenschaft des Augenblicks folgen können? — Fast niemals. Sie müssen sich diese günstigen Umstände erst schaffen. Haben wir nicht erst unsere redliche Mühe und Not, um ein Mädchen allein zu bekommen; gilt es nicht oft wochenlange Bemühungen? — Muß das nicht alles erst ausgeklügelt werden, fein vorbereitet, damit das Opfer in die Falle geht? — Sprechen Sie mir also nicht vom Impuls des Augenblicks, von der Leidenschaft, die hingerissen hat. Die einfache Vermeidung, sich Gelegenheit zu verschaffen, genügt vollkommen. Wir haben es doch wirklich nicht nötig, uns vor uns selbst zu schützen. Nur ein ganz klein bißchen Energie hilft uns zur Ueberwindung.

Aber es kommt doch vor, daß sich zwei Menschen, die sich lieben, vergessen.

— Gewiß thut es das. . . Nur hat dann der Mann die Pflicht, seine Vergeßlichkeit wieder gut zu machen. Unsere Gesellschaft verherrlicht den Verführer. Das arme Opfer hat kein Recht vor dem Gesetze, und nicht jedes Weib gleicht der Bos'schen Eva, die sich ihr Recht selbst verschafft und den Verführer niederschießt. Das ist eine klaffende Lücke in unsern Gesetzbüchern. Der Mann sollte alle Verantwortung tragen. Er müßte mit seinem Namen das Mädchen wieder ehrlich machen und für Weib und Kind sorgen. Unser Volk wird durch diese Zustände ver-



giftet, wir erziehen tausende von Bastarden, die keinen Vater haben, und das Gift pflanzt sich fort, es greift in alle Schichten der Gesellschaft über. Es ist der Grund aller Demoralisation. Und dann läßt es die Gesellschaft, die nichts zur Rettung thut, dahin kommen, daß die unschuldigen am schwersten leiden müssen: das Mädchen, das verführt wurde, und keinen Mann, und das Kind, das keinen Vater hat. — In ihm keimt und wächst der Haß und die Verbitterung, und diese pflanzt sich weiter und weiter fort, jedes Gefühl von Recht untergrabend.

— Du lieber Himmel, warf Brenkenhoff ein und ließ das Monocle wieder fallen, durch das er ein paar hübschen Mädchen nachgesehen hatte. — Das war seit allen Zeiten so und wird auch wohl so bleiben.

— Es wird so bleiben, eiferte Fritz Lautner. Es läßt sich nicht ändern! Damit wehrt ihr alles ab. . . . Aber es wird sich ändern, es muß anders werden. Wir brauchen nur den Willen zu haben und es sollte bald anders und besser in der Welt aussehen. Aber so verschanzt sich jeder hinter seine Bequemlichkeit und läßt die Sachen gehen, wie sie eben gehn. Und täglich stürzen tausende von unschuldigen Wesen ins Elend, oder gar in den Tod. Und wir . . . wir treiben sie dazu. Wir untergraben ihr Glück, und ich behaupte, an einem verführten Mädchen ist ein moralischer Mord begangen, der hundertmal schlimmer ist, als gemeiner Todschlag; denn es wird ein Leben vernichtet, vergiftet und zerstört; es wird der Keim gelegt zu jahrelangem Elend, zu langsamer Verzweiflung und diese Verzweiflung wird auf das kommende Geschlecht übertragen. — Nein . . . Ich habe keine Entschuldigung für den Verführer, aber alles Mitleid für eine arme Verführte, in ihrem herzerreißenden Jammer.

Er hatte sich in Feuer gesprochen, seine Hände gestiku-

lierten eifrig, er schien seine Worte zu malen, und als er jetzt endete, um mit hastiger Bewegung das Wasserglas an den Mund zu setzen, schwiegen seine Zuhörer.

Nach einer Pause, in die das Gerassel der vorbeifahrenden Wagen, das Geklingel der Pferdebahn tönte, und das Laffen- und Gläserklappern der bedienenden Kellner, das sich mit dem dumpfen Stimmengewirr der plaudernden Menge mischte, fuhr er fort:

— Da hat der Richard Voß seine Alexandra geschrieben, ein genialer Wurf, herausgegriffen aus dem modernsten Leben, aber voll romantischen Geklingels. Es fehlt die rechte Farbe. Und doch könnten wir ein Duzend solcher Stücke brauchen. Nur der Schluß ist falsch; das heißt: er ist immer so im Leben, weil der Mann immer ein Schurke ist. . . Aber wenn das Stück helfen sollte, wenn der Held ein Mann wäre, so müßte dieser Mann das Weib heiraten, und ob es tausendmal ihr Kind umgebracht hat, denn nicht sie, er ist der eigentliche Mörder, er ist der Urheber der That. Er muß das Weib, das er verführt und verlassen, mit Geld hat abfinden wollen . . . er muß es heiraten. Und wenn er eine so fein organisierte Natur ist, und das Zusammenleben mit einem solchem Weibe, das sein Werk ist, ihn zum Wahnsinn bringt, — nun, so mag er zu Grunde gehen an seiner Schuld mit ihr. Dann ist sie gerächt mit all ihrem Jammer, mit ihrer Gefangenschaft und ihrem Elend. Der Mann ist der allein schuldige, und er müßte leiden, anstatt daß sie so großherzig stirbt. — Aber wir tragen alle so ein Stück Erwin in uns.

— Und wohin wollen Sie mit solchen Prinzipien kommen? fragte Eggersdorf.

Lautner zuckte die Achseln zu der Frage:

— Wohin anders, als daß es ein wenig gerechter und

besser auf der Welt wird, soweit das möglich ist. Die Stellung der Frau in der Gesellschaft beeinflusst das gesamte Kulturleben. Unsere Mütter geben uns das beste mit auf den Lebenspfad, und ich kämpfe für den Stand der Mütter.

— Sie kämpfen dafür, daß der Mann das Mädchen, das er verführt hat, heiraten muß, sagte Brenkenhoff. Glauben Sie, daß Sie damit etwas gewinnen, daß Sie glückliche Ehen schaffen, daß Sie damit den zunehmenden Ehebrüchen ein Ziel setzen? —

Lautner schickte seine Blicke die endlos scheinende Leipzigerstraße hinunter. In wirt nebeneinander laufenden Linien jagten die Wagen dahin und schienen sich in der dämmernden Ferne zu verlieren. Ein gewaltiger Engpaß that sich vor seinen Augen auf, in den sich all dieses flutende Leben ergoß.

Gleich Mauern standen die Häuserkolosse an einander gedrängt, und bildeten einen Kanal, der mitten hinein führte in das Herz der Großstadt.

Die Sonne mußte völlig versunken sein, denn die fernen Umrisse der Straße, die sich immer mehr verengte, bis sich die beiden Seiten zu berühren schienen, verschwammen in leichter Dämmerung.

Mit der einbrechenden Dunkelheit hatte das Leben noch zugenommen. Das Geräusch der vorüberrollenden Wagen wurde lebhafter, aus der Bellevuestraße, vom Tiergarten her und aus der Potsdamer Straße flutete der schwarze Strom der heimkehrenden Menschen dichter.

Lautner ließ seine Blicke über den Platz schweifen, vom Bahnhofe her klang der gellende Pfiff einer Lokomotive, allein er mußte in dem brandenden Geräusche untergehen. Er schüttelte traurig den Kopf, als er endlich antwortete:

— Nein, das glaube ich nicht.

— Wird nicht vielleicht gerade durch ihre Forderungen die Ehe ein prekäres Institut, und die Treulosigkeit erhöht, weil der Boden zu einer gesunden Ehe fehlt? mißchte sich jetzt Herbert, der bis dahin geschwiegen hatte, in das Gespräch.

— Das ist kaum möglich, denn auf die Treulosigkeit müßten die schärfsten Strafen stehen. Es ist das ja sehr traurig, stets mit der Buchtrute drohen zu müssen, aber was bleibt schließlich übrig. Durch Strafen allein regiert man die Welt.

— Das wird alles nichts fruchten, sagte Düren, wenn nicht zuvor die Ehen auf anderer Grundlage geschlossen werden. Wir sind eingeengt von tausend Konvenienzen, und wenn wir noch so gern wollen, wir können aus unserer Sphäre nicht heraus. Was hilft Napoleons: *la femme n'a pas de rang*? Wir können gewisse Mädchen nicht heiraten, ohne in Konflikt mit der Gesellschaft zu kommen. Eine langsame Mischung ist möglich, ein verwischen der aneinanderstoßenden Grenzen. Allein über die nächste Nähe geht es nicht hinaus, und doch thäte es grade uns not, gesunde Frauen zu haben.

— Aber ich bitte dich, lieber Düren, warf Eggersdorf ein. Da kann ich nicht ganz mit dir einstimmen. Die Thatsachen widerlegen dich. Kommen nicht heute die seltsamsten Heiraten vor? Hat nicht erst jüngst der einstige Prätendent eines Königsthrones auf die Hand einer Kaiser-tochter verzichtet und eine kleine Sängerin geheiratet, die Tochter eines Kammerdieners, die mit höchsteigener Hand ihre Stuben gefehrt und den Suppenlöffel geschwungen hat? Haben wir nicht täglich Heiraten mit Bürgerlichen, ja mit reichen Jüdinnen — oder Theaterprinzessinnen, und hast du nicht mannigfache Beispiele, wie die Gesell-

schaft diese Bündnisse im Laufe der Zeit doch anerkannt und als voll angenommen hat?

— Das leugne ich auch nicht, erwiderte Herbert. Allein, was für Vorurteile müssen erst besiegt, wie viele Schranken eingerissen werden, ehe man soweit kommt.

— Ja! rief Lautner aus. Ihr solltet eure veralteten Vorurteile endlich einmal zum Tempel hinauswerfen. Ihr seid alle viel zu gescheit, zu modern, als daß einer von euch etwas darauf geben könnte. Aber das ist zum Teufel-holen: jeder einzelne ist theoretisch darüber hinaus, einzelne kommen auch praktisch darüber hinweg, aber seid ihr beisammen, ist die alte Leier wieder da; und ihr steift euch hinter all den Moder und Bust eures Mittelalters.

— Was sollen wir denn machen? rief Eggersdorf lachend. Sie sagen das so, weil Sie nicht in unserer Haut stecken.

— Ach, Unsinn! . . . Man soll das Mädchen heiraten das man liebt, und damit fertig! Und man wird schon glücklich werden. Und laßt sie sein, was sie will, wenn sie nur ein tüchtiges Weib ist, das ihr Herz auf dem rechten Fleck hat, was uns armen Kerlen not thut. Aber der Teufel kennt sich in den Weibern aus.

— Und selbst der nicht, warf Brenkenhoff ein. Nur zu oft werden die Frauen das Gegenteil von dem, was sie vor der Ehe waren. Gerade die zurückhaltendsten fangen das tollste Leben an, und die wildesten werden oft die besten Hausfrauen.

— Na, wissen Sie, Brenkenhoff, fiel der Maler ein, wir beide wollen doch noch ein bißchen warten. Ueberlassen wir das dem Alter. — Sagen Sie mal, Düren, warum haben Sie nicht geheiratet?

— Wie soll ich Ihnen das sagen? . . Ich habe eben kein mir zusagendes Mädchen gefunden.

— Da müssen Sie entweder sehr anspruchsvoll sein, oder Sie sagen unsern Damen kein Kompliment.

— Je nun. Ein gut Teil Furcht ist wohl auch mit dabei gewesen. Ich habe genug Ehen in meinem Leben schließen sehen. Das Glück war dort nur selten zu finden.

— Sie sind sehr geschick, sich erst solche Experimente vormachen zu lassen.

— Entweder langweilte sich der Gatte und betrog seine Frau; er suchte sich sein Vergnügen anderswo, als sei er nicht verheiratet; oder — sie betrog ihn, und dann war er noch schlimmer dran. Ich entsinne mich noch recht wohl eines guten Freundes, er ist jetzt tot: was der mir einmal im ersten Jahre seiner Verheiratung erzählte. Sein Weibchen war sein Ideal gewesen. Er hatte sie vor der Hochzeit angebetet, hatte vor ihr auf den Knien gelegen und in der Verherrlichung ihrer Schönheit geschwelgt, und all seine Freude wurde zu Wasser. Er war eine wilde leidenschaftliche Natur. Sie liebte ihn, aber verstand ihn nicht. Sie fürchtete sich vor ihm, und die beiden sind herzlich unglücklich geworden.

— Ja, sagte Lantner, das ist auch wieder so ein wunder Punkt. Wir müssen die Kage im Sack kaufen. Wie oft habe ich das nicht als Maler erfahren müssen! Man hat sich den vollendetsten Körper gedacht und, du lieber Himmel, welche Enttäuschung! Nur zu oft sitzt der schönste Kopf auf einem Körper, der wenn man ihn einmal gesehen, uns all die Schönheit des Gesichtes verdirbt. Aber wie oft ist man auch glücklich enttäuscht. Unsere moderne Kleidung täuscht unglaublich, und unter einer scheinbaren Plumpheit verbirgt sich oft eine Schönheit, die

mir nie vermutet hätten. — Und was thun wir nun? Wir heiraten ein Mädchen, ohne zu wissen, wie sie aussieht. Wir kennen sie nicht . . . und im Zusammenleben mit einem Weibe ist doch der Körper schließlich das bedingende, die Schönheit des ganzen Leibes, der die Liebe in uns erhält. Das ist unser eigenster Besitz, der Tempel, dessen Schwelle kein anderer überschreitet, unser geheimer Schatz. Das Gesicht gehört aller Welt, und ich will tausendmal lieber ein einfaches Gesicht und einen edlen Leib, als das schönste Gesicht bei einem Körper, der nichts taugt. Man mag sagen, was man will — ich gebe zu, daß im letzten Grunde das Wesen des Mädchens entscheidet, ihr Inneres der Gegenstand unserer Liebe ist — für einen tüchtigen Mann hat der Leib seine Gleichberechtigung. Den begehren wir, den lieben wir, aus dem keimen die kommenden Geschlechter, den Leib halten wir in unserem Arm, er drängt sich uns entgegen, und in dem Genuße vergessen wir alles und finden wir unsere Glückseligkeit. Und nun nehmen wir ein Mädchen zum Weibe, und wissen nichts von all dem, was uns die Hauptsache sein sollte.

— Da kommen Sie auf den Standpunkt eines Bekannten von mir, erwiderte Herbert lachend, — der behauptete, er würde kein Mädchen heiraten, ehe er sie nicht einmal sein eigen genannt habe.

— Und er hat eigentlich recht, unterbrach ihn Eggersdorf. Wie soll man sich für das ganze Leben binden, wenn man nicht weiß, ob man, bei aller anfänglichen platonischen Sehnsucht, sich auch wirklich lieben kann; finden Sie nicht auch Lautner?

— Freilich . . . Ich kann die Berechtigung, die in einer so sonderbar scheinenden Forderung liegt, nicht leugnen.

— Aber Lautner, wohin geraten Sie? lachte Hans

von Brenkenhoff. Das heißt ja doch ein Mädchen verführen. Nach Ihrer Theorie müssen Sie das Kind ja doch heiraten, ob Sie wollen oder nicht; ob Sie nun gefunden, was Sie dachten, oder sich getäuscht haben. Oder Sie werden eingesperrt . . . Sie kommen da zu netten Konsequenzen.

Alle vier lachten herzlich über diesen Kreis in ihrem Gespräche.

— Sie sehen, mit Ihrer Theorie ist es eine böse Geschichte.

Lautner gab es ehrlich und lachend zu:

— Da seht ihr nun, wie wir aus dem Dilemma keinen Ausweg finden. Wir müssen also doch beim Glück bleiben. Wer eine Niete zieht, der muß sich eben zu trösten suchen. Es hilft ihm niemand.

— Auf diesem Erfahrungs-Experimente beruht es wohl meist, fügte Eggersdorf hinzu, wenn jemand schließlich seine Geliebte heiratet, während kein Mensch weiß, weshalb. Er kennt sie eben, kennt ihre Reize, ihren wirklichen Wert, während die andern nur nach dem Scheine urteilen. — Und es kommt ja oft genug dahin, daß man das Mädchen, das man lange als Geliebte gehabt, und an das man sich gewöhnt hat, endlich heiratet. Das wäre so eine Art entgegenkommen auf Ihre Forderungen, Lautner. Diejenigen, die nicht geheiratet werden, nun, bei denen trifft vielleicht der andere Fall ein, daß sie im intimen Verkehr nicht haben entsprechen können.

Der Maler nickte nur, während sich Herbert wieder still verhielt. Die aufgeworfenen Fragen beschäftigten ihn nur theoretisch. Er hatte sich in letzter Zeit vielfach damit befaßt, und ließ deshalb die andern reden, um zuzuhören. Praktische Folgerungen irgend welcher Art daraus zu ziehen, kam ihm im Augenblick nicht in den Sinn. —



Die Nacht brach allmählich herein; man hatte im eifrigen hin- und widerreden gar nicht acht darauf gegeben. . . Zuerst hatten die Pferdebahnwagen ihre bunten Lichter aufgesteckt; dann flammten einzelne der Gaslaternen auf und in der Konditorei wurde Licht gemacht. Dann sanken dunkle Schatten vom Himmel, sie schienen sich auf die Erde zu legen und über die Straßen zu spannen.

Plötzlich knisterte es über ihren Köpfen. Ein leichtes Blitzen und dann ein leises knattern. Bläulich flammte es auf, erlosch wieder, um auf allen Seiten zu entflammen; und nun lag der Platz im vollen Scheine des elektrischen Lichtes. Dann zuckte es in der endlosen Reihe der Vogenlampen der Leipzigerstraße auf, und mit einem Schlage strahlten alle die Vogenlichter ihren taghellen Schein aus.

Es war Nacht geworden, und nun kam eine Kette von Lichtern die Leipzigerstraße her, all die Lichter der Droschken, Omnibusse und Pferdebahnen, und mitten in dem Meere des elektrischen Lichtes hie und da eine gelbliche Stelle vom Scheine der Gasflammen einzelner Läden. Eine Weile sahen die vier sich das Schauspiel an, dann entschlossen sie sich zum Aufbruch. Eggersdorf ging mit Brenkenhoff der Friedrichstraße zu.

Lautner, der sein Atelier in der Schellingstraße hatte, begleitete Herbert bis zu dessen Villa. Sie gingen unter den aus dem Trottoir herauswachsenden Kastanien der Bellevuestraße dem Tiergarten zu. Die Gasflammen warfen ihren hin- und herschwankenden Schein gegen die grüne Blätterfülle, die am Tage kaum einen Lichtschimmer durchließ. Auf allen Wegen eine heimkehrende Menge, die dem Staube und der Hitze der Stadt entflohen war. —

Lautner verkehrte erst seit kurzem intimer mit Herbert, den das energische, zielbewußte streben des jungen Malers

mit Hochachtung erfüllte. Er kam sich neben ihm trotz all seiner Erfolge durchaus nicht bedeutend vor.

Lucie hatte ihn freundlich aufgenommen, allein sie empfand Grauen vor seinen Bildern; sie fürchtete sich vor diesen grellen, oft stechenden Farben, und die gewählten Motive erschütterten sie. Sie hatte eine instinktive Furcht, ein abwehren, das sie auch auf die Person selbst übertrug. —

Herbert hatte sich von ihm vor der Villa verabschiedet. Jetzt schritt er an dem Hause vorbei auf das kleine Häuschen zu, wo Lucie wohnte. Der wilde Wein hatte sich an den Wänden emporgerankt und überschüttete mit einer Fülle hell- und dunkelfarbigen Geblattes den kleinen Holzbalkon. Die Thür des Zimmers war geöffnet, ein breiter Lichtschein floß auf den Balkon.

Lucie hörte drunten Schritte knirschen, eilte auf den Balkon und beugte sich nieder.

— Bist du es, Herbert?

Ehe sie ausgesprochen, hatte er ihr schon guten Abend zugerufen und stieg die Treppe hinauf. Sie flog ihm entgegen und hing sich an ihn, als kehre er aus weiter Ferne wieder heim.

— Guten Abend, lieber Schatz! Du hast dich doch nicht gelangweilt? Ich habe mich etwas verplaudert, sagte er, über ihr blondes Haupt streichend.

— O nein. Nicht gelangweilt, aber gesehnt nach dir, so sehr gesehnt. — Ich bin nur glücklich, wenn du bei mir bist. Das weißt du ja. Ich kann ohne dich nicht mehr leben.

Er schlang den Arm um ihren Nacken und trat mit ihr hinaus auf den Balkon. Der wilde Wein duftete so fein und mischte sich mit dem scharfen Geruche der Blätter.

Von den Resedabeeten vor dem Häuschen stieg ein leichter Hauch empor.

Der Wind hatte sich aufgemacht, ein schmeichelnder, lauwärmer Sommernachtswind, der in den dichten Blättern rauschte und wühlte. Wie das ferne tosen einer Brandung rauschte es durch die stille Nacht.

Im Nebengarten war eine lustige Gesellschaft beisammen. Bunte venetianische Lampen hingen in den Zweigen. Man schien ein Fest zu feiern. Plötzlich flammte es blutrot auf, und die dicken Stämme der Bäume hoben sich schwarz ab von den hellen, jetzt rot überstrahlten Blättern. Man brannte bengalische Flammen ab.

Das kleine Haus nebenan war in rote Blut getaucht, und jetzt huschte über die beleuchtete Fläche ein großer Schatten; ein Knabe und ein kleines Mädchen machten sich den Spaß, zwischen dem Hause und dem Feuer durchzulaufen, so daß sich ihre Schatten riesengroß an der Wand abzeichneten. Und unter schreien und kreischen schienen sie des Spieles kein Ende zu finden.

Das Licht erlosch, doch ein anderes, dieses Mal grün, flammte an einer anderen Stelle auf, und wieder ein lautes Ah! der Bewunderung, das in einem allgemeinen Lachen endigte.

Mehrmales noch flammte es buntfarbig auf. Dann herrschte wieder das alte Dunkel, und nur die Lampions mit ihrem glühwurmartigen leuchten schaukelten an den müde bewegten Zweigen.

Herbert hatte einen Sessel in die Nähe der Thür gerückt. Lucie kniete an seiner Seite auf einem Kissen. Sie saß ihm gern zu Füßen, daß sie zu ihm aufschauen konnte. Sie trug das Haar im Hause offen; zuweilen, wenn seine Hand über ihren Kopf fuhr, schmeichelnd und

lofend, griff sie darnach und küßte sie, trotzdem er es ihr wehrte.

Wenn er sie an sich zog, fühlten seine Arme und seine Hände durch den leichten Stoff des einfachen Hauskleides die unmittelbare Wärme ihres Leibes. Er fürchtete sich, sie zu berühren, dieses weiche Fleisch zu fühlen, denn es raubte ihm seine Festigkeit, und der alte wilde Rausch bemächtigte sich seiner. Während der ersten Wochen hatten sie neben einander hingelebt. Kein Wunsch, kein Wort war laut geworden. Von jener ersten Nacht war niemals mehr die Rede. Als sei es ein Traum gewesen, berührten sie die Vergangenheit nicht . . .

Eines Tages brachte ihr Herbert die Nachricht, daß James Ward sich verloben werde. Sie hatte ihm noch einmal geschrieben und keine Antwort erhalten. Vielleicht daß Anna sie bei James verleumdet hatte. Sie ließ es dabei bewenden und vergaß ihn mehr und mehr. Als sie seine bevorstehende Verlobung erfuhr, kam noch einmal die Erinnerung zum Ausbruche. Sie weinte sich aus. . . . Dann war er für sie vergessen.

Aber sie wehrte Herbert. Sie wollte sich ihm nicht hingeben, weil sie ihn liebte. —

Ihre übergroße Liebe, die keine Grenzen fand, die sich in Liebkosungen erschöpfte, die sie vor ihm sich erniedrigen ließ, hielt sie zurück. Sie wollte seine Achtung haben, seine Liebe, nicht jenem Taumel der Sinne sich hingeben, der berauscht, aber zugleich für immer zerstört. Sie glaubte ihre Liebe zu entweihen und doch hätte sie ohne zaudern ihr Leben für ihn hingeben. —

Und dann kam ein Tag, wo es mit ihrer Kraft zu Ende war. . . . Sie waren in Potsdam gewesen; ein Tag, wie sie ihn schöner nie verlebt hatten. —

Früh morgens schon hatten sie Berlin verlassen und waren in dem einsamen Schloßparke umhergeirrt, vorüber an den großen glatten Wiesen, die mit ihrem frischen grün so lachend im Sonnenschein lagen, unter dunklen Bäumen, auf schmalen Pfaden, wo aus dichten Gebüsch sich die weißen Marmorleiber der Statuen hoben.

Ein Friede hatte in dem Parke geherrscht, wie sie ihn nie gefühlt hatten: die Stille der Waldeinsamkeit. Dann waren sie die breiten Terrassen emporgestiegen, zwischen den Treibhäusern hin, die von verschnittenen Orangen- und Lorberbäumen umgeben waren. Und droben von dem Plateau vor dem Schlosse blickten sie auf den Garten nieder und auf Potsdam und die breite, fast seeartige Havel, die wie Silber glänzte, mit den dahinterliegenden, sanft ansteigenden, grünen Hügeln.

Am Nachmittage fuhren sie auf dem Havelsee hinüber nach Schloß Babelsberg, und die Nacht war eingebrochen, als sie endlich in Berlin wieder anlangten. . .

Lucie ging einher wie im Traum. Sie hatte den ganzen Nachmittag gelacht und gescherzt, sie war ihm mitten im Walde davongelaufen, blindlings einen Hügel hinunter, daß er jeden Augenblick befürchtete, sie werde über einen Ast, eine Wurzel stürzen. Er rief ihr zu und lief dann selbst hinter ihr her, bis er die atemlose endlich einholte, die sich jauchzend an seine Brust warf. . .

Im Eisenbahnwagen war sie müde geworden und fast in seinem Arm eingeschlafen. Aber zu Hause angelangt, wurde sie wieder munter und lebhaft. Und noch einmal ging sie all die kleinen Einzelheiten des Tages durch. Wie ein Kind erzählte sie und fragte, ob er sich noch erinnere. . .

Sie hatte einen regen Appetit mit heimgebracht, nachdem sie anfangs erklärt, sie könne gar nichts essen.

Es ging auf Mitternacht, als sie endlich allein waren.

Sie lag an seiner Brust und stammelte freudetrunken:

— Ich bin so glücklich, so glücklich. Jetzt möchte ich sterben. Aber mit dir. Mit dir sterben.

— Nicht sterben, Lucie! — Wer wird an den Tod denken. Wir wollen leben und das Leben genießen. Laß uns glücklich sein, Lucie, einmal ganz glücklich! . .

Sie hatte sich von ihm losgemacht.

Er aber flehte so schmeichelnd:

— Lucie, hast du mich denn nicht mehr lieb? Du mein lieber Schatz, sei gut. Bleib bei mir, bitte! . . .

Und plötzlich hatte sie sich umgekehrt, die Arme ausgebreitet, und mit einem Jubelruf, in dem die ganze Qual der Entbehrung, aber auch die jauchzende Wonne ihrer Umgebung lag, warf sie sich an seine Brust und erstickte ihn mit wahnsinnigen Küffen. — —

Seit jenem Tage liebte er sie noch mehr.

Sie lebten noch immer getrennt, sie in ihrem kleinen Gartenhäuschen, er in der Villa. Nichts verriet, daß sie sich ganz einander gegeben hatten. Nur wenn sie der loderndste Rausch ihrer Liebe bethörte, schlief sie in seinen Armen. So heiligten sie die verzehrende Glut ihrer Leidenschaft.

Wenn er sie küßte, daß sie in die Kniee brach, kam zuweilen jene anfängliche abwehrende Stimmung wieder und sie riß sich von ihm los. Wie voller Scheu vor dem Geheimnisse der Liebe bezwang er sich, und Tage vergingen, ehe sie sich wieder ganz hingab. —

So waren die Wochen vergangen und der Sommer gekommen. Lucie brachte ihre Zeit mit lesen und lernen hin. Sie spielte eifrig Klavier, ging im Garten spazieren oder fuhr mit ihm aus. Mit der Welt kam sie kaum in Berührung. Herbert gab sie für eine entfernte Verwandte aus.

Die Abende verbrachten sie meist auf ihrem Zimmer und träumten zusammen. Sie waren glücklich, bei einander sein zu können. Tags über ging Herbert seiner Beschäftigung nach. Er arbeitete fleißig.

Oft plauderte er von seinen Arbeiten, und sie saß wie heute zu seinen Füßen und lauschte seinen Worten, andächtig, wie ein Kind phantastischen Märchen. — —

Aus dem Nebengarten drangen verworrene Laute zu ihnen herauf. Sie hörten nur die Stimmen, ohne etwas verstehen zu können. Der Wind raschelte noch immer in den Zweigen seine einförmigen Melodien, die alle Sinne einschläfernten. Lucie lehnte das Haupt an Herberts Knie, seine Hand streichelte ihre Wange. So saß sie und schaute in die dunkle Nacht hinaus und träumte. Er beugte sich zu ihr nieder und sagte leise:

— Lucie!

Sie hob den Kopf, und ihre Augen schimmerten feucht, daß sie dunkel aussahen wie die Nacht.

— Wenn mein Kindchen recht artig ist, so weiß ich etwas schönes

Sie schaute ihn fragend an . . .

— Im nächsten Monat, wenn das Wetter schön ist, packen wir unsere Koffer und ich fahre mit meiner Maus — wohin wohl? . . . Ob du wohl raten kannst?

Sie sah ihn an und plötzlich leuchtete es heller in ihrem Gesicht auf:

— Doch nicht — —

— Ja, ja!

— Nach Helgoland! . . .

Wie ein Jubelruf schallte es von ihren Lippen.

— Ja, nach Helgoland.

Sie war aufgesprungen. Jetzt kniete sie vor ihm nieder.

zog seinen Kopf zu sich herab und küßte ihm Mund, Augen und Wangen.

— O du Lieber, Guter, Bester! Nach Helgoland! Und wir werden wieder so glücklich sein wie einst. O das ist herrlich. Dafür muß ich dich zu Tode küssen. —

Und sie küßte ihm den Atem von den Lippen und jubelte laut auf. —

— Bist du zufrieden, mein Lieb?

— Unausprechlich. Nach Helgoland, flüsterte sie wie in Selbstvergessenheit. —

Im Garten nebenan wurde ein Hoch ausgebracht, und der Ruf klang fröhlich hinein in ihre Freude.

Der Nachtwind rauschte stürmischer in den Zweigen und schlug sie raschelnd aneinander, bis sie allmählich wieder in ihr gleichmäßig eintöniges rauschen übergingen, das wie das träumerische wogen des fernen Meeres klang.

## VI.

Seit mehr als vierzehn Tagen befanden sich Herbert von Düren und Lucie auf Helgoland.

Der kleine, braunrote, wie ein Meerwunder aus den grünen Salzwogen aufsteigende Felsen, nur kümmerlich mit kurzem Grase und spärlichem Getreide bedeckt, schien ihnen ein kleines Paradies.

Wenn sie ihre Promenade um die Insel machten, am weißen Strande entlang oder oben an den Klee- und Kartoffelfeldern hin, und die Flutwogen an die zerklüfteten Felsen branden hörten, und weit nach allen Seiten hinausschauten auf das blaugrüne Meer, dann hing sich Lucie fester in den Arm Herberts.

Wie oft standen sie auf jenem Felsenvorsprung, wo sie zum ersten Male tiefer für einander gefühlt hatten.



Zur Ebbezeit dehnte sich drunten ein zerrissener Felsgrund, den erst die Flut wieder bedeckte. Hier saßen auf den vorspringenden Klippen hunderte und aber hunderte von Lammen, die sich schreiend von ihren Brutplätzen erhoben, die beiden Wanderer umkreiften und dann hinausstürmten auf das Meer, das sie im Fluge zu berühren schienen.

Sie wohnten in demselben kleinen Häuschen des Oberlandes, das Lucie früher inne gehabt hatte, nur daß jetzt Herbert zugleich dort mit ihr wohnte.

Sie hatten ein paar Bekanntschaften gemacht, und die Zeit verging ihnen im Fluge. Herbert hatte anfangs gedacht, die Erinnerung werde für Lucie schwer zu überwinden sein. Allein sie trotzte der Vergangenheit mutig und schien sich nur der Anwesenheit Herberts zu erinnern.

Sie suchten alle die altbekannten Stellen auf, um durch die lebendige Gegenwart jeden Spuß der Vergangenheit zu bannen. Ein Tag war schöner als der andre, das Meer in seiner wechselvollen Schönheit bestrickte ihren Sinn, und Lucie liebte das Meer.

Sie konnten stundenlang auf einem Felsen sitzen, oder am Strande lagern und dem Spiele der Wogen zuschauen, wie sie aus der Tiefe emporstiegen, sich immer mehr ansteigend heranwälzten, um sich wild überstürzend in weißen, zersprühenden Schaum aufzulösen.

Drüben schimmerte im Sonnenlicht schneeweiß die Düne mit dem Badestrande. Die kleinen Boote waren in steter Bewegung, um den Verkehr zu vermitteln. Drunten im Hafen liefen die Segelboote aus und ein.

Sie standen hoch über dem Meere, das sich wie eine endlose Ebene ringsum dehnte. Und mitten in dieser Unendlichkeit dieses verschwindende dreieckige Stückchen roten

Felsens, das haltlos im Ocean zu treiben schien, der die hohen zerklüfteten Mauern wütend peitschte.

Die Sonne lag breit auf dem Hochlande und auf den Grasplätzen weideten angepflöckt die großen dickwolligen Schafe und knubberten das saftige, von der Salzlust inkrustierte kurze Gras . . .

Täglich fuhren sie hinüber zur Düne, um zu baden. Lucie hatte schon in den ersten Tagen, nachdem Herbert sie gefunden, ihre frische Farbe wieder erhalten. Sie war voller geworden; das kindliche, das ihr noch angehaftet, war verschwunden und alles an ihr war abgerundeter. Jetzt, in der Seeluft schien sie noch mehr aufzuleben. Sie strahlte vor Gesundheit und Kraftfülle, ohne daß sie dabei die zarte Schlankheit ihres Leibes eingebüßt hatte.

Die Lippen hatten ihr frisches rot wieder bekommen, und ein leichter Hauch lag auf ihren feinen Wangen, die sich an der Seeluft leicht bräunten, da sie ohne Schirm ging und den breitkrämpigen Strohhut an den Bändern in der Hand hielt, daß die frische Seeluft sie umwehen konnte.

Hier, wo sie sich zum ersten Male begegnet waren, schienen sie sich des Glückes, das sie besaßen, erst recht zu vergewissern. — Der Himmel wölbte sich ewig blau über ihnen, nur lichte weiße Wölkchen, wie verirrte Schäfchen, wurden vom Winde drüber hingetrieben, und des Nachts spannte sich ein funkelnder Sternenmantel über ihnen, und schien ihre Liebe beschützen zu wollen . . .

Eines Tages wurde ihr Glück gestört. Wichtige Geschäfte riefen Herbert nach Berlin. —

Lucie wollte mit fort. Er hatte Mühe, sie zu beruhigen. Seine Mutter war aus Italien heimgekommen und wollte auf ihr in Mecklenburg gelegenes Gut Sassen-

hagen. Mit ihr wollte er in Berlin zusammentreffen. Sie konnte also nicht mit. Er kam ja in wenigen Tagen wieder . . . in drei, vier Tagen war er zurück. Sie hatte doch ein paar Familien, mit denen sie verkehren konnte.

— Nimm mich mit, ich bitte dich. Ich weiß nicht . . . aber ich fürchte mich hier allein auf der Insel. Das Wasser ist zwischen uns . . . und das ängstigt mich.

— Aber Schatz! liebe Lucie, sei doch kein Kind. Ich bin ja bald wieder bei dir.

Sie schwieg endlich und nickte nur mit dem Kopfe. Sie wollte sich gedulden. Aber als er fort mußte, wollte sie ihn nicht lassen, mit ihren Küffen suchte sie ihn zu überreden, bei ihr zu bleiben. Er riß sich endlich los, und als die Thür hinter ihm zufiel, warf sie sich fassungslos auf das Sofa. Sie fürchtete sich so. Vielleicht kehrte er so wenig wieder wie einst James, oder doch als ein anderer. Davor bangte ihr . . .

Jetzt war sie allein. — Die Stunden schlichen träge hin; die Zeit schien endlos. Sie wußte nicht, was sie beginnen sollte. . . Vorher waren ihr die Tage verflogen, daß sie nicht wußte, wie lange sie schon auf der Insel weilten.

Sie fühlte sich so matt, daß sie das Haus nicht verließ. Sie saß am Fenster und grübelte bis die Nacht kam.

Die Frau, der das Häuschen gehörte, suchte sie zu erheitern, sie schwatzte mit ihr, aber Lucie hörte nicht, was jene sprach. Und dann wollte der Abend kein Ende nehmen. Es war stürmisch geworden, und der Wind fegte über das Plateau der Insel, als wolle er Leuchtturm, Kirche und die kleinen Häuser hinunter wischen in das Meer. Der Sturm heulte um das kleine Haus, daß es in allen Fugen krachte und zitterte. —

Als Lucie sich endlich niederlegte, fand sie keinen

Schlaf. Sie lauschte den wilden Tönen des Windes, sie hörte das brausen und tosen des Meeres, und ihre Gedanken flogen über die Wellen dem geliebten Manne nach. Jetzt erst wußte sie, wie sehr sie ihn liebte. Sie verging in Sehnsucht nach ihm, und vergrub den Kopf in die Rissen, um nicht immer an ihn denken zu müssen.

Erst nach stundenlangem wachen und weinen sang sie der braufende Sturm in den Schlaf. — —

Die Sonne stand hoch am Himmel, als sie erwachte.

Frohen Mutes schlug sie die Augen auf, als ihr einfiel, daß Herbert fort war. Und sie sank wieder in die Rissen zurück, und starrte zu der niederen Decke auf, bis sie sich endlich träge erhob und ankleidete. . . .

Im weißen, rotgestreiften Kleide, mit aufgeschlagenem Kragen, der den Hals freiließ, trat sie hinaus, nachdem sie das Frühstück genommen hatte. Es war Badezeit. Sie mußte sich beeilen, zum Unterland zu kommen um zur Düne hinüber zu fahren. —

Das Bad erfrischte sie, und sie sah den einsamen Stunden des Tages weniger trübselig entgegen. Sie wollte lesen, zu den Bekannten gehn, und so mußte sie ja die wenigen Tage ausharren, bis Herbert wiederkehrte.

Langsam stieg sie vom flachen Unterlande die Stufen der breiten Treppe hinauf, die zum Oberlande führt. Mehrmals blieb sie stehen und schaute über das Meer, in dessen Tiefe der wolkenlose blaue Himmel versunken schien.

Von oben herab kamen ihr Badegäste entgegen, von drunten überholten sie andere, lachend und plaudernd, alle in hellen Gewändern mit bunten Sonnenschirmen, hie und da eine Dame in voller Toilette, andere im leichten, kaum anschließenden Kleide, um zum Bade zu gehen.

Plötzlich schrak sie zusammen. —

Ein Herr in hellgrauem Anzuge, weißem Strohhute mit breitem, marineblauen Bande, rotbraunen Handschuhen und silberknopfigem Stocke kam die Treppe herab, und grüßte sie schon von oben in einer Weise, die, obgleich er den Hut tief zog, sich doch nicht in gesellschaftlich höflicher Form hielt.

Er fuhr mit der Hand über den blonden, breiten Schnurrbart und zeigte seine breiten Zähne, die in dem sehr roten Gesichte sofort auffielen.

— Ah! rief er schon von weitem, laut und auffallend: Mein gnädiges Fräulein! Welche Schickung des Zufalls, Sie zu treffen. Gestern abend erst angelangt auf dieser Handbreit festen Landes, und muß gleich der verkörperten Anmut begegnen.

Er blieb eine Stufe über ihr stehn und streckte ihr, nochmals den Hut lüftend, die Hand hin, die sie jedoch nicht nahm, bis er nach der ihren griff. —

Der hier! fragte sie sich, — was wollte der hier?

Sie war so erschreckt, daß sie Mühe hatte, sich zu beherrschen. Alles schien sich im Kreise zu drehen, drunten das grünliche Meer und der blaue Himmel, die kleine braunrote Insel und all diese lebhaften Toiletten. Es verschwamm plötzlich alles vor ihren Augen, und nur die eine Frage klang ihr in den Ohren:

Was wollte Böhlau hier?

Sie war fast versucht, die Treppe hinaufzustoßen und zu fliehen. Aber sie fühlte ihre Kniee so schwach, und dabei hörte sie seine, in etwas nieselndem Ton vorgebrachten Worte:

— Wirklich fabelhaftes Glück, kaum faßbar, Sie nach so langer Zeit mal wieder zu treffen. Sind hier auch zur Kur? — Zur Kur! Was? — Leutnant Böhlau zur Kur im Seebade? Hätten sich gewiß nicht träumen lassen. —

Habe nämlich Dienst aufgesteckt, weil zu schandbare Quälerei; bischen Weltenbummler geworden.

Sie hatte noch immer kein Wort gesagt. Jetzt stieg sie die Treppe langsam hinauf, während er neben ihr ging, sich an sie drängte, und in seiner arroganten Weise ihr unter den Hut sprach.

Sein tief gebräuntes Gesicht mit den breiten Kinnladen und den vollen Lippen, die häßlich gewesen wären, hätte der dunkelblonde Schnurrbart sie nicht bedeckt, machte einen brutalen Eindruck. Er war nur wenig über Mittelgröße, breitschultrig und kräftig gewachsen. Wegen wiederholter Soldatenmißhandlung angeklagt, hatte er es für das gescheiteste gehalten, einem Wunsche von oben her folgend, seinen Abschied zu nehmen.

Es war eine jener rücksichtslos energischen Naturen, denen alles gelingt, die, wenn sie sich etwas vorgenommen haben, stets zum Ziele gelangen. Die Männer begriffen die Erfolge nicht, die er bei den Weibern hatte. Sein brutales Wesen erschreckte und verwirrte. Dadurch gewann er alles. Er nahm, wo ein anderer zaghaft nicht zu bitten wagte.

Er gab Lucie nicht frei, obgleich sie seine Fragen kaum mit Nein oder Ja beantwortete, nur um nicht aufzufallen.

— Sie sind allein hier, Lucie?

Wie sie das erschreckte, diese brutale Anrede beim Vornamen! Sie verwirrte sich, wußte kaum, was sie sagte.

— Nein! Ja! . .

Er lächelte und fuhr sich arrogant über den Schnurrbart. Wenn die Sache so war! . .

— Scheint Ihnen nicht viel Freude zu machen, mich wiederzusehn, sagte er und zog die struppigen Augenbrauen hoch. Freue mich meinerseits kolossal! Waren doch mal gute Freunde. — Zwar ziemliche Zeit her, so drei oder

vier Jahre glaube. — Als Sie noch so'n kleines Ding waren, das nichts verstand. Haben sich verflucht schneidig herausgemustert. Sie gleich auf ersten Blick erkannt. Eminentes Gedächtniß für so was. Lustige Stunden in Berlin, was? als Sie noch . . .

In diesem Augenblicke bemerkte Lucie eine Familie, mit der sie einen flüchtigen Verkehr angebahnt hatte, und mit einem hastigen: Entschuldigen Sie! eilte sie davon, ihn verblüfft stehen lassend.

— Verfluchte Hexe geworden. Schneidig! Scheint Familie zu simpeln. Na, wollen mal ein bischen observieren.

Er sah, wie sie sich einem der jungen Mädchen an den Arm hing, und wie sie dann verschwanden.

Sie würde ihm schon nicht entgehen. Auf der Insel konnte man sich nicht verstecken.

Er piff vor sich hin. Da hatte er doch gleich wieder ein Abenteuer. Die Kleine war ein netter Kerl, nur etwas hochnasig geworden. Das muß man ihr wieder abgewöhnen. Daumen drauf drücken, wie damals, als er sie als siebzehnjähriges Ding kennen lernte.

Und er rückte den Strohhut schief, zog die Schultern hoch, und den Kopf recht dandymäßig vorstreckend, die eine Hand in der Hosentasche und mit der anderen Tourniquet mit seinem Stocke machend, schlenderte er, leise vor sich hinstummend, den Weg zum Unterlande zurück, wobei er jeder Dame unter den Hut grinste, und wenn ihm eine gefiel, ihr in unverschämtester Weise nachschaute. —

Lucie hatte das junge Mädchen gebeten, sie heim zu begleiten. Es waren nur wenige Schritte bis zu ihrem Hause. Als sie allein war, eilte sie an die Thür, schob den Kiegel vor und schloß ab. Dann setzte sie sich auf die einfache, braune Chaiselongue und dachte nach. Die Begegnung

war so unerwartet gekommen, daß sie all ihrer Fassung beraubt war. Sie hatte alles vergessen gehabt, ihre Vergangenheit schien hinter ihr zu liegen für alle Zeiten. Da griff sie urplötzlich wieder in ihr Leben ein und drohte die glückliche Gegenwart zu vernichten. Warum auch gerade der hier, und jetzt, wo sie allein war, hilflos und verlassen . . .

Wenn Herbert dagewesen, hätte es sie nicht so erschreckt. Aber jetzt, dieser Böhlau, vor dem es ihr immer gegraut hatte; denn sie konnte sich dem eigentümlichen Einflusse, den er auf sie ausübte, nicht entziehen. Es bangte ihr, ihm wieder zu begegnen. Sollte sie fort? Es war am besten. Allein was würde Herbert denken, was sagen? Wo konnte sie ihn finden? Nein, sie mußte bleiben. Hatte sie denn nicht ihre Liebe zu Herbert, die sie schützte vor allem Ungemach? —

Und doch fürchtete sie sich wie ein Kind, das man im Dunkel allein gelassen hat. —

Sie empfand Grauen vor der eigenen Vergangenheit.

Vor vier Jahren war ihr Böhlau zum ersten Male in den Weg getreten.

Sie war von Haus fortgelaufen, weil sie dort kein Recht mehr hatte, weil der Vater gedroht hatte, sie totzuschlagen. Einer Freundin war sie von Hannover nach Berlin gefolgt. Diese war Kellnerin, hatte auch Lucie eine Stellung verschafft, und sie waren zusammen in einem großen Studentenlokale, im Krug an der Friedrichstraße gewesen.

Das Lokal, in seinen drei Etagen, mit dem großen Lichtschachte in der Mitte, wurde von der besseren Studentenschaft und viel von Offizieren in Zivil besucht.

Jeden Montag und Mittwoch mußte sie in ihrem Reviere einen Tisch für eine kleine Gesellschaft reservieren, unter denen sich auch Leutnant Böhlau befand, der sie den



ganzen Abend nicht aus den Augen ließ und alle Augenblicke an den Tisch rief.

Ein junger Gardeoffizier war dabei, mit mädchenhaft bartlosem Gesichte, ein hübscher Junge, dem man den Spitznamen Mariechen gegeben hatte.

Lucie interessierte sich für ihn. Zuweilen kam er allein, um ein Stündchen mit ihr zu plaudern. Er brachte ihr Blumen, kleine Geschenke, und war dabei so zurückhaltend, daß er kaum ihre Hand zu berühren wagte. Wenn sie sich an einen anderen Tisch setzte, sah er sie mit ganz seltsamen Augen an, so daß sie es endlich vermied, wenn er da war. Aber kein Wort weiter wurde zwischen ihnen gewechselt. Man neckte ihn mit ihr.

— Mariechen ist verliebt. Sie können sich auf die Eroberung was einbilden, Lucie; denn Mariechen hat eigentlich das Gelübde ewiger Keuschheit abgelegt. Sehen Sie nur, wie er rot wird. . .

Nichts machte ihnen größeren Spaß, als den jungen Offizier, der erst seit kurzem Leutnant geworden, mit Lucie zu necken. Wenn er an solchen Abenden ging, drückte Lucie ihm fest und innig die Hand, als wolle sie wieder gut machen, daß man ihn so aufzog.

Vor Böhlaus hatte sie ein ungewisses Grauen. Sie plauderte gern mit ihm, aber sie fürchtete sich vor ihm und seiner Brutalität. Sie war es gewöhnt, kurz gehalten zu werden. Wenn der Vater fluchte und wetterte, dann zitterte sie. Jetzt kamen ihr alle so liebenswürdig entgegen. Man schmeichelte ihr, man behandelte sie ungewöhnt zuvorkommend, und huldigte ihrer jungen Schönheit. Ein paar Studenten erschöpften sich geradezu in Liebenswürdigkeiten.

Sie nahm alles ruhig an, aber ließ sich mit keinem

ein, denn sie hatte sich fest vorgenommen, sich ehrlich durchzuschlagen, und es gelang ihr ohne Mühe. Da sie von aller Welt verwöhnt wurde, blieb die Behandlungsweise Böhlau nicht ohne Eindruck. Sie interessierte sich für ihn, gerade weil er sie in gewisser Weise abstieß, und durch sein scheinbar gleichgiltiges Wesen wirkte er am meisten auf sie, denn sie merkte sehr wohl, wie er sie dabei beständig beobachtete. —

Eines Montags war die Gesellschaft wieder beisammen. Es ging lebhaft her am Tische. Mitternacht war vorbei, als plötzlich einer der Herren sagte:

— Aber Mariechen, wie ist denn das, du hast ja heut Geburtstag!

Man sah nach der Uhr. Es war zwölf vorbei. Man umringte den jungen Offizier und beglückwünschte ihn.

— Wir sind zwar alle von dir auf morgen oder richtiger heut abend eingeladen, aber eine kleine Vorfeier könnte nicht schaden, was?

— Dazu ist es zu spät. Laßt uns schon hier bleiben.

— Na natürlich . . . aber Mariechen könnte ein paar Flaschen Sekt schmeißen. Ich bin just in der Stimmung.

— Kein unebener Gedanke.

Man pflichtete bei. Selbstredend, man mußte auf seine Gesundheit trinken, und bald brachte Lucie die Flaschen.

Sie mußte mittrinken. Immer, wenn sie am Tische vorbeiging, hielt man sie fest. Sie hatte den jungen Offizier in so reizender Weise beglückwünscht, daß ein Sturm des Beifalls losgebrochen war.

In kurzer Zeit war eine ziemliche Anzahl Flaschen geleert. Kurz vor eins brach man auf. Es gab morgen eine größere Felddienstübung und man mußte auf dem Damme sein. Drunten vor dem Hause vermiste man Böhlau, ein

Kamerad schaute noch einmal ins Lokal. Er war nicht zu finden. Gott weiß, wo der stecken mochte. . . . Und man ging ohne ihn heim. —

Böhlau kam schon wieder an den Tisch, als Lucie noch beim abräumen der Gläser war.

Sie fragte ihn verwundert, daß er noch da sei. — Er hatte noch keine Lust, heim zu gehen.

Als Lucie Kasse machte, bat er, sie ein Stück nach Hause bringen zu dürfen. Sie hatte große Lust, nein zu sagen, allein sie wagte nicht, ihm die Bitte abzuschlagen. Warum auch nicht? Sie ließ sich doch auf nichts ein.

Als sie auf der Straße waren, und er ihr den Arm bot, schlug er ihr vor, noch ins Bauer zu gehen, zu einem Kaffee. Sie willigte ein, und griff noch einmal in die Tasche, ob sie alles bei sich habe. Dabei hielt sie ihre Schlüssel in der Hand, die er ihr lachend wegnahm und in seine Rocktasche steckte. — Eine halbe Stunde saßen sie im Café Bauer. . . .

Der Sekt hatte sie totmüde gemacht. Sie hatte viel und hastig getrunken und war in Laune geraten, die jetzt in stumpfe Gleichgiltigkeit umschlug. . .

Als sie hinaustraten, wußte sie kaum mehr, was sie that. Ein Schwindel erfaßte sie an der frischen Luft. In einer Droschke fuhr er sie heim. —

Sie wußte von nichts mehr. Wie ein unsinniger Traum erschien ihr das alles, und er hatte seinen Willen. —

Von jenem Tage an war sie in seiner Gewalt. Sie fürchtete sich vor ihm und wagte nicht, sich von ihm zu befreien. Sie zitterte vor ihm, und er war sich seines Einflusses wohl bewußt. Sie war ganz in seinen Händen. —

Seit jenem Tage hatte sie den jungen Offizier nicht wieder gesehen. Sie wagte es nicht, Böhlau zu fragen, denn

sie vermutete, er habe ihm etwas gesagt, da er sich nicht mehr sehen ließ. Als ihr der Gedanke gekommen war, hatte sie lange bitterlich geweint. Dann hatte sie ihn vergessen. — Jetzt erinnerte sie sich auch seiner wieder, wo ihr Böhrlau nach vier Jahren plötzlich begegnete. —

Sie hatte ihn auf den ersten Blick erkannt, und die alte Angst überkam sie. Hatte er sie doch einmal geschlagen, und sie hatte nicht gewagt, den Schlag abzuwehren. — Selbst in der Erinnerung an jene Zeit erfaßte sie ein Grauen, und sie konnte sich die Gewalt, die er auf sie ausübte, nicht erklären.

Sie wagte sich den Tag über nicht hinaus, voll Furcht, ihm zu begegnen und von ihm angedet zu werden. . .

Am folgenden Morgen ging sie in Begleitung einer Bekannten zum Bade, mit der sie auch den Abend verbrachte. — So vergingen ihr die Stunden der Abwesenheit Herberts in Not und Sorge. —

An diesem Nachmittage würde er endlich heimkehren. Wie sie sich freute . . Wie glücklich sie schon jetzt war! —

Sie hatte Böhrlau nicht wieder getroffen. —

Sie war zum baden gewesen, und heimgekehrt hatte sie sich erschöpft auf die Chaiselongue gestreckt . . .

Die Sonne warf ihre schwülen Strahlen durch das eine Fenster herein, das andere war dicht verhängt. — Mittägliche Ruhe herrschte im Zimmer. Ringsum war es still. Nur zuweilen blökte draußen kläglich ein Schaf. Die Wirtin war fortgegangen, um auf ihrem kleinen Felde zu arbeiten. . .

Eine schwüle Wärme herrschte im Hause. Die Sonne drückte schwer herab, die Fliegen summteten im Zimmer. Lucie schloß die Augen und gab sich einem leichten Halbschlummer hin. Es durchflutete sie nach dem Bade so

warm. Ihr war so lässig, daß ihre Arme neben dem Körper lagen, als seien sie bleischwer . . .

Eine ganze Weile lag sie zwischen wachen und träumen, als sie ein Geräusch zu hören glaubte. Aber sie regte sich nicht gleich . . . erst mußte es ihr recht zum Bewußtsein kommen, dann erst öffnete sie, sich halb aufrichtend die schweren Lider. Im nächsten Augenblick richtete sie sich völlig auf.

Die Thür war halb geöffnet, und, die Klinke in der Hand haltend, stand Böhlau vor ihr, der jetzt die Thür vorsichtig schloß und auf sie zu kam. Den Strohhut hielt er in der Hand und strich sich mit der anderen über sein militärisch kurz verschnittenes Haar, während er verbindlich lächelte.

— Lassen Sie sich nicht stören . . . . Bleiben Sie liegen, bleiben Sie ruhig liegen! rief er. Pardon übrigens, daß ich hier so eindringe. Wollte Ihnen auf jeden Fall Besuch machen, nachdem Sie mich neulich so scheußlich geschnitten. Draußen war niemand, und als ich anklopfte, keine Antwort. — Steckte also den Kopf herein, und sehe das entzückendste Bild von der Welt vor mir. — Wirklich brillant! . . . . Mit so viel Chic hingestreckt.

Lucie fand noch immer keine Antwort.

Weshalb kam er, was wollte er von ihr? . .

Er hatte seine Handschuhe abgestreift, und legte sie mit Hut und Stock auf den Tisch, indem er sich zugleich einen Stuhl an die Chaiselongue heranzog.

Jetzt griff er nach ihrer Hand und sagte:

— So! und nun vorerst ein herzliches Willkommen!  
. . . Ja aber Lucie, was ist denn?

Sie hatte ihm ihre Hand, die er ergreifen wollte, rasch entzogen.

— Was wollen Sie von mir? fragte sie angstvoll.

— Ich verstehe Sie nicht. — Was werde ich wollen? Mit Ihnen plaudern, plaudern von der Vergangenheit. Sie schauderte zusammen. — Wäre doch diese Vergangenheit nicht gewesen!

— Wahrhaftig! Scheint Ihnen nicht viel Spaß zu machen, mich wiederzusehen. . . .

Sie saß auf der Chaiselongue. Ihre Augen suchten im Zimmer umher. Ihre rechte Hand zupfte nervös an den Fingern der linken.

— Ich bitte Sie, lassen Sie mich allein. Verlassen Sie mich. Wenn man kommt! . . .

— Aber wer soll denn kommen? Es ist ja niemand da . . .

Sie hatte sich erhoben, und eilte an das Fenster.

— Wissen Sie, Lucie, eigentlich finde ich Ihr Benehmen komisch . . . Was haben Sie denn nur?

Er war aufgestanden, zu ihr hingetreten, und wollte sie umfassen. Sie riß sich los.

— Rühren Sie mich nicht an! rief sie angstvoll.

— Aber Lucie, so sei doch nicht albern.

— Rühren Sie mich nicht an, oder ich rufe!

— Das ist famos. Sie rufen! Wen willst du rufen mein Schatz? — Komm, sei nicht albern. Einen Kuß werde ich doch noch kriegen, nicht? —

— Herbert! . . . Herbert!

Sie stieß die Worte in hilfloser Angst aus.

— Ah so — Herbert! Der soll helfen. Herbert! und wer ist das?

— Verlassen Sie mich, oder —

— Laß ihn nur kommen. — Ich habe doch ältere Rechte. Ein paar alte Freunde wie wir. Nun laß aber die Dummheiten . . . das ist höchst albern. . . .

Sie hatte sich an die Gardine gekrampft, und ehe sie es hindern konnte, hatte er sie erfaßt und geküßt, mehrmals wild in das Gesicht, wohin seine Lippen trafen, rücksichtslos, brutal. Sie riß sich von ihm los und eilte auf die Thür zu. Allein er kam ihr zuvor, stellte sich ihr in den Weg und schob den Riegel vor.

Dann faßte er sie mit beiden Armen um den Leib, während sie den Ausgang erzwingen wollte.

Sie stemmte beide Ellbogen gegen seine Brust, allein sie fühlte seinen heißen Atem in ihrem Gesichte. Sie zitterte am ganzen Leibe, und in ihrer Angst schluchzte sie wild und leidenschaftlich, während die Thränen über ihr Gesicht strömten.

Wie in alter Zeit fühlte sie sich machtlos. Sie kannte diese Augen, diese wollüstig roten Lippen. Sie fühlte wieder wie einst, wo er sie bis zum Wahnsinn aufregte, daß ihre geweckte Sinnlichkeit vergebens mit dem Abscheu rang.

Sie drängte ihn von sich, allein was vermochte sie gegen ihn. Ihr Blut jagte, und sie fühlte wie seine Lippen sich auf ihrem Munde einzuwühlen schienen. Es war ein wortloses ringen, keuchend Brust gegen Brust. Kein Laut kam über ihre Lippen, nur ihr hastiges atmen, wie ein röcheln, tönte durch das stille Gemach. Sie brach in die Kniee zusammen. Sie wollte nicht unterliegen, aber wie sie sich auch wehrte, sie konnte sich seinen Armen nicht entwinden, und sie unterlag. — —

Die Sonne rückte immer weiter am Himmel, ihre Strahlen drangen nicht mehr in das kleine Zimmer, das jetzt im Schatten lag. —

Als die Frau vom Felde zurück kam, fand sie Lucie auf der Chaiselongue sitzen, den Kopf in die Hände gestützt. Als sie sie anredete, erhielt sie anfangs keine Antwort, und

als Lucie aufblickte, zeigte sie ihr ein verstörtes, krankhaft bleiches Gesicht. Erschreckt fragte sie, was ihr fehle. Allein Lucie beruhigte sie und schickte sie wieder fort. Sie wollte allein sein. —

Und Stunde um Stunde verging. — Es war Nachmittag geworden. Bald mußte Herbert zurück sein.

Was sollte sie ihm sagen . . . was beginnen? —

Ihn nicht wiedersehen nach dem was vorgefallen, war das beste. Aber nein, das vermochte sie nicht. Sie fühlte, sie konnte ohne ihn nicht mehr leben. . . .

Und so wartete sie, und zermartete sich ihr Hirn. Unaufhörlich weinte sie. Wie war es nur möglich gewesen? Weshalb war sie nicht gestorben, weshalb hatte sie ihn nicht ermüdet? Weshalb nicht um Hilfe gerufen? Weshalb nicht?

Aber sie hatte es nicht gekonnt. Die Stimme fehlte ihr, der Hals war wie zugeschnürt, und ihr hatte jede Ueberlegung gefehlt, jede Willenskraft.

Sie tobte gegen sich selbst, und verfiel dann wieder in eine Erschlaffung aller Lebenskräfte. Sie hatte ihm ja früher gehört. Es war ihr gewesen, als ob sie hilflos nackt vor ihm gestanden. Er hatte sich nur genommen, was er so oft besessen; er hatte ein altes Recht, und hatte sie behandelt, wie er nach allem früheren sich berechtigt glaubte.

Was halfen alle Anklagen! Es ließ sich nichts mehr ändern. Es war geschehen, eine Thatsache, die nicht hinwegzudenken war. . . .

Eine tiefe Verachtung vor sich selbst überkam sie. Sie rang die Hände, warf sich schluchzend auf die Chaiselongue und wollte verzweifeln. Konnte und durfte sie Herbert etwas davon sagen, damit sie ihm ins Gedächtnis rief, was sie früher gewesen war . . . was sie jetzt wieder geworden, — daß er sie verachtete und von sich stieß, wie



er es mußte, wenn er sie jemals geliebt hatte? Sie hatten sich beide über das vergangene hinweggetäuscht. Jetzt hatte die Vergangenheit ihr Recht gefordert.

Es gab keine Verzeihung, und noch weniger eine Entschuldigung. Sie war auf alles gefaßt. Schlimmeres wie den Tod gab es nicht.

Sie wusch sich die Thränen aus den Augen, daß man ihr die Stunden der Verzweiflung nicht gleich ansah, und kleidete sich an, um zum Hafen hinabzugehen und den Dampfer zu erwarten.

Sie fürchtete sich nicht mehr vor Böhlau. Ihre Angst war vor der Verzweiflung geschwunden, sie war ruhig und entschlossen wie zum Tode. Ohne sich zu beeilen, ging sie durch das Dorf und die Treppe vom Felsen hinunter zum Unterland, zum Hafen, ihren gewohnten Weg, langsamen Schrittes.

In einer guten halben Stunde konnte der Dampfer ankommen, sagte man ihr . . .

Sie setzte sich an das Ufer nieder, schaute dem Spiel der Wellen zu, wie sie sich zu ihren Füßen verliefen, und immer neue kamen und vergingen, und das eintönige rauschen des Meeres besänftigte ihr aufgeregtes Blut und schläferete ihren wild schweifenden Geist ein. Endlich konnte sie mit bloßem Auge den herannahenden Dampfer erkennen. Die Zeit bis er Anker warf und die Boote landeten, schien ihr eine Ewigkeit. Sie litt grausame Qualen, bis sie endlich in Herberts Armen lag.

Als sie daheim waren, warf sie sich an seine Brust, und die Verzweiflung der letzten Tage löste sich in einen Weinkrampf auf. Er schaute in ihr Gesicht, das so totenbleich war, in ihre Augen, in denen ein tiefer Schmerz lag. Und er küßte sie, ohne daß sie seine Liebkosungen zu erwidern wagte.

— Bist du krank, Lucie? fragte er. Du sieberst, du bist so bleich.

Sie umschlang ihn nur fester.

— Ich habe mich so nach dir gesehnt, flüsterte sie. Ich wäre gestorben, wenn du nicht gekommen wärst. Ich habe dich so lieb! . .

— Mein armes Kind, wie du gelitten hast!

Sie fürchtete sich, daß er von seiner Mutter sprechen würde, und sie fragte nicht, was er inzwischen gethan.

Herbert fing selbst an, davon zu sprechen. Er sprach von seiner Mutter zum ersten Male ausführlich. Sie war die ganze Zeit über bei ihrer kranken Schwester in Italien gewesen. Er erzählte ihr, wie gut sie sei, wie sie ihn liebe.

An Böhlaus dachte sie jetzt nicht mehr. Die Gegenwart Herberts ließ sie alles vergessen. Es lag wie ein wüster Fiebertraum hinter ihr, einer jener Träume, die zerflattern, sobald man wieder einem anderen Menschen in die Augen sehen kann.

Die Dämmerung brach früh herein. Sie verließen das Haus und schritten den Landweg, den sie so oft gegangen waren, hin zu jener Stelle, wo sie sich gefunden.

Die Sonne war untergegangen, als sie am Nordkap anlangten. Die Wolken, die schwer am Horizonte lagerten, erglühten noch in flammendem Purpurrot, dann gingen sie in violett über, das sich in farbloses grau verwandelte, bis die Nacht einbrach und alle Farben nach und nach erloschen . .

Die Seevögel kreisten in der Dämmerung mit scharfen spitzen Schreien. Dann suchten sie ihre Nester auf, und nur ein vereinzelter, unruhiger Vogel schoß noch durch die einbrechende Nacht. Dann ward es still ringsum.

Sie ließen sich auf einem Felsstück nieder und blickten auf das Meer. Ein blasser Halbmond schwebte mit mildem

Scheine über der dunklen Flut, durch den leichten Nebel, der die Sterne verdeckte.

Herbert hatte den Arm um Lucies Leib gelegt, und schweigend genossen sie das Glück, wieder bei einander zu sein. Die kurze Trennung hatte ihre Liebe noch gesteigert.

Langsam war in Herbert ein Entschluß gereift, ein Entschluß, mit dem er sich schon seit Wochen getragen.

Er war in Berlin wieder mit Fritz Lautner zusammengekommen. Das alte Lieblingssthema des Malers war angeschlagen, und Lautner hatte sich wieder in Feuer geredet: Wo die Liebe sprach, da hatte kein Bedenken mitzureden. Sie besiegte alles. Und er kam wieder mit seinen Beispielen: hatte nicht ein Fürst, der die Hand einer Kaisertochter erringen konnte, sich mit einer kleinen Schauspielerin verheiratet? . . Hatte nicht ein Kaisersohn, der Erbe eines der herrlichsten Reiche Europas, den Tod gesucht, weil er mit der Geliebten sich nicht vereinigen konnte.

Wenn solche Dinge auf den Höhen der Menschheit geschahen, wie mußte da erst ein freier Mann handeln!

Heirate das Mädchen, das du liebst, weß Standes sie auch sei, und wenn du glücklich bist, dann laß die anderen reden, was sie wollen! Man braucht nur den Mut zu haben, der Meinung der Masse zu trotzen, und man besiegt die Masse durch unbeirrtes handeln.

Sie kamen auf Lucie zu sprechen und Lautner redete sich in Begeisterung. Alle Welt war von ihr entzückt. Ein herrlicheres Geschöpf konnte es gar nicht geben.

— Warum heiraten Sie sie nicht? fragte er endlich. Sie, der freie Mann, der keine Rücksichten zu nehmen hat, in vollster Unabhängigkeit thun und lassen kann, was er will! — Ich verstehe das nicht. Wie können Sie Ihres Glückes recht froh werden? Sie müssen es vor der Welt

verbergen, vor ihr schützen. Man begeistert Sie, begeistert das Mädchen, das Sie lieben. Werden Sie das auf die Dauer ertragen: das liebste was Sie besitzen, dem Gekrittel der Welt preiszugeben? — Sie sind Nationalökonom, Sie wollen Führer des Volkes sein, Sie kämpfen für das Wohl aller, — Sie, der Aristokrat, haben das Glück des Volkes, des niedersten Volkes im Auge, Sie haben eine schöne Abhandlung geschrieben, in der Sie von der Notwendigkeit der Ehe, als der Grundlage des Staates, der einzigen Möglichkeit einer sittlichen Ordnung sprechen, und geben dabei ein solches Beispiel? — Glauben Sie, daß Ihnen das beim Volke nützt . . . daß Sie damit dessen Achtung und dessen Vertrauen erringen? . . . Wollen Sie der Prophet sein, der als erster seinen Lehren zuwider lebt? — Sie sind frei und unabhängig. Haben Sie den Mut Ihrer Meinung! Sie bringen kein Opfer, wenn Sie Ihrem Herzen folgen. Sagen Sie mir nur das eine: Glauben Sie, daß Sie je ein Mädchen finden, daß Sie mehr lieben werden, das herrlichere Eigenschaften des Geistes und des Körpers besitzt? . .

Herbert schüttelte den Kopf. Er wußte ja, daß er sich nicht mehr von ihr trennen konnte.

— Nun also! Fühlen Sie denn nicht das demütigende der Stellung, in der Sie Ihr herrliches Kleinod lassen? . . .

Er saß im Atelier Lautners vor einer großen, angefangenen Leinwand, auf der sich die ersten Konturen und Grundtöne befanden zu dem neuesten Werk des Malers, der, die Palette in der einen, den Pinsel in der anderen Hand, auf ihn einsprach, als handle es sich um sein eigenes Seelenheil.

Hatte er sich das alles, was ihm Lautner vorredete, nicht schon selbst hundertmal gesagt?

Jetzt, wo er fern war, empfand er so recht, was ihm

zu seinem vollen Glücke fehlte. Er sah seine Beziehungen zu Lucie in anderem Lichte.

Fern von ihr fühlte er, wie sehr er sie liebte. Der Gedanke, sie je zu verlieren, erfüllte ihn mit Entsetzen; was würde sein Leben sein ohne ihre Liebe! Ihm schien, als ob sich dunkle Nacht über den vor ihm liegenden Lebenspfad breite. Was war ihm sein Dasein ohne Lucie?

Am selben Tage traf er mit Eggersdorf zusammen. Auch dieser sagte ihm, daß man schon vielfach darüber gesprochen, und eine Heirat zwischen ihm und Lucie mit ziemlicher Sicherheit erwarte.

— Warum auch nicht? hatte er hinzugefügt. Es geht ja doch alles drunter und drüber in dieser Welt. Man muß mit den Wölfen heulen . . .

Auf der Fahrt nach Helgoland hatte ihn die Frage unablässig beschäftigt. Er hatte auf dem Verdecke gesessen und während das Schiff auf den Wellen tanzte, sann er nach.

Ja, sie hatten recht. Dem peinlich werdenden Zustande mußte ein Ende gemacht werden. Es war unmöglich, daß er je ein anderes Mädchen so lieb haben konnte wie Lucie.

Er hatte sich früher einmal gesagt: Aus seiner Geliebten sein Weib machen, ist gefährlich, denn die Eigenschaften, die man an der Geliebten schätzt, die sie einem wert machen, sind oft gerade solche, die man sich bei seinem Weibe nicht wünscht.

Aber das traf bei Lucie nicht zu, in keinem Punkte. Er ging all die Tage durch, die er gemeinsam mit ihr verlebt hatte, aber er fand nichts, was sie ihm nicht als sein Weib lieb machen würde.

Jetzt, wo er sie wieder in seinen Armen hielt, wußte er, daß er sie niemals lassen konnte. . .

Die Nacht war völlig hereingebrochen, eine dunkle,

tieffchwarze Nacht. Nur der Mond hing trübe über den Wassern, und der Leuchtturm warf seine Lichtfluten in die Ferne. Tief zu ihren Füßen rauschte das Meer, dumpf tosend in tausendjährigem Groll, und leckte an den zerklüfteten Felsen des kleinen Eilandes.

Sie saßen noch immer wortlos an einander gelehnt. Lucie schauerte leise zusammen.

— Friert dich, Lucie?

— Nein, gar nicht. Laß uns noch bleiben. . . Ja? Es ist so schön hier. . .

Sie hatte an Böhlaus denken müssen, an das, was heute geschehen war, und sie zuckte zusammen.

Plötzlich sagte Herbert:

— Lucie! . . Lucie! willst du mein Weib werden?

Sie schaute ihn an und er sah ihre Augen glänzen.

Sie verstand seine Frage nicht. — Sie legte nur den Kopf an seine Brust, als wolle sie dem pochen seines Herzens lauschen und fragte:

— Bin ich es denn nicht, Herbert? . . Bin ich nicht ganz dein eigen, dein Weib?

— Nein Lucie, nicht so. . . . Vor allen Menschen mein Weib. . . .

Wie eine plötzliche Erstarrung kam es über sie. Warum hatte er das gesagt? — Warum? — Sie sein Weib, sie die sich heute noch einem andern hingegeben hatte!

Es brauste ihr in den Schläfen. Sie wollte sich aus seinem Arm reißen, am liebsten sich hinunterstürzen von dem Felsen, um die Antwort nicht geben zu müssen auf diese Frage, die all ihr Glück zu vernichten drohte.

— Lucie, hat er, du hast keine Antwort?

In eisigem Schweigen saß sie neben ihm. Kein Glied an ihr regte sich.

— Lucie, flüsterte er und versuchte, sie an sich zu ziehen. Sie wehrte ihm nicht, aber als er sie küssen wollte, kehrte sie den Kopf ab.

Dann starrte sie vor sich hin und sagte langsam tonlos:

— Nein! . .

Er schrie fast auf, so rauh klang dieses Nein.

— Nein! wiederholte sie. Niemals.

— Aber Lucie! —

— Laß! Das kann nicht sein, und wird auch nie sein.

— Lucie!

— Nein Herbert! Ein Mädchen wie mich kann ein Mann wie du nicht heiraten . . . niemals! . . Doch komm, laß uns gehen . . . es wird kalt . . . und mich fröstelt. —

Sie stand auf. Er wollte sie an sich ziehen, aber sie trat einen Schritt zurück, und neben einander gingen sie wortlos dem Dorfe zu. Ringsum kein Laut. Nur das leis brandende Meer und der dunkle Himmel, der sich dicht über ihren Häuptern wölbte.

— Du weißt ja nichts von mir, sagte sie dann so müde. Du kennst mich ja nicht. . . Es kann nicht geschehen. — Wozu auch? . . . Glaubst du, daß wir dadurch glücklicher werden? Ich bin glücklich gewesen, unaussprechlich glücklich! Zerstore mir mein Glück nicht! — Es ist ein thörichtes Gedanke. . . Ich habe dir nie gesagt, wer ich bin. . . du hast nie gefragt; du kennst mich nur, wie ich jetzt bin . . . aber nicht meine Vergangenheit. — Ich sage dir, es kann nie sein. . .

Er bestürmte sie mit seinen Liebkosungen, aber sie blieb kalt, als sei etwas in ihr gestorben. Ihr Gesicht war starr und unbeweglich.

— Weil ich dich so sehr liebe, darum kann es nicht geschehen. . . Nur weil ich dich so liebe. . .

Das war ihre einzige Antwort.

— So erzähle mir deine Vergangenheit, bat er.

Sie sah ihn einen Augenblick an, als wollte sie in seinem Gesichte lesen, dann sagte sie:

— Wenn du willst — ja! — Aber es ist nichts schönes, kein Märchen, sondern Elend und Jammer. . . .

Als sie über die Schwelle des dunklen Zimmers trat, stockte ihr Fuß einen Augenblick.

Sie sah wieder alles vor sich: den blendenden Sonnenschein, Böhlauß grinsendes Gesicht . . sie dachte an ihre Angst, ihre Verwirrung und dann . . dann — —

Nacht lag jetzt über der Scene. — Ein schluchzender Laut quoll aus ihrer Brust. . .

Und Herbert wollte sie zu seinem Weibe machen; — sie zu seinem Weibe! — —

## VII.

Im ganzen Dorfe war kaum ein Fenster mehr hell. Der Schlaf lag über der kleinen Insel. Der Wind wehte scharf vom Meere her. . . .

Nur zwei Menschen waren noch wach: Herbert und Lucie. Die niedere Lampe, von einem rohgefügtten Schirm bedeckt, ließ das kleine Zimmer im Dunkel. Nur auf die rote Decke des einfachen, viereckigen Tisches fiel der volle Schein.

Auf dem Tische stand eine Flasche mit zwei Gläsern, aber Lucie hatte kaum von dem Weine genippt. Alles was sie umgab verschwand vor ihren Augen: das Zimmer mit seiner einfachen Ausstattung, seiner niedrigen, schlichten weißen Decke, seiner grauen Tapete, auf der ein paar alte kunstlose Buntdrucke in braunen Leistenrahmen hingen.

Sie sah nur die Bilder der Vergangenheit vor sich.



Sie erzählte Herbert ihre Geschichte. . . Sie hatte rücksichtslos wahr sein wollen, aber sie fand nicht den Mut, ihm alles zu sagen. Sie verschleierte die Nachtseiten, vor denen ihr selbst graute, seit sie ihn liebte.

War nicht alles wie ein Traum? — Wozu das Grauen heraufbeschwören. Sie huschte an vielen Dingen vorüber, als seien sie nicht gewesen. Sie wollte aufrichtig sein, aber mit jedem Worte sank ihr der Mut und sie konnte es nicht.

Sie lehnte in der Ecke des Sofas, daß ihr Gesicht im Dunkel war, damit er sie nicht sehen konnte. Er saß auf einem Sessel, halb vor ihr, und hielt ihre Hand umfaßt.

Und sie erzählte, — aber während sie langsam ihr Leben vor ihm entrollte, sah sie andere Bilder dazwischen, die sie aus ihrem denken verjagte, an denen sie vorbeiging, wie an einem Pesthause. . . .

Sie sah sich als elfjähriges Mädchen mit ihren beiden Geschwistern, einem jüngeren Bruder und einem kleinen Schwesterchen, das eben laufen lernte.

Das Haus lag an der Hauptstraße Lindens, das, obwohl von Hannover als selbständige Stadt getrennt, noch immer seinen dorfähnlichen Charakter bewahrte. Es war ein niederes, zweistöckiges Vorderhaus, eintönig grau gestrichen.

In der Mitte befand sich die Hausthür mit den tiefausgetretenen Steinen. Links war ein kleiner Höckerladen, in dem alles zu haben war. Der Flur war zugleich Verkaufszraum. Nach der Straße zu zwei Schaufenster, verstaubt und mit Waren aller Art vollgepfropft.

Bur rechten der Hausthür befand sich ein Rückkaufsgeschäft, ein Trödlerladen, zwei Fenster, und in der Mitte eine kleine, niedere Eingangsthür, an der allerlei Anzeigen wunderlicher Art hingen.

Vor den Fenstern standen die Kinder oft und bestaunten

die ausgelegten Sachen, die alten silbernen Uhren, unförmig und dick, goldene Ringe aller Art, rostige Messer, Revolver und Operngläser. Und dann Bilder, schmutzige verstaubte Statuen, alte, abgegriffene Bücher mit zerfetzten Einbänden; und dazwischen Hüte und Stiefel, und an der Hinterwand ein Haufe alter Kleidungsstücke, Männer- und Frauenkleider, manche noch wie neu, andere mit großer Sorgfalt geflickt und gereinigt, daß sie wieder anständig aussahen.

Und in den Fenstern, zwischen all diesen Sachen, an den Scheiben, überall starrender Schmutz.

Zu beiden Seiten der Thür hingen Kleidungsstücke, auf der Straße standen ein paar Stühle, auf denen allerhand Geschirr lag, und zwischen den Kleidern hing eine Ulanenuniform schon seit Jahren, die täglich wieder hinausgehängt wurde, ohne daß sich ein Liebhaber dafür fand.

Vor diesem Laden lungerten die Kinder herum, liefen eiligst davon, wenn der Besitzer aus dem Fenster schaute, ein kleiner verwachsener Jude mit einer spizen krummen Nase und einem langen, völlig verschliffenen, fettigen schwarzen Rocke, der ihm um die mageren Beinchen schlotterte, mit seiner schwarzen Sammetmütze auf dem lang herabfallenden, gelockten Haar.

Im Sommer stand die Thür auf, ein Moldergeruch quoll daraus hervor, und dann schauten sie in den Laden hinein, und die Jungen riefen: Fzig! . . Schmuhl! —

Und dann liefen sie im Galopp die Straße hinunter. Hinter dem Ladentische saß ein altes, runzliges Judenweib mit Triefaugen, vor der sie noch mehr Grauen hatten.

Aber nicht nur die Kinder, auch all die anderen.

Sie fürchteten sich, in diese Höhle zu gehen, wo es nach all den alten Kleidern, nach diesem seit Jahren sich häufenden Schmutze roch; und doch gingen sie hinein und

brachten ihre letzte Habe hin, um nach langem handeln ein paar Groschen und den verknitterten Pfandschein davonzutragen, den Pfandschein, den sie monatelang erneuerten, bis ein Tag kam, wo er verfiel, und sie nun all die Zinsen umsonst bezahlt hatten. —

Zur rechten Seite des Hauses war ein offener Thorweg zu dem großen, immer schmutzigen Hofe, der rings von Hintergebäuden umgeben war, unter denen sich auch ein großer Stall befand, und wo eine Menge armer Leute wohnten: Arbeiter, Fabrikmädchen, eine Schneiderin. Außerdem ein Kutscher mit einem elenden Wagen und einem noch elenderen, abgemagerten Pferde, das mit in dem Stalle sich befand wo die vier stämmigen, wohlgenährten Pferde des Kollfuhrmanns Nagel standen, der in dem kleinen Seitengebäude rechts wohnte, mit seiner Frau, die in Wäsche ging, und seinen drei Kindern, von denen Lucie das älteste war.

Sie hatten nicht immer hier gewohnt, erst seit drei Jahren. Vorher war er herrschaftlicher Kutscher gewesen bei einem Freiherrn von Voigt, in der Stadt.

Und Lucie sah den steingepflasterten großen Hof wieder vor sich, mit dem angrenzenden Garten, der für sie ein Heiligtum war, das sie nie betreten durfte.

Vorn in dem großen Hause wohnte der Baron, dem Lucie immer aus dem Wege lief, denn er konnte sie nicht leiden, dieses kleine, schmutzige Geschöpf, das sich im Stalle bei den Pferden herumtrieb, wo sie ihre Kaninchen hatte, oft zwanzig, dreißig Stück, die von dem Futter der Pferde lebten und den Stall unterwühlten.

Es war ihr einziges Vergnügen; denn sonst durfte sie nicht vom Hofe, und oft sah sie den ganzen Morgen niemanden als den Stallknecht, der die Pferde striegelte.

Wenn der Vater mit seinem ausgerasierten Kinn und dem leicht ergrauenden Backenbarte, in seiner dunkelblauen Livree mit den großen blanken Knöpfen und den weißen Hirschlederhosen, den glänzenden Hut mit der großen Kokarde auf dem Kopfe, steif auf seinem Boocke thronte, die Peitsche kerzengerade emporhaltend, mit der linken die kopfwerfenden Pferde zügelte, dann schien er ihr etwas besonderes. Sie scheute sich vor ihm und wagte nicht, ihn anzureden.

Er mußte in der einfachen Stalljacke sein, daß sie mit ihm umzugehen wagte, und auch dann noch hielt sie sich immer etwas fern. Er war meist schweigsam und verkehrte nicht mit der anderen Dienerschaft, die ihn in seiner außergewöhnlichen Stellung respektierte.

Lucie hatte niemanden, mit dem sie umging.

Das große, vornehme Haus lag zwischen seinesgleichen, und in der ganzen Umgegend gab es keine Kinder, mit denen sie spielen konnte.

So beschäftigte sie sich denn mit ihren Puppen, die sie zu Weihnachten bekam, den alten abgedankten Spielsachen der kleinen Baronesse Mary.

Wenn diese, in ihrem weißen Spitzenkleidchen, im Garten spazieren ging, dann versteckte sich Lucie, um ihr von ferne zuzusehen: wie sie sprach, wie sie sich bewegte; und sie versuchte diese Bewegungen nachzumachen und spielte mit ihren Puppen Baronin. Sie sah zu dem fast gleichaltrigen Kinde wie zu einem Wunder auf, wie zu einem Engel, mit seinem großen Federhute, den schwarzen, seidenen Strümpfen und den zierlichen Schuhen; sie, die mit wildem Haar, ohne Hut, barfuß über die Steine lief und mit ihren gestickten, aus alten Kleidern zurecht gestutzten Röcken sich im Pferdestalle mit seinem Dünger- und Pferdegeruche herumtrieb und deren höchste Freude

die Kaninchen waren, die sie an den langen Ohren zerren konnte. —

Einmal stand sie an dem Eisengitter, das den Garten von dem Hofe trennte. Es war ein heißer Sommernachmittag. Der Knecht warf aus der Bodenlücke die raschelnden Strohbunde zur Stallstreu herunter.

Die kleine Mary war allein im Garten.

Da sah sie die neugierige Lucie am Gitter stehen und rief sie an.

— Du . . . komm doch herein!

Lucie schüttelte mit dem Kopfe. Sie hatte noch nie den Garten betreten. Es war ihr auf das strengste verboten worden.

Aber die Kleine ließ sich nicht irre machen:

— Du sollst hereinkommen! . . . Wir spielen zusammen, ja?

Damit war sie an das Stacket getreten.

— Wie heißt du denn? fragte sie.

— Lucie!

— Du wohnst da — im Stalle . . . nicht?

Lucie nickte nur. Sie fürchtete sich vor dem Kinde.

— Du hast ja ganz schmutzige Hände!

Lucie schaute auf ihre Hände. Sie hatte im Sande gewühlt, und dann sah sie auf Marys Hände, die rein und weiß waren, und das Gesicht so zart, mit den blonden langen Locken, die unter dem Hute hervorquollen.

— Pfui, wie schmutzig du bist! Hast du kein Fräulein, das dich wäscht und anzieht?

Lucie schaute sie nur groß an.

— Wenn du artig bist, kannst du mit mir spielen. Ich zeige dir meine große Puppe. . .

Indem kam die Gouvernante aus dem Hause, um

nach ihrem Pflingling zu sehen, und unterbrach das Gespräch. Es war ein junges Mädchen mit schönen, blassen Zügen, und sie sagte traurig freundlich zu Lucie, indem sie lächelte, als ob es ihr weh thue:

— Geh wieder hin und spiele, mein Kind . . . geh!  
— Ihr dürft nicht mit einander spielen. —

Damit zog sie Mary fort, die sich nicht trennen wollte, und sich nach Lucie umfah, die ihnen mit großen Augen nachstarrte, die beiden kleinen, schmutzigen Hände um die Eisenstäbe des Gitters geklammert, das Gesicht dagegen gedrückt, um durch das Gebüsch in den Garten zu sehen.

Dann drehte sie sich um und lief hastig davon. —

Ein paar Wochen darauf verließ der Freiherr die Stadt, und der ehemalige herrschaftliche Kutscher Nagel zog hinaus nach Linden mit Weib und Kind.

Er hatte sich mit seiner Frau, die mit ihm zusammen bei der Herrschaft gedient hatte, eine hübsche Summe erspart und wollte sich selbstständig machen.

Aber es gelang ihm nicht gleich, Droschkenkutscher zu werden, wie er geplant hatte. Dafür bot sich ihm eine günstige Gelegenheit, Pferde und Wagen eines Kollfuhrmanns von einem Bekannten, der das Geschäft aufgab, billig zu erstehen.

Es schien ihm einträglich genug, und so entschloß er sich vorerst dazu.

Anfangs ward es ihm schwer, sich in die neue Stellung hinein zu finden. Aber das gab sich bald, und kein Jahr war vergangen, da stand er in seinen hohen, schweren Stiefeln, mit der dicken manchesternen Hose, eine leberne schwarze Schürze vorgebunden, die Mütze schief auf dem Kopfe, auf seinem Wagen, die kurze Peise zwischen den Zähnen, mit struppigem Barte, wie all die andern. Nichts mehr von der Arroganz des einstigen herrschaftlichen Kutschers.

Er war Fuhrmann geworden, trank seinen Schnaps wie sie alle, schleppte seine Säcke und Kisten und fühlte sich wohl; denn es gab tüchtig zu verdienen, so daß er sich bald ein zweites Gespann zulegen mußte.

Er war sein eigener Herr, niemand hatte ihm zu sagen, und wenn er abends heimkam mit leerem Wagen, dann ließ er die stämmigen Gäule jagen, daß der Wagen schütterte, und er selbst sich breitbeinig einstemmen mußte, um seine stolze Haltung zu bewahren, während er die Peitsche knallend um die Köpfe der Braunen tanzen ließ.

Seine Frau, die, als Lucie neun Jahr alt war, ihm das dritte Kind schenkte, ging ins Waschen; denn das bischen Haushalt verlangte nicht viel, und Lucie mußte für die Geschwister sorgen, den Jungen hüten und das kleinste auf dem Arm schleppen.

Wie oft saß sie nicht drunten auf dem Hofe, die kleine Schwester auf dem Schoße, und um sie herum tollten die anderen Kinder.

Es war lustiger, als auf dem früheren Hofe. Nur war es hier immer so schmutzig.

Die schwarze Erde war sumpfig naß, denn die Wagen wurden hier abgespült, und von der Pumpe wurde das Wasser ins Haus gebracht.

Eine ganze Schar Hühner, blauschwarze Spanier, die dem Hausbesitzer, dem Kaufmann Werner, gehörten, stolzierten auf dem Hofe herum. In einem Verschlage wurden Schweine gemästet, hinter dem Pferdestalle, in einem dunklen Loche, wo man die Hand nicht vor Augen sehen konnte.

Zuweilen machten sie sich den Spaß, in den langen Gang hineinzutappen, allein sobald eins der Tiere sein grunzen anfang, stob die Schar auseinander.

Das Thor nach der Straße stand beständig offen,

eine breite ansteigende Straße, aber schmutzig und nur in der Mitte gepflastert. Von dort kamen fremde Kinder mit auf den Hof und dann kam es zu Bänkereien und oft zu Schlägen, wobei sich Mädchen und Jungen in den Haaren lagen und sich kratzten, spuckten und bissen.

Und Lucie war eine der wildesten; wenn sie nicht grade ihre kleine Schwester zu hüten hatte.

Zuweilen gab sie das Kind einer anderen und trieb sich auf der Straße umher, spielte kriegen, oder schlug sich mit den Jungen herum, um atemlos, mit zerrissenen Kleidern, zerzausten Haaren, und Beulen heimzukommen.

Dann flüchte sie sich, schwer atmend, die Löcher wieder zu, strich sich das blonde Haar mit Wasser glatt und steckte es mit dem runden Gummikamm, in dem die meisten Zacken fehlten, fest.

Wenn am Abend die Arbeiter heimkamen und mit den Mädchen ihren Scherz trieben, hörte sie Dinge, über die sie lachte, die sie halb verstand, und über die sie dann nachgrübelte.

Hauptsächlich trieb sie sich mit den beiden ältesten Jungen eines Maschinenarbeiters Tappert herum, sobald die Mutter am Abend heimgekommen war, und sie nun bis zur Nacht freie Zeit hatte; und sie suchte einen Ehrgeiz darin, es ihnen in allen gleichzuthun.

Sie neckten vor allem den Trödeljuden. Einen großen Respekt hatten sie jedoch vor seiner Tochter, einem achtzehnjährigen Mädchen mit blauschwarzen Haaren und dunkelbraunen Augen, das nie vorn im Laden war, sondern immer hinten am Fenster saß, sich ihre langen Zöpfe flocht und um den Kopf legte, oder die Zeit mit lesen hinbrachte. Sie ging nie aus, nur einmal in der Woche mit den beiden Alten zum Tempel.



Dann stürzte die ganze Schar auf die Straße und sah ihnen nach, aber sie verhielten sich still, denn sie scheuten sich vor dem großen, hübschen Mädchen. —

Einmal bekam Lucie von ihrem Vater unbarmherzige Schläge. Sie war fast vierzehn Jahre alt. Eine gelegentliche Maulschelle setzte es schon hie und da ab, aber diesmal schlug er sie fast tot.

Sie hatte den anderen Kindern erzählt, sie sei gar nicht das Kind von ihrem Vater. Der Baron, bei dem ihre Eltern gewesen, das sei ihr richtiger Vater.

Wie sie darauf gekommen, wußte niemand. Aber sie prahlte damit, und hatte mit einmal angefangen, sehr vornehm zu thun, ganz wie sie es einst von der kleinen Baroneffe gesehn. Sie gab jetzt etwas auf ihre Kleidung, und zierte sich mit allen möglichen Dingen.

Die schwindstüchtige Schneiderin Franziska Schmitt, die nebenan wohnte, hatte es ihrer Mutter wieder erzählt. Als der Vater heimkam, wie gewöhnlich nicht ganz nüchtern — er konnte ohne den Schnaps nicht mehr leben — und es erfuhr, holte er sie sich vom Hofe herauf.

Sie schlugen sich gerade auf dem im Hofe stehenden Frachtwagen. Er faßte sie in den Nacken und schleifte sie hinauf. Und dann, — ohne viel zu sagen, schlug er sie mit einem Riemen, wohin er traf, blindlings, wütend, als ob er sie erschlagen wolle, bis sich die Mutter dazwischen warf.

An dem Lederriemen war eine Schnalle gewesen, und die hatte ihre Backe blutig gerissen und eine tiefe Wunde über dem Auge behielt sie zeitlebens als kleine Narbe. Mit den Fäusten war er über sie hergefallen, trotz ihres jammernden Geschreis, daß das ganze Haus zusammenlief. Er hatte sie geschlagen, daß sie sich nicht mehr regen konnte. Sie lag in einer Ecke und wand sich stöhnend in ihren Schmerzen.

— Wart, rief er ihr zu, ich will dir beibringen, wer dein Vater ist, du Nas . . . morgen kriegst du wieder deine Prügel, und so alle Tage . . . ich will dir das schon austreiben, du Luder! —

Er war ganz erschöpft und ließ sich auf einen Stuhl fallen, keuchend, mit aufgedunsenem, roten Gesichte.

Er sah jetzt ganz verrohrt aus; weder in Miene noch in der Haltung eine Spur von ehemals. —

— Mach, daß du hinauskommst! schrie er sie an, oder ich schlage dir die Knochen im Leibe kaputt.

Sie flüchtete sich in die Kammer. Alle Glieder schmerzten sie. Sie wand sich in ihren Qualen, bis die Mutter kam und sie zu Bett schickte.

Sie kroch ins Bett, aber sie konnte nicht liegen, der eine Arm war ihr wie gebrochen. —

Nur nach langem bitten und flehen wurde ihr die fernere Strafe geschenkt. —

Am folgenden Ostern wurde sie konfirmiert. . .

Sie kam aus der Schule, und man wußte erst nicht, was man mit ihr anfangen sollte, dann kam sie in ein Wäschegeſchäft in der Kalenbergerstraße, wo sie maschinennähen mußte.

Sie war mit noch vier Mädchen zusammen, und hier lernte sie zu, was sie noch nicht wußte. . .

Sie bekam vorläufig nur ein paar Pfennig Gehalt, die sie für sich verwenden durfte. Der Vater verdiente genug, daß sie ihr genügendes Auskommen hatten. Bald hatte sie sich allerhand Dinge angeschafft, um sich zu puzen; und sie entwickelte dabei einen Geschmack, der ihrer Erscheinung sehr zu statten kam.

Eins der Mädchen, das mit in Linden wohnte, Johanna Weiß, hatte ihren Schatz in der Buchhandlung, die sich neben dem Geschäfte befand. Lucie ging zuweilen mit dem Paare nach Hause, da Johanna in derselben Gegend wohnte.

Im Juli kam ein neuer Gehilfe in das Geschäft, Emil Drachholz, ein zweiundzwanzigjähriger, netter Mensch, mit einem unverwüsthlichen Leichtsinne, zu jedem Uff aufgelegt. Am dritten Tage gesellte er sich den dreien zu, und nach kurzer Zeit ging er regelmäßig mit Lucie bis in die Nähe ihres Hauses — immer auf größeren Umwegen. Eines Abends kehrten sie noch im Lindener Bürgerpark ein, und von da ab kam Lucie fast regelmäßig eine Stunde später heim, meist mit rotem Kopfe und sehr erregt. Sie müsse jetzt so lange arbeiten, sagte sie.

Bald ging sie mit ihm auch Sonntags aus. Die Eltern hatten nichts dagegen; denn sie gab vor, sie gehe mit ihren Freundinnen. Ihr Vater sagte nur:

— Hüte dich . . . fängst du mir mit einem Kerl an! Wenn ich das geringste höre . . . ich schlage dich tot, daß du es weißt. . .

Sie ging mit Emil fast immer zum Zimmerbrunnen, wo sie tanzten, und er sie traktierte. Das dauerte so etwa sechs Wochen, ohne daß sich irgend etwas ereignete.

Als sie eines Montags Mittag zum essen kam, fragte die Mutter sie:

— Aber wie siehst du denn aus, Mädchen?

— Wieso?

Sie fühlte, wie ihr alles Blut zu Kopfe stieg, und sie zitterte am ganzen Leibe. Der Vater wurde aufmerksam.

— Nanu, es schmeckt dir wohl bei uns nicht mehr, he? — Zum Teufel, was ist denn mit dir? —

Sie war totenbleich geworden und der zinnerne Löffel klirrte an den Teller.

— Wo bist du gestern gewesen? . . . Antwort!

— Bei Johanna Weiß!

— So? — Das wollen wir doch mal sehn. — Wart, wir werden hinter deine Schliche kommen.

Er stand auf und ging in der Stube auf und ab, mit dröhnenden Schritten, daß unter seinen plumpen Stiefeln die Dielen zitterten.

Die Mutter sah angstvoll von Lucie zu ihrem Manne. Er hatte schon wieder getrunken, das merkte sie, und dann war nicht mit ihm auszukommen.

— Aber Fritz, so laß doch! Lucie befindet sich schlecht, nichts weiter.

— He! —

Er blieb stehn und schaute beide an.

— Ich glaube, ihr macht mir Flausen vor, alle beide.

Doch er ließ sich beruhigen und setzte sich wieder an den Tisch, um weiter zu essen.

Lucie aß nichts. Sie behauptete, sie müsse noch einen Weg machen, und entkam, ohne daß die Mutter sie allein sprechen konnte.

Am Abend fürchtete sie sich heimzugehen. Sie schlief bei Johanna, und am folgenden Morgen wagte sie sich nicht ins Geschäft. Sie hatte recht vermutet. Ihr Vater kam, um nach ihr zu fragen und Johanna auszuforschen. Er wußte schon, daß sie am Sonntag mit einem Herrn in Zimmerbrunnen gewesen war, und hatte sich wie ein rasender geberdet.

Was sollte sie jetzt beginnen? Nach Hause konnte sie nicht zurückkehren. Vorläufig hatte sie bei Johanna Unterkunft. — Am Nachmittage des folgenden Tages, als sie zu einer Freundin ging, sie um Rat zu fragen, lief sie ihrem Vater in den Weg, der nach ihr suchte.

Sie wollte ihm entfliehen, allein es war zu spät. Er hatte sie gesehen und war schon bei ihr.

Er faßte sie am Arm und sagte drohend:

— Du bist ganz ruhig und gehst mit, hörst du! . . .

Als sie über die Ihmebrücke gingen, kam ihr der Gedanke,

sich loszureißen und ins Wasser zu stürzen. Allein der Vater hielt sie so fest am Arm, daß sie sich nicht befreien konnte. —

Endlich waren sie daheim. Die Mutter war nicht da, und er hatte ihr das Versprechen gegeben, nichts zu thun, wenn sie nicht dabei sei.

Er hatte einen Jungen abgeschickt, sie zu holen; allein fast eine halbe Stunde verstrich, bis sie endlich kam. Inzwischen hatte Lucie auf dem Sofa gefessen, den Kopf auf die auf den Tisch gestützten Arme gelegt, während der Vater bröhnend im Zimmer auf und abging.

Die jüngste Schwester war fortwährend herangekommen und hatte Lucie am Kleide gezupft und Fragen gestellt; aber Lucie hörte und regte sich nicht. . .

Als die Mutter kam, richtete sie sich endlich auf.

— So! sagte er und suchte sich zu beherrschen, allein seine Fäuste waren geballt und seine Stimme zitterte. So, jetzt will ich wissen, was du am Sonntag getrieben hast. . . Du bist nicht bei dieser Johanna gewesen. — Ich will eine Antwort haben.

— Laß sie doch, sie leugnet es ja nicht ab. —

— Nun gut. . . Du bist mit einem Kerl ausgewesen. Wer ist das gewesen? — Ich will wissen, wer das gewesen ist! schrie er.

— Nein, Fritz, besänftigte ihn seine Frau. Frag sie erst um das andere. . .

— Ja — Jetzt antwortest du mir, verstanden. Bist du es noch wert, daß du hier in meinem Hause bist? — Antwort! Hörst du nicht? — Ich will eine Antwort haben, ob ich dich wieder hinausschmeißen soll auf die Straße, wo ich dich hergeholt habe; ob du auf die Straße gehörsst oder nicht? —

Lucie regte sich nicht, sie starrte unverwandt ins Leere.

Mochten sie mit ihr anfangen, was sie wollten, ihr war alles gleich. Sie dachte an nichts mehr.

— Willst du mir eine Antwort geben oder . . . . .  
Mädchen! ich habe dir gesagt, ich schlage dich tot, und ich thue es, wenn du jetzt nicht die Wahrheit sagst!

Sie schwieg in dumpfer Verstocktheit. —

Ein dumpfer Laut rang sich aus seiner Brust, er ballte die Fäuste und stürzte wie ein wildes Tier auf sie zu.

— Du bist also . . .

Mit lautem Aufschrei stürzte sich die Mutter dazwischen aber er faßte sie rauh an:

— Laß mich, sage ich dir . . . oder ich weiß nicht, was ich thue. . . . Laß mich! —

Er hatte sich von ihr losgemacht und warf sich auf Lucie, die bleich wie der Tod aufgesprungen war und an der Wand lehnte. Er packte sie bei der Schulter, und seine Hand griff nach ihrem Halse. — Sie rührte kein Glied und stürzte unter seinen Fäusten zur Erde. Er hatte sie gefaßt, als wolle er sie würgen mit beiden Händen. Da stöhnte sie endlich auf. Ein gellender Todesschrei.

— Vater, laß mich, ich habe nichts gethan, nichts . . . ich schwöre es dir; — laß mich leben!

Die Angst vor dem Tode ließ sie den falschen Schwur hinausschreien. — Langsam lösten sich seine Finger.

— Und wenn du lügst. . . .

— Nein, Vater, ich schwöre es dir. . ich habe nichts gethan.

Er richtete sich auf. Sein Aushauch war plötzlich verfliegen. Er sah sich um. — Was hatte er thun wollen! Seine Tochter erwürgen! Es hatte nicht viel gefehlt.

Voller Entsetzen zog er sein Weib an sich, das kraftlos auf einem der Holzstühle saß und die Augen geschlossen hatte, um nicht sehen zu müssen.

Lucie kauerte noch immer am Boden, ohne sich zu regen, nur das schluchzen durchschütterte ihren Körper.

Endlich fand die Mutter das erste Wort:

— Steh auf, Lucie!

Der Vater ließ sich schwer auf das Sofa fallen und murmelte etwas in den Bart, es klang wie ein Gebet.

Lucie kauerte sich auf einen Stuhl am Fenster nieder, am ganzen Leibe zitternd.

Dann stand der Vater auf und nahm seinen Hut.

— Ich muß hinaus. . . Nur eine Viertelstunde. — —

Die beiden Frauen blieben allein. . .

Die Mutter hatte die Schürze vor das Gesicht geschlagen und schluchzte. Lucie stand auf, kniete neben ihr nieder und bat mit vor Thränen erstickter Stimme:

— Mutter, weine nicht — bitte, weine doch nicht.

Aber sie weinte immer fort. Sie ließ sich nicht täuschen.

Sie ahnte, daß Lucie in der Angst eine Lüge gesprochen hatte, aber sie hatte nicht die Kraft, ihrem Kinde einen Vorwurf zu machen; denn sie mußte daran denken, wie Fritz Nagel sie auch erst nachher geheiratet hatte, und wie dann Lucie schon in dem ersten Halbjahr ihrer Verheiratung geboren war. Ein unklares, dumpfes Gefühl der Ohnmacht bemächtigte sich ihrer, daß sie nicht den Mut fand, ein Wort zu sagen.

— Ach Lucie, Lucie! schluchzte sie nur.

Sie war so stolz auf das Kind gewesen. Es war so schön, selbst in seinen einfachen Kleidern, mit seinem bleichen Gesichte, den blonden Haaren und den großen schimmernden Augen. Und nun war alles dahin.

— Lucie, schwöre mir, daß du noch rein bist.

— Mutter! . . . Mutter! —

Sie wand sich ihr zu Füßen. Dann richtete sie sich

wieder auf. Sie mußte sich an der Wand halten, um nicht zusammenzubrechen.

— Vater hat gesagt, er will mich totschlagen, schrie sie auf. — Oh Mutter!

Und das Entsetzen erfaßte sie, wie eben, als seine Hände sie droffelten, und ehe die alte Frau sie halten konnte, war sie hinaus, die Treppe hinunter und auf die Straße, gejagt von dem Angstrufe der Mutter: — Lucie, Lucie! — —

Sie lief durch die Straßen zu ihrer Freundin. Sie hatte noch Geld bei sich. Die Nacht blieb sie bei ihr, im Halbtraum immer die Scene des Abends durchlebend. Am anderen Morgen in aller Frühe fuhr sie nach Berlin, zu einer Bekannten, die dort seit Jahren lebte.

So war sie Böhlaus verfallen, und dann hatte James Ward sie gefunden und gerettet. Er war mit ihr lange durch Frankreich und Italien gereist und endlich mit ihr nach England gegangen. Und Lucie hatte ihre Vergangenheit vergessen, alles — alles.

Da draußen fragte niemand darnach, niemand konnte etwas ahnen. Sie war unter James' Leitung eine andere geworden.

Jetzt, durch das Begegnis mit Böhlaus und die Frage Herberts waren all die Bilder ihrer Kindheit wieder aufgestiegen. Allein sie erzählte Herbert nicht alles, nicht, daß jener Schwur falsch war, nicht, daß sie Kellnerin geworden: sie war in einem Geschäfte gewesen; und auch von jener schrecklichen Zeit, als sie in den Händen Böhlaus gewesen, sagte sie kein Wort. . . .

Wozu ihm das alles enthüllen? Was sie ihm erzählte, mußte ihn schon bewegen, von seinem Plane abzustehen, und weiter wollte sie ja nichts. —



Sie war mit ihrer Erzählung zu Ende. Oft hatte sie lange . . . lange Pausen gemacht, als müsse sie ihre Erinnerung zurückerufen. Es war, wenn jene dunklen Stellen ihr ins Bewußtsein kamen, über die sie den Schleier der Vergessenheit für ihn deckte. —

Herbert hatte sie nicht ein einziges Mal unterbrochen, er hielt ihre Hand in der seinen, und nur zuweilen umschloß er sie fester. . .

Er sah sie an. — Wie war es nur möglich? Dieses Mädchen, so schön und anmutig. . . wie es schien von Jugend auf gehegt und gepflegt, war auf der Gasse umhergetollt, hatte sich mit den Gassenbuben geprügelt, hatte in Not und Glend gelebt.

Ein unendliches Mitleid überkam ihn. Was mußte sie gelitten haben. Er sah nur ihre jetzige Schönheit, diesen oft übermütigen Frohsinn, der alle Welt bezauberte, . . . ihre Jugend, die alles besiegte; und er begriff nicht, wie es je hatte anders sein können.

War sie nicht geschaffen für alles, was schön und gut auf der Welt hieß? . . . Ging nicht der Zauber der Schönheit von ihr aus, von jeder Bewegung ihres geschmeidigen Körpers, jedem Wort aus ihrem Munde? — Konnte er sie sich anders denken, als in der Umgebung von all dem vermöhnenden Luxus, der verführerischen Eleganz, in der sie lebte und atmete? . . . Und hatte sie nicht ein kleines, wild pochendes Herz, das sich ihm rückhaltslos mit der Ueberfülle seines Reichthums erschlossen hatte . . . ein Gemüt, tiefinnig und weich, das sie helfen ließ, wo sie konnte, mit kindlich rührender Bescheidenheit. Er vermochte es sich nicht vorzustellen, wie sie je einem andern hatte angehören können; der Wahn, daß sie immer nur ihn und er immer nur sie geliebt, hatte ihn wie ein

Traum umschmeichelt, und war für ihn zur Wirklichkeit geworden.

Er sah sie vor sich mit ihrem bleichen Gesichte, von dem hellblonden Haar so weich umrahmt, er schaute in ihre Augen, und sie schienen ihm klar und rein, wie das Meer, als könne er tief in ihre Seele schauen.

Er hörte die Worte, die sie sprach, aber er verstand sie nicht, . . . er hörte nur immer das eine heraus, daß sie elend gewesen war, daß sie Not gelitten hatte, und daß es an ihm sei, sie für all den Jammer durch seine Liebe, seine Hingebung zu entschädigen.

— Du siehst nun Herbert, schloß sie ihren Bericht, was ich bin, du weißt, was ich gewesen bin, du weißt ja auch, daß ich hier an diesem Orte schon einem andern, James angehört habe. Und nun wirst du einsehen, wie thöricht es war, so etwas zu sagen. — Hätten wir uns unter anderen Verhältnissen gefunden, ich könnte mir kein herrlicheres Glück denken. — Jetzt ist es zu spät. Wir wollen versuchen, auch so glücklich zu sein, und es gelingt uns vielleicht besser, als unter anderen Verhältnissen. . . .

— Lucie, meine arme, gute Lucie! rief er aus und zog sie an seine Brust. Was mußt du gelitten haben, du armes Kind! — Was mußt du gelitten haben! —

Sie sah ihn lange tieftraurig an.

— Du stößt mich nicht von dir? fragte sie scheu und lehnte sich innig an ihn. Kann ich mir denn mehr wünschen? Bin ich dadurch nicht überreich belohnt? . . .

Er küßte ihr die Augen, Stirne, Wange und Mund und sie lag lachend und weinend an seiner Brust. —

Die Lampe knisterte leise. Die Uhr auf dem Korridor pickte mit dumpfem, regelmäßigen Schlage.

Und sie lauschten lange dem pochen ihrer Herzen.

Dann richtete er ihr Köpfschen auf, preßte einen langen innigen Kuß auf ihre roten Lippen, und ihr tief in die Augen blickend, als wolle er auf dem Grunde ihrer Seele lesen, fragte er sie, verstrickt von ihrer Schönheit und Lieblichkeit, . . . langsam, jedes Wort betonend, wie ein armer bethörter, der von einem einmal gefaßten Gedanken nicht mehr abzubringen ist:

— Lucie, willst du mein Weib werden? . . .

Sie schauderte zusammen, denn sie dachte grade an Böhlau. Sie machte sich aus seinen Arm los und stand auf.

— Es kann und darf nicht sein. . . . Es wäre schlimmer als Wahnsinn.

— Lucie, du bist mein Weib, bist es vor mir und meinem Gewissen. — Aber wir sind nicht allein auf der Welt. Und die Meinung der Welt rüttelt an dem Glück der Menschen, die es sich selbst errungen haben, bis daß es zusammenstürzt. . . . Du sollst auch in ihren Augen als mein Weib gelten. . . .

Sie schüttelte den Kopf, unendlich traurig:

— Du zerreißeß mir das Herz. — Laß mir mein Glück. . . . Ich bitte dich . . . laß mir mein Glück! —

Und sie warf sich ihm an den Hals, schlang die Arme um seinen Nacken und küßte ihn wild und leidenschaftlich, daß sie ihm den Atem raubte.

— Ich will dir die thörichten Gedanken fortküßeln . . . komm! —

Und in der Erregung ihrer Angst und ihres Jammers schäumte ihre Leidenschaft über. Sie hing an ihm und preßte ihn an sich, als wolle sie ihn ersticken mit ihrer Liebe, die sie mit Todesangst durchschauerte.

Und wieder kam der alte Rausch der Liebe über sie, und sie vergaßen die Welt, glücklich einander im Arm ge-

borgen. Was wollten sie mehr. — Sie waren ja glücklich — glücklich! . . .

Als sich Herbert in der Nacht über die schlafende Lucie beugte, wie der blasser Mond durch die Fenster in die Kammer glitt, blickte er in ein, selbst im Schlafe lächelnd schönes Angesicht. Er küßte ihr leise die halbgeöffneten Lippen. . . . Sie warf sich herum, und legte sich im Traum eng an seine Brust. . . .

Und lange . . . lange las er in diesem schmalen, kindlichen Gesichte, und alle Bedenken schwanden ihm wie der weiße ziehende Morgennebel vor dem belebenden Goldstrahl der Sonne. — Er konnte nicht von ihr lassen, er wollte sich nie von ihr trennen, niemals.

Er liebte sie, und sie sollte sein Weib werden. —

---

## Zweiter Theil

### VIII.

Der müde Sommer neigte seinem Ende zu.

Auf den Feldern stand, von der Sonne goldgelb gefärbt, das reife Korn und harrte der Schnitter.

Die Grillen zirpten lustig in den raschelnden, trocknen Halmen, über die der leichte Wind hinschrich, daß die endlosen Weizen- und Roggenfelder einem gelben Meere glichen, über das schwache, breite Wellen glitten.

Sie und da klrirten schon die Sensen, und das träch-tige Korn sank schwer zu Boden, um in Garben zusammen-gestellt, in der Sonne nachzureifen.

Tiefblau und rein spannte sich der Himmel. Die Sonne stand tiefer am Himmel, und ihre Glut begann mehr und mehr zu verlodern.

Auf dem Gute Sassenhagen in Mecklenburg wurden die letzten Vorbereitungen zum einholen der Ernte getroffen. In den nächsten Tagen mußten die fremden Tages-löhner eintreffen, Männer und Frauen, die von Gut zu Gut zogen. —

Ein schmaler Waldstreifen trennte das Herrenhaus, das auf einer kleinen Anhöhe gelegen war, von den Wirtschafts-gebäuden. Nach dieser Seite hin dehnte sich am Walde eine

unbebaute, haideartige Gegend, an die sich die großen, zum Gute gehörenden Weideplätze schlossen, und in der Ferne sah man die Felder und die weißen Gebäude des nachbarlichen Schlosses.

Das Herrschaftshaus, in einem dem Walde abgewonnenen Parke gelegen, war ein niederes, graugetünchtes, langgestrecktes Gebäude mit rotem Ziegeldache, das von dem überwuchernden Moos- und Flechtenansatz und dem abwaschenden Regen schmutzig braungrau aussah.

Am linken Flügel befanden sich die Ställe, die eine Verbindung mit den Wirtschaftsgebäuden bildeten, und ein kleineres Gartenhäuschen.

Hier im linken Flügel lagen die Gemächer von Herberts Mutter, Marianne von Düren, die sie zu Lebzeiten ihres Gatten mit diesem gemeinsam innegehabt hatte und zwar im Oberstocke; während die Parterreräume den großen Speisesaal und das Familienzimmer enthielten.

Wenige Tage erst weilte Frau von Düren auf Sassenhagen, als ihr Herbert seinen Besuch telegraphisch ankündigte.

Alle Einwendungen Lucies hatte er besiegt. Grade, weil sie sich sträubte, setzte er alles daran, daß sie sein Weib wurde. Zuletzt war er auf einen Ausweg verfallen. Wenn seine Mutter, die Lucie ihm stets vorhielt, die Heirat nun guthieß? Lucie lächelte. . . . Das war nie möglich. Darauf konnte sie ruhig eingehen.

Nun wohl, seine Mutter sollte entscheiden . . . seine Mutter, von der sie wußte, wie sehr sie ihren Sohn liebte, um derentwillen sie nie Herberts Weib geworden wäre, so lange sie sich dagegen erklärte. Lucie wußte, daß es aussichtslos war, und ließ deshalb Herbert gewähren.

Am folgenden Tage schon nach diesem Entschlusse verließen sie Helgoland. Von Böhmlau hatte Lucie nichts mehr gehört und gesehen.

Sie reisten zuerst nach Hamburg, wo sie acht Tage verweilten. Lucie mußte die Abreise immer zu verzögern und zu verschieben. Sie fürchtete sich vor der alten Frau und ihrem Ausspruche, der über ihr Leben entscheiden sollte; sie fühlte: daß, wenn sie ihre Entscheidung gegeben hatte, Herbert ihr so gut wie verloren war. Daß nein vernichtete nicht nur Herberts Hoffnungen auf die Zukunft, es mußte auch notwendig das Band zerreißen, das sie jetzt verknüpfte.

Eine krampfhafte Lustigkeit überkam sie, als sie endlich Hamburg verließen. Sie wollte sich betäuben, sie wollte nicht daran denken, daß schon der folgende Tag ihr Glück vernichten konnte, daß sie vielleicht morgen verlassen und einsam in der Welt stand, wenn seine Mutter ihm sagte: Wähle! Ich oder jenes Mädchen, das nie meine Tochter werden kann. —

Der Schnellzug jagte durch die Heide Strecken hin, über braune Moorflächen, zwischen niederen, krüppelhaften Tannen, vorüber an unendlichen Getreidefeldern, durch dichte Eichen- und Buchenwaldungen.

Lucie schaute hinaus auf die im breiten, goldenen Sonnenschein liegenden Gefilde. Der Zug brauste unaufhaltsam dahin, an den kleinen Stationen vorüber, vorüber an den in der Ferne liegenden Dorfschaften, immer schneller seinem Ziele zu. Es war kein halten mehr und Lucie ergab sich in ihr Schicksal, blindlings, hoffnungslos. Zuweilen wollten ihr die Thränen aufsteigen, aber sie kämpfte sie mutig nieder, um nicht Herbert, dessen Unruhe sich in jeder Bewegung zeigte, noch mehr zu erregen.

Die ganze Fahrt hindurch waren sie allein im Coupé.

Wenn Lucie, um sich vor Herbert nicht zu verraten, aus dem Fenster der anderen Seite schaute, und sich dann umwandte, beugte sie sich jedesmal zu ihm nieder oder schmiegte sich an seine Seite. Das Blut schoß ihr bei jedem Gedanken an die kommenden Stunden zu Herzen; es schlug so wild, daß sie nach Atem ringen mußte und die Hand auf die Brust preßte, weil es ihr wehe that. Sie hätte sich gern ausgeweint, aber sie wagte es nicht. Es war noch Zeit genug, wenn seine Mutter gesprochen hatte, wenn sie fort mußte aus seinen Armen, wenn sie ihn, den sie über alles liebte, verlieren mußte.

Der Zug fuhr in die Endstation ein. Mit ihnen stieg nur noch ein Passagier aus, ein alter Bauer mit einem großen braunen Reisefacke. Außer den Bahnbeamten war sonst kein Mensch auf dem leer in der grellen Sonne liegenden Perron.

Es war Mittagszeit und durch die schlecht gepflasterten Straßen des Städtchens, in denen das Gras aus den Steinrißen wuchs, schritten sie dem Gasthose zur Burg zu. Kein Mensch war auf der Straße zu sehen, nur ein paar Kinder trieben sich im Sonnenschein herum, bis aus einem der kleinen Fenster eine Frauenstimme erschallte, die nach ihnen rief:

— Dat Eten is fardig. Makt dat ji rin kummt.

Und auch sie liefen ins Haus. Ueberall saß man beim essen. Aus einem Garten bellte ein weißer Spitz sie an, und lief an der anderen Seite der Hecke knurrend neben ihnen her. Vor dem Wirtshause stand ein Ackerwagen mit einem mageren, braunen Gaul, der traurig den Kopf gesenkt hielt und sich von der Sonne bescheiden ließ.

Der Wirt, von einem Mädchen gerufen, kam ihnen entgegen, in aufgefrempten Hemdbärmeln, die schwarze Mütze



schief auf dem Kopfe. Er wies sie in ein kleines, niederes Zimmer zur linken des Hausflurs, das ganz den Eindruck eines Wohnzimmers machte, mit seinem braunüberzogenen Sofa, den Familienbildern an der Wand, der Mahagoni-Kommode mit Muscheln und zerbrochenen Nippes, über der ein schiefhängender Spiegel, voller Fliegenschmutz und mit großen, grauen Flecken, im braun gewordenen Goldrahmen hing.

Ueber dem Sofa in der Mitte, in einem viereckigen Goldrahmen-Rasten unter Glas, ein silberner Strauß und Kranz von einer silbernen Hochzeit.

Der Gepäckträger war schwitzend angelangt und hatte die Koffer auf der steingepflasterten Diele niedergelegt.

Herbert und Lucie machten es sich bequem und warteten auf das Essen. Herbert hatte die kleinen Fenster geöffnet, denn eine schwüle Luft herrschte im Zimmer, ein seltsames aber nicht unangenehmes Gemisch von allen möglichen Gerüchen. Auf den weißen Fensterbrettern standen ein paar Monatsrosen und Begonien, dazwischen ein unförmiger stacheliger Kaktus, der ganz verstaubt aussah.

Endlich kam das Mädchen in Holzschuhen träge schlurrend und deckte den Tisch, aber keiner hatte besonderen Appetit. Sie mußten sich zwingen, damit die Speisen nicht unberührt wieder abgetragen wurden. Plötzlich sagte Lucie:

— Herbert! willst du mir eine Bitte erfüllen . . . eine große Bitte, die du sehr leicht gewähren kannst? — Du mußt mir aber im voraus versprechen, es zu thun.

— Aber Kind, wie kann ich das, ohne zu wissen. . .

— Doch, du kannst es sehr gut.

— Nun ja, wenn die Bitte vernünftig ist. . .

— Laß uns heut noch hier bleiben! . . . Laß uns erst morgen früh weiter fahren. . . Nur diesen einen Tag schenk mir noch, diesen letzten Tag . . . bitte! —

— Lucie, um was bittest du? Wir machen uns beide krank mit diesem warten und hinauschieben. — Ich möchte je eher je lieber Gewißheit haben. —

— Bitte, Herbert! — Du sagst, wir haben noch über vier Stunden zu fahren. — Ich bin so müde von der Fahrt. . . Laß uns heute ruhen. Laß uns hier bleiben und morgen früh weiter fahren. . .

— Aber Lucie, wozu?

— O, ich bitte dich! Wenn du mich lieb hast, thue es! — Ich bitte dich! . . . Laß mir diesen einen Tag. — Denke, daß wir vielleicht für lange getrennt sein werden. Wir können nicht mehr so beisammen sein. Darum schenke mir diesen einen Tag noch, nur diesen einen. Morgen in aller Frühe fahren wir dann bestimmt. —

— Lucie! —

— Sag nicht nein! — Du weißt ja nicht, wie ich mich freue, wenn du ja sagst. Sage ja, und ich will dich herzen und küssen wie nie. Nur noch diesen einen, — letzten Tag! . . . Wer weiß, was nachher kommt.

Sie flüsterte es so schmeichelnd, sie suchte ihn zu bestricken. Die Angst, fort zu müssen, ließ sie Töne finden, die ihm ins Herz schnitten.

Sie wollte noch einmal mit ihm allein und glücklich sein. Dann mochte kommen was wollte. —

Lange zauderte Herbert. Es drängte ihn, der Mutter gegenüber zu stehen, das Wort zu hören, das über sein Leben entscheiden sollte. Aber Lucies Stimme schmeichelte so süß, er fühlte das angstvolle Klopfen ihres Herzens an dem seinen, und er gab ihrem flehen nach.

Sie jauchzte auf. — Sie hatte wieder Zeit gewonnen. Und in überströmender Dankbarkeit, aufatmend, daß die Stunde der Entscheidung wieder hinaus gerückt war, ließ sie

sich vor ihm auf die Kniee nieder, und küßte seine Hände, die er ihr entriß, um ihr schönes Haupt an sich zu ziehen und der weinenden die Freudenthränen von den Wangen zu küssen.

— Laß uns nicht an morgen denken, küßte sie ihn, in seine Lippen sprechend. Ich will noch einmal glücklich sein. Noch gehörst du mir, du bist mein . . . ganz mein. — O wie ich dich liebe . . . wie ich dich liebe! —

Ihr Atem jagte, und sie glich einer Bacchantin, ein loderndes Feuer flammte in ihren Augen, und ein jubelndes Lachen klang zu ihm auf.

— Komm, laß uns trinken . . . und lachen . . . und glücklich sein. . . .

Am Nachmittage machten sie einen weiten Spaziergang durch den Wald, lagerten sich unter den mächtigen, breitschattenden Eichen, streiften an dem kleinen, träge fließenden Flusse hin und kehrten erst heim, als die Sonne untergegangen war.

Die Nacht brach ein. . . Sie saßen lange in dem kleinen Garten des Gasthofes, in der Weinlaube, von der aus man weit über die nebeldampfenden Wiesen blicken konnte.

Dann, als es kühler ward, schritten sie in das Haus. Und ungestörtes, friedevolles Glück schien über dem niederen Dache zu schweben, unter dem zwei arme Menschenkinder noch einmal der Wonne des Lebens sich hingaben, ehe der graue Tag kam und sie mahnte, daß sie nicht allein auf der Erde waren, um rückhaltslos ihr Glück zu genießen und einzig ihrer alles verzehrenden Liebe zu leben. —

In aller Frühe stampften die Pferde vor der Thür des Gasthofes, und sie stiegen in die schwerfällige Lohnkutsche. Langsam fuhr der schaukelnde Wagen über das

holprige Pflaster der Dorfstraße. Aus den Häusern warfen geschäftige Frauen neugierige Blicke. Die Männer grüßten ernst; und so fuhren sie hinaus in den frischen, sonnen-durchhauchten Morgen, auf der geraden, staubwirbelnden, glatten Chaussee hin, zu deren beiden Seiten sich schwer mit Früchten behangene Obstbäume hinzogen, deren Zweige unter der üppigen Last zu brechen drohten.

Zweimal machten sie eine kleine Rast. Doch die stämmigen Braunen waren nicht ermüdet, und der große Reisewagen rollte weiter seinem Ziele zu, immer zwischen unendlich sich dehrenden Feldern hin, wo überall geschäftige Hände sich regten. Es war noch Vormittag, als sie an ihrem Ziele anlangten, einem kleinen, nur aus etwa zwanzig Häusern bestehenden Dörfchen, von dem aus man das, eine halbe Stunde entfernte Sassenhagen erblicken konnte.

Herbert hatte seiner Mutter nur mitgeteilt, daß er zum Besuche kommen würde. Er mußte sich deshalb von Lucie trennen, die im Dorfe zurückbleiben sollte, bis er mit der Mutter gesprochen hatte und kommen würde, sie zu holen. Lucie sollte so lange im Garten des Krugs bleiben. Als er Abschied von ihr nahm, war sie einer Ohnmacht nahe. Die ganze Fröhlichkeit vom Tage zuvor war verflogen. Sie sprach kein Wort, aber in ihrer Umarmung lag ihre Angst, und als er endlich ging, lehnte sie sich an die Wand des Hausflurs und weinte wie ein hilfloses Kind.

Ihr war, als ob jetzt alles aus sei.

Sie ging in den Garten . . . ein Obstgarten. Unter den Bäumen war das frische Gras gemäht und zum dörren ausgebreitet. Der Garten ging in eine Wiese über, und an den zwischen den Trockenpfählen ausgespannten Stricken hingen einzelne Stücke Wäsche, Taschentücher, Hemden und bunte Laken, die lustig im Morgenwinde flatterten und

klatschten. Sie konnte von hier aus den sich windenden Weg verfolgen, der zum Gute führte. Herbert hatte den Wagen zurückgelassen, er wollte zu Fuß gehn und noch einmal bedenken, was er der Mutter sagen würde. Langsam schritt er zwischen den wogenden Kornfeldern hin. Zuweilen verschwand er den Blicken Lucies völlig. Dann tauchte er nach einer Weile wieder auf. Er sah sich nicht ein einziges Mal um; er wußte nicht, daß sie ihm nachsah. Je näher er Sassenhagen kam, um so heftiger schlug ihm das Herz. —

Lucie sah ihn nicht mehr . . . Jetzt mußte er vor seiner Mutter stehen. — Warum hatte sie sich nur darauf eingelassen? . . . Weshalb waren sie nicht geblieben, wo sie so glücklich gewesen. Die Menschen, was brauchten sie sich um die zu kümmern? Sie wollte nichts von ihnen, wollte nur ein bißchen Glück für sich, nur Herbert am Herzen ruhen können und träumen. Jene trugen zu ihrem Glücke doch nichts bei.

Seine Mutter! Eine alte, adelsstolze Frau. Sie konnte es ihr nicht wehren, wenn sie Herbert liebte; aber wohl konnte und mußte sie sie abweisen, wenn sie ihre Tochter werden wollte. Sie wollte es nicht, nein! Sie hat nicht um ein Recht, das sie sich selbst nicht zugestand. Ein Recht, das ihr ja nichts gab, das nur ihr Glück zu zerstören drohte, wenn sie es forderte. —

Fern am Waldesfaum lag Sassenhagen. Die Sonne glitzerte in einem der Dachfenster wie Silber.

Jetzt stand er vor seiner Mutter. Jetzt richtete sie sich auf und wies ihr die Thür, der hergelaufenen, heimatlosen, die ihr den Sohn verführt, ihn bethört und ihm das Herz vergiftet hatte. —

O, sie wußte recht gut, was die alte Frau alles sagen würde. Und dann konnte sie gehen, wohin sie wollte . . .

aber ohne Herbert. Den hielt die Hand der Mutter zurück, daß er nicht außs neue dem Zauber verfiel. Den schützten die Arme der Mutter vor ihr, der ausgestoßenen. Was sollte sie beginnen, verjagt von der Mutter, verlassen von dem Geliebten?

Vielleicht ließ jene ihn nicht mehr fort. — Er durfte ihr nicht einmal den Abschiedskuß geben. Sie würde ihn nie wiedersehen . . . nie wieder. Dann wußte sie, was sie thun würde, dann blieb ihr nur das eine: ohne seine Liebe konnte sie nicht mehr leben. — Sie konnte nicht mehr leben ohne ihn. Wenn er nur eine Stunde fern war, wollte sie verzweifeln. Er liebte sie, er hatte es ihr tausendmal gesagt, er hatte es ihr auf die Lippen geküßt. Er gehörte ihr, wie sie ihm gehörte, und sie war entschlossen, nicht von ihm zu lassen, und wenn die alte Frau droben vom Schlosse kam und sich jammernd zu ihren Füßen winden würde, um ihn von ihr loszubitten. Ihre Liebe war entschlossen, den Kampf aufzunehmen mit der Mutterliebe.

Da droben lag das Gutshaus so friedlich im Sonnenscheine, mit seinen grauen Wänden sich abhebend von dem grün des Waldes, aus dem es hervorschaute. Was mochte jetzt hinter den Mauern vorgehn, wo über ihr Schicksal entschieden wurde? —

Sie ließ sich auf die grüngestrichene Gartenbank nieder und stützte den Kopf schwer in die Hand. Wie heiß ihre Stirne war. — Ruhe . . . Ruhe! — Sie bedurfte derselben. Nichts durfte sie verwirren. Ihr Puls schlug kaum, als ob ihr das Herz vor Angst stocken müßte. . .

Die Sonne huschte durch die Blätter der Obstbäume, der Wind schüttelte in den Zweigen, und bei jedem Windstoß stürzte eine morsche Birne oder ein Apfel von dem Baume, mit dumpfem Aufschlag in das Gras fallend.

Der ganze Garten und die Wiese waren mit Fallobst bedeckt und ein feiner, prickelnder Duft stieg von diesen an der Erde liegenden Früchten auf, die der Wurm ange-nagt hatte und die jetzt dem Winde preisgegeben waren, der sie von den Zweigen riß und zu Boden schleuderte, wo sie nutzlos verfaulen mochten.

Die Sonne schob sich immer weiter nach Westen, sie hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die Wanduhr im offenen Flur des Hauses schlug hell und langsam zwölf. Die Töne klangen bis in den Garten. Der Wirt kam und fragte, ob das Fräulein nicht essen wolle. Sie schüttelte den Kopf. Nein, es war ihr unmöglich, auch nur einen Bissen zu sich zu nehmen. Man ließ sie wieder allein.

Ein paar Bienen aus dem Stande im Garten um-summten sie, eine Kuh brüllte mehrmals dumpf im Stalle aus der offenen Thür, vor langer Weile, denn das Tier war krank und allein. Lucie sah die anderen draußen auf der Wiese im Sonnenschein grasen.

Sie konnte es nicht mehr ertragen, ruhig dazusitzen. Sie stand auf und ging durch den Obstgarten hinaus auf die Wiesen, einen kleinen, ausgetretenen Fußpfad hin, so schmal, daß eben ein Mensch durch das Gras konnte.

Bei den weidenden Kühen fand sie ein kleines, zehnjähriges Mädchen, das mit hochgezogenen Knien auf dem Rücken im Grase lag und zum Himmel aufstarrte, während die Heupferdchen über sie wegsprangen, und um sie herum ihr eintöniges Konzert aufführten.

Zwei Kühe trieben sich spielend über die Wiese. Die anderen standen und rupften mit dem breiten Maule das saftige Gras oder lagen träge wiederkäuend am Boden.

Wie friedlich das alles war, wie still die Landschaft

sich ringsum breitete; nur sie selbst mitten in der sonnigen Natur mit ihrer Furcht, ihrer hegenden Angst.

Immer wieder wanderten ihre Blicke hinüber zu dem Schlosse, während sie mit dem kleinen Bauernmädchen sprach, das sie wie ein Wunder anstarrte mit großen blauen Augen, und ihre Fragen nicht verstand, und immer nur: nee! antwortete, oder: ic̄ weet nich! —

Auf dem Wege vom Gutshofe zeigte sich nichts. Einmal hatte sie geglaubt, es komme jemand von dort, aber der schlug einen anderen Weg ein und verschwand schnell ihren Augen. — Lange blieb sie in der Sonne stehn, die Augen mit der Hand beschattend; dann kehrte sie zum Dörfchen zurück. Dieser Weg hier führte hinauf zu dem Gute, aber dort hatte sie nichts zu suchen, das blieb ihr immer verschlossen.

Langsam wandte sie sich um und schritt wieder zum Krug zurück. Die Mädchen nahmen die Wäsche ab und trugen sie ins Haus. Der Wirt zankte laut mit einem betrunkenen Fuhrmann, und auf der Bank im Garten saßen zwei kleine, fünf- und sechsjährige Mädchen, mit hellem Flachshaar, und die kleinere schaute zu, wie die größere an einem unförmigen grauen Strumpfe strickte. Lucie setzte sich neben sie und versuchte mit ihnen zu reden, aber sie bekam kein Wort heraus; sie drückten sich nur schüchtern aneinander und sahen sie dumm an. —

Herbert war schon über zwei Stunden fort. —

Wann würde er zurückkommen? . . . Er hatte sie gebeten, sich nicht zu ängstigen, denn er wollte auf eine Gelegenheit warten, um sich der Mutter zu erklären, um sie nicht allzusehr zu überraschen. Aber als er noch immer nicht kam, verließ sie der letzte Mut; dieses ungewisse warten marterte sie zu Tode. Warum kam er noch immer nicht



sie zu befreien, daß sie wieder fort konnte von hier? .. Nur keine Minute länger bleiben, fort von hier, so schnell als möglich, daß sie das lange graue Gebäude nicht mehr sah!

Sie blickte wieder hin. Ein Wagen kam auf der Straße daher. Er kam schnell angejagt. Die Entfernung wurde immer geringer. Ihr Herz schlug heftig, aber sie bezwang sich. Nun war es entschieden!

Sie verharrte regungslos auf ihrer Bank, den näher kommenden Wagen nicht aus den Augen lassend.

Jetzt erkannte sie, daß zwei Personen auf dem Boock saßen, und sie sah in der Sonne deutlich den grauen Staub der Chaussee, der hinter dem Wagen aufwirbelte.

Die Kinder neben ihr waren aufgestanden und in das Haus zurückgegangen. Sie hatte es nicht bemerkt. Sie hatte nur Augen für den Wagen. — Es war Herbert.

Er lenkte das Gespann, neben ihm saß der Kutscher.

Jetzt fuhr der Wagen an der Breitseite des Gartens vorbei. Ein paar kleine Häuser standen dazwischen und vom Wege aus konnte man das junge Mädchen im Obstgarten nicht erkennen. —

Der Wagen fuhr am Hause vor. Sie hörte deutlich das knirschen der Räder im Sande und das halten.

Dann im Flur . . . auf den Steinfliesen ein hastiger, suchender Schritt, und im nächsten Augenblick stand Herbert in der niederen Thür und eilte, als er sie erblickte, rasch auf sie zu.

Die Kniee zitterten ihr, sie wollte ihm entgegen, aber sie hatte kaum die Kraft, sich zu erheben. Sie stand neben der Bank, sich an der Lehne haltend. Sie wagte nicht aufzuschauen, die Antwort nicht von seinem Gesichte zu lesen und doch empfand sie eine jubelnde Freude, ihn wieder zu haben. . . Er war zurückgekehrt.

Er war auf sie zugeeilt und nahm die schwankende in seine Arme.

— Lucie! Lucie! rief er.

Sie schlug die Augen zu ihm empor, als er sie auf die Lippen küßte. Dann faßte er sie bei beiden Händen, hielt sie etwas von sich, und sagte langsam und ernst:

— Lucie! — Meine Mutter erwartet dich! . .

Es brauste ihr in den Ohren, und einen Augenblick rieselte es wie ein kalter Frostschauer durch ihren Leib. Dann breitete sie die Arme aus und mit einem Jubelschrei, in dem all ihre Angst und das jauchzen der Erlösung lagen, der wie der Freudenschrei eines vom Tode erretteten in die feierliche Mittagsstille der sonnendurchglühnten Natur hineinklang, warf sie sich an seine Brust. —

## IX.

Herberts Mutter, Marianne von Düren, stand in ihrem sechzigsten Jahre.

Als achtzehnjähriges Mädchen hatte sie Düren kennen gelernt. Sie gehörte einem alten Adelsgeschlechte Füllands an, und es hatte einen zwei Jahre währenden Kampf mit ihren Eltern gekostet, ehe diese ihre Einwilligung zu der Heirat mit dem Deutschen gaben, der bei einem Besuche in der Gegend sie kennen und lieben gelernt hatte. Es war eine böse und traurige Zeit gewesen; allein ihre Liebe trug endlich den Sieg davon. Und die Liebe hatte gedauert, bis in ihrem fünfundvierzigsten Jahre ihr der Gatte durch einen Sturz mit dem Pferde entrisen wurde.

All ihre Liebe hatte sie auf ihren ältesten Sohn auf Herbert übertragen. Max, der um zehn Jahre jünger, in der Armee stand, mußte sich mit einer ruhigeren Liebe begnügen. — Auf Herbert hatte sie all ihre Hoffnungen

geseht; aber wie ein Wurm nagte an ihrem Glücke der Gedanke, daß er sich nicht verheiratete . . nicht heiraten wollte, seit Lisa Jürgens sich um ihn vergiftet hatte.

Max war seit drei Jahren vermählt und hatte zwei Kinder, aber beides Mädchen. Wie sollte das werden? —

Was hatte sie sich für Mühe gegeben, um Herbert zu verheiraten, aber er war taub für all ihre Vorstellungen und Bitten. Er küßte ihr das Wort vom Munde und blieb bei seinem Vorsatze. Als er heute länger schon als eine Stunde mit ihr geplaudert hatte und nun davon sprach, wie er eine junge Dame auf Helgoland kennen gelernt habe, und sie bat, dieselbe doch einmal einzuladen — da hatte sie den Atem verhalten. Aber sie hatte nicht gewagt, eine Frage zu stellen.

Gewiß, sie wollte sie einladen, wenn er meinte.

Er hatte von ihr erzählt und nannte sie Miß Lucie. Also eine Engländerin, sagte sie sich.

Aber es sei doch schwierig, hatte er gemeint, denn sie müsse allein kommen. Ob das anging? Ihre Verwandten könnten sie nicht begleiten. — Sie hatte genickt und wartete, daß er mehr sagen sollte. Sie wußte, daß das noch nicht alles war. Wenn er nun selbst hinging und sie holte? . . Er war doch kein junger Mann mehr mit seinen sieben- unddreißig Jahren. Er hatte sich verwirrt und war noch gar nicht mit seinem anfänglichen Plane herausgekommen.

— Siehst du, Mutting, ich habe nämlich eine Absicht dabei. Kannst du raten, was? —

Sie blickte ihn mit ihren noch immer so schönen Augen fragend an. — Sie war älter geworden. Ihr Haar war jetzt fast ganz weiß. Es schien Herbert, als ob sie kleiner geworden und die schmalen blassen Wangen eingefallen seien. Aber durch die Augen war das Gesicht noch so jugendfrisch und lebendig.

— Weißt du, du bist jetzt hier im Winter auf Sassenhagen so allein. Du willst selbst im Winter nicht in die Stadt, und unter der Einsamkeit leidet deine Gesundheit. Du hast nur Wiesing, und die ist auch schon alt geworden, und was könnt ihr viel mit einander anfangen? Wie wäre es nun, wenn du dir eine Gesellschafterin nehmen würdest?

Sie hätte wie früher gegen diesen Plan geeifert, wenn sie nicht geahnt, daß er ein Ziel im Auge hatte; und sie wollte ihm den Weg nicht zu schwer machen.

Deshalb wehrte sie sich nur schwach.

— Du mußt Jugend um dich haben, ein junges, frisches Mädchen, das dich aufheitert. . . Und siehst du, da habe ich an Miß Lucie gedacht. . . Du würdest sie gewiß lieb haben, und sie dich auch.

Jetzt schüttelte sie doch den Kopf.

— Glaubst du denn, Herbert, daß es eine Freude für ein lustiges junges Ding ist, sich mit einer alten Frau abzuquälen? Und dann, was soll sie hier in Sassenhagen? . . Hier ist doch nichts zu finden; und nun gar im Winter, wo kaum dreimal ein Besuch kommt. Nein! . . Das hieße der Jugend ihr Recht nehmen, hieße: noch ein armes Wesen langweilen; denn glaube mir, wir würden uns bald gewiß recht herzlich gegenseitig langweilen.

— O nein, da kenne ich mein Mutting besser. Wer sollte sich wohl in deiner Gesellschaft langweilen?

— Du böser Schmeichler! —

— Versuch es einmal. Du mußt mir die Bitte erfüllen und Miß Lucie einladen. — Sie soll unser Gast sein, und ich hoffe, wenn du sie erst kennst, gehst du auf meinen Vorschlag ein. . . Nicht wahr, du ladest sie ein, und ich bringe sie dir? Willst du?

— Ja, Herbert, wenn ich dir damit einen Wunsch erfüllen kann. . . Du weißt ja, daß ich für dich alles zu thun im stande bin.

— Aber Mutting, so schlimm ist es doch nicht gleich!

Sie erwiderte nichts darauf. Herbert beugte sich nieder und küßte ihr die Stirn.

— Also ich darf hingehen und sie dir bringen?

— Ja, Herbert, das darfst du. —

Das Gespräch wurde durch Wiesing unterbrochen, die auf dem Gute aufgewachsen und von ihrem sechzehnten Jahre an bei Frau von Düren gewesen war, und mehr die Stellung einer Vertrauten, als einer Dienerin einnahm.

Vergeblich suchte Herbert einen neuen Anknüpfungspunkt. Ihn quälte das Gefühl der Ungewißheit, und er mußte immerfort an Lucie denken, die dort in dem kleinen Dörfchen, — er vermochte vom Fenster aus, durch die Zweige der Bäume, die Häuser zu sehen — voller Erregung harrte. Sollte er sich mit dieser Erklärung heute begnügen und wirklich thun, als hole er sie erst später? —

Wie sollte er der Mutter sagen, daß sie schon hier war, drüben im Krug, dessen Gebäude man deutlich erkennen konnte? Wie würde sie diese Enthüllung aufnehmen? Er hatte es doch recht ungeschickt angefangen. All die schönen Pläne, die er sich ausgeklügelt, wollten ihm jetzt ungeeignet scheinen. Und er mußte bleiben. . . er konnte nicht fort, er konnte auch keinen Boten ins Dorf schicken, es wäre sicher nicht geheim geblieben.

Endlich war er einen Augenblick mit der Mutter allein, und er brachte seinen Entschluß zur Ausführung. Er legte den Arm um ihre Schultern, blickte ihr ins Auge und sagte, seine Verlegenheit unter lachen bergend:

— Du darfst nicht böse sein, Mama, wenn ich dir ein Geständnis mache. . . Willst du auch nicht böse sein?

Sie schüttelte den Kopf und sagte aufrichtig:

— Wie sollte ich wohl über etwas böse sein können, das du gethan hast oder sagst. Ich weiß, daß was du auch thust, du stets das rechte thust.

— Ja, Mama, es ist eigentlich auch kein Unrecht. Siehst du . . . wenn ich dich nun ein wenig überraschen wollte? Wenn die Dame nun schon hier wäre?

Sie sah ihn lange an, dann fragte sie:

— Hier? — Hier im Hause? . .

— Nein, aber im Dorf, im Krug, wo sie wartet, daß ich ihr Antwort bringen soll. . . Nun wirst du doch böse sein, nicht wahr? — Siehst du, ich wollte es dir nicht gleich sagen. Ich wollte eigentlich warten, aber ich bringe es nicht fertig. So nun weißt du alles. Nun schilt mich nur ruhig aus. — — Aber du bist ja, scheint es, gar nicht böse? —

— Nein, warum sollte ich es sein?

— Du bist doch die prächtigste Mutter von der Welt. Ich glaube, du hast mich recht verzogen. — Darf ich also Miß Lucie Bescheid bringen, und sie dir zuführen?

— Ja, Herbert, thue das.

— Und du wirst sie freundlich empfangen?

— Wie jeden lieben Gast, den du mir zuführst.

— Ach Mama, du nimmst mir damit einen Stein vom Herzen! So alt ich bin, kann ich doch noch unbesonnene Jugendstreiche machen, und heute meinte ich gewiß gescholten zu werden wie ein recht ungezogener Junge. — Du bist recht gut zu ihr, nicht wahr? . . Ich bringe sie dir ja als Gast ins Haus, nicht in ihrer künftigen Eigenschaft als Gesellschafterin.

— Ja, mein Junge. Du kannst versichert sein.

— Wie gut du bist! —

Und er küßte sie dankbar auf die Wangen. Dann eilte er fort, und wenige Minuten später lenkte er den Wagen auf die Chaussee. Die Mutter stand am Fenster und sah ihm nach. Nein, das Lügen hatte er nicht gelernt. Das konnte er nicht. Und er meinte wirklich, daß sie das alles glaubte, der gute Junge. Als ob sie nicht wußte, daß er jene in ganz anderer Absicht brachte. Aber er that recht. Es erleichterte auf beiden Seiten den ersten Verkehr. Und legte er damit nicht die Entscheidung in ihre Hand, wo er doch freier Herr seiner selbst war, nur zu kommen brauchte und zu sagen: Sieh, Mutter, diese soll mein Weib werden. — Durch die Erbschaft seines Vaters stand er seit Jahren als freier Mann da. Er konnte thun und lassen, was er wollte.

Sollte sich ihr sehnlichster Wunsch endlich erfüllen? — Aber sie wußte nicht, wer jene . . . noch was sie war. Herbert hatte ihr nichts erzählt, und sie fragte nicht, sie wollte nicht neugierig scheinen, wollte ihm Zeit gönnen. Nur diese Reise kam ihr nicht aus dem Sinn, die beiden allein von Helgoland. Sollte das Mädchen wirklich so verlassen in der Welt stehen? . . .

Sie lehnte am Fenster und schaute dem entschwindenden Wagen nach, und auch ihr schlug das Herz erwartungsvoll vor der Begegnung mit dem Wesen, das jetzt in Herberts Herzen den Platz mit ihr teilen würde. Aber sie dachte nicht an sich, sondern einzig an das Glück ihres Sohnes, ihres geliebten Kindes. Und sie öffnete ihre Arme, um das Mädchen, das ihr Herbert brachte, an die Brust zu ziehen, wenn sie ihn nur damit glücklich machte. —

Sie sah, wie der Wagen zurück kam, aber jetzt trat sie vom Fenster weg und ging einige Male in dem großen, modern ausgestatteten Salon auf und ab. Vor dem auf

der Kaminkonsole befindlichen Bilde ihres Gatten blieb sie stehen und schaute es lange an. Was er wohl dazu sagen würde! Und sie dachte an all die bösen Stunden, die sie einst hatten durchleben müssen, an all die schlaflosen Nächte, die sie durchweint hatte, ehe ihnen endlich ihre Wünsche in Erfüllung gingen. Sie wußte, was es hieß: zu lieben und auf Widerstand zu stoßen, und ihr fielen all die abenteuerlichen Pläne ein, die damals ihr Hirn durchkreuzt hatten, und wie sie entschlossen gewesen war, alles zu opfern, ohne Bedenken, um nur dem Geliebten zu gehören.

Die Erwählte ihres Sohnes sollte kein verschlossenes Herz bei ihr finden, wenn sie es wert war. Aber noch hieß es: sich beherrschen. Sie durfte kein Wort sagen, das sie verriet. —

Herbert hatte auf der Fahrt Lucie von allem unterrichtet. Anfangs sträubte sie sich, sie hatte geglaubt, Herbert habe der Mutter alles gesagt. Nein, sie wollte fort.

— Bring mich fort, irgendwo hin. Wenn du nur bei mir bleibst. Ich kann ja nicht mit. — Ich fürchte mich vor deiner Mutter, denn wie kann sie mich lieben? Und wenn sie alles erfährt, was soll ich beginnen?

— Lucie, ich bitte dich. Meine Mutter erwartet dich.

— So sag ihr, ich sei krank . . . ich sei fort. — Ja, sage ihr, du habest mich nicht mehr gefunden. Schick einen Boten und laß uns fort. . . Ich sterbe vor Angst. Laß uns fort! . .

— Nein Lucie. Meine Mutter ist freundlich und gut; die beste Frau, die sich denken läßt.

— Ich kann nicht, stöhnte sie.

— Lucie!

— Mit einer Lüge soll ich über die Schwelle jenes Hauses gehen, ihr ins Gesicht lügen? — Nein! — Ich habe viel Schuld in meinem Leben, ich habe schwer genug



zu tragen und zu leiden. . . Nicht das noch! — Sag ihr alles, und dann mag kommen was will.

Er bestürmte sie mit seinen Bitten. Sie sollte ja nur als Gast auf ein paar Tage dort sein. Sie konnte jeden Augenblick wieder fort. Endlich brachte er sie so weit, daß sie schwieg. Sie ergab sich in ihr Schicksal, aber der frohe Mut, den sie früher gezeigt, war völlig geschwunden. —

Die Mittagssonne flutete durch die geöffneten Fenster in den Salon, in dessen Mitte Frau von Düren stand und die ankommenden erwartete. Endlich öffnete sich die Thür.

Lucie war im schlichten Reisefleid, den grauen Staubmantel übergeworfen, ein Barett auf dem zierlichen blonden Kopfe. Wie sie jetzt, jugendfrisch und schlank, die Wangen vom rot der Erregung leicht bedeckt, auf der Schwelle zauderte, sicher elegant und doch so kindlich verlegen, hatte sie das Herz der alten Frau durch ihre mädchenhafte Erscheinung gewonnen. Sie verstand Herbert. Diese Mädchenknospe mußte man lieben, wenn man sie nur sah.

Und sie schritt ihr entgegen und streckte ihr zum Willkommen-Gruß die Hand entgegen. Sie fühlte die kalte, kleine Hand in der ihren zittern, sah wie Lucie die Augen niederschlug, und sie sprach freundlich auf sie ein. Sie mußte ablegen und es sich bequem machen. Sie war ganz wie zu Hause. Es war auf Sassenhagen Sitte, daß die Gäste die Herren waren. Frau von Düren nannte sie liebes Kind und bat, sie so nennen zu dürfen.

Lucie saß in einem der tiefen Sessel, während Herbert am Kamine lehnte und nicht recht wußte, was er thun sollte, da seine Mutter auf das junge Mädchen freundlich einsprach. Als sie Lucie: mein liebes Kind nannte, traten dieser die Thränen in die Augen. Sie versuchte sie niederzukämpfen, allein sie vermochte es nicht.

Frau von Düren trat zu ihr und strich ihr leise über das Haar, als sie sah, daß Lucie dem weinen nahe war.

— Aber, was ist Ihnen denn, liebes Kind?

Lucie schaute zu ihr auf und lächelte unter Thränen, während diese Güte ihr Herz zerriß, eine Güte, die sie nicht verdiente.

— O nichts, antwortete sie unter leise vorbrechendem schluchzem. — Es ist lange her, daß jemand liebes Kind zu mir gesagt, und so gütig und freundlich gewesen ist.

Herbert war herantreten. Er mußte sich beherrschen, um sich nicht zu verraten.

Die Mutter kam ihm zuvor.

— Sie werden müde sein von der Reise, nicht wahr, und wollen gewiß etwas Toilette machen? Bitte, Herbert, zeige Miß Lucie ihre Zimmer, die blauen im linken Flügel . . . wir werden Wand an Wand wohnen. — Gehen Sie jetzt hinauf und in einer halben Stunde gehn wir zu Tisch. So lange können Sie ruhen, wenn Sie es nicht vorziehen, schon früher zu uns herunterzukommen.

Herbert sah seine Mutter an und diese las ihm die Frage von den Augen.

— Ja, es ist alles in Ordnung. Wiesing ist oben gewesen und hat schon alles besorgt. Aber überzeuge dich bitte selbst noch einmal, ob nichts fehlt. Also in einer halben Stunde.

Damit reichte sie Lucie aufs neue die Hand.

Dann stiegen Herbert und Lucie die breite Treppe zum ersten Stock hinauf. Im Zimmer warf sich Lucie an seine Brust und ließ ihren Thränen freien Lauf. Die widerstreitendsten Gefühle bedrängten sie.

— Ist meine Mutter nicht die Güte selbst? fragte er.

— Grade, weil sie es ist. . . Laß mich fort, Herbert.

Noch heute bring mich fort. . . Ich werde keine Nacht unter diesem Dache schlafen können. Es ist, als müsse es über mir zusammenbrechen. — Ich will fort! —

— Lucie, du bist erregt. Nur ein paar Tage und du wirst ruhiger sein.

— Nein, sagte sie und schmiegte sich enger an ihn, sie hat einen Blick, als könne sie einem in der Seele lesen. Und wir belügen sie, und ich glaube, sie weiß es. . . Mir graut vor diesen Augen, so lieb sie auch blicken, so gut und freundlich; denn ich sehe schon, wie sie kalt und unfreundlich nach mir blicken, wie sie zürnen. Laß mich freiwillig gehen, ehe ich gehen muß.

— Niemals, Lucie! Und meine Mutter soll ihre Bitten mit den meinigen vereinen, daß du bleibst, immer bleibst, als mein Weib, mein teures Weib, das ich über alles liebe.

Sie schwieg zu seinen Worten, umarmte ihn noch einmal krampfhaft. . . dann ließ er sie allein. Sie kühlte sich die Augen mit Wasser, um die Thränen Spuren zu verwischen, und schaute vom Fenster hinaus in die Landschaft.

Vor ihr breitete sich parkartig der Garten aus. Einzelne alte Bäume des Waldes, der weiterhin der Kultur hatte zum Opfer fallen müssen, standen noch. Die übrigen niederen Bäume und Gebüsche waren Neuanpflanzungen. Das Haus machte von außen einen verwitterten, fast verfallenen Eindruck, allein des Innere war mit aller Bequemlichkeit der Neuzeit eingerichtet.

Hier in ihrem stillen, großen Gemache, ganz für eine Dame ausgestattet, fühlte sie sich geborgen und ward ruhiger. Der erste Schritt war gethan, und Herberts Mutter hatte sie mit so viel Wohlwollen aufgenommen, daß sie anfang, wieder Mut zu fassen. Sie dachte sich mehr und mehr in

ihre Lage hinein, und als sie ihre Toilette in Ordnung gebracht und hinunterstieg zu den Parterreräumen, hatte sie ihre Festigkeit wieder erlangt.

\* \* \*

Sie fand Herbert mit seiner Mutter beisammen.

Er hatte gefragt, wie ihr Lucie gefalle, und sie hatte ihm offenherzig erklärt, daß die Anmut und Güte, die in ihrem Wesen zu liegen schien, ihr sehr gefielen. Sie drückte sich sehr vorsichtig aus, aber doch so, daß er sie in seine Arme nahm und küßte. Wenn sie noch den geringsten Zweifel gehabt hätte, sein Benehmen jetzt mußte ihn ihr nehmen. Man setzte sich zu Tisch. In dem großen, eichengetäfelten Speisezimmer mit seinen dunkelbraunen Farben war eine kleine Tafel gedeckt an der sie zu dreien Platz nahmen.

Frau von Düren lenkte das Gespräch auf Helgoland, wo sie in früher Jugend ein Mal gewesen war, und fing an, mit Lucie englisch zu sprechen. Sie haßte das französische und hatte um so eifriger englisch gelernt, war ein halbes Jahr in Schottland bei Verwandten gewesen und freute sich, jemanden zu finden, mit dem sie in der Sprache, die sie stets gern gehabt hatte, plaudern konnte. Es trug viel dazu bei, daß Lucie ihre Befangenheit verlor. Sie schienen damit ein neutrales Gebiet zu betreten, und der Bann fiel von ihr ab.

Auch stellte Frau von Düren nicht eine einzige persönliche Frage; Reiseerlebnisse und Eindrücke wurden ausgetauscht, und so verging das Diner und Lucie fühlte mehr und mehr sicheren Boden unter sich. Nur eine gewisse Scheu und Zurückhaltung behielt sie, die aber nur dazu beitrug, Herberts Mutter für sie einzunehmen. Man nahm den Kaffee in dem im Parke belegenen kleinen Vorkenhäuschen, das aus Eichenästen und Rinde künstlich

hergestellt war und halb im Walde lag, ein Plätzchen, geschaffen zum träumen, kühl und geborgen. —

Frau von Düren war es gewöhnt, ihr Mittags-schläfchen zu halten; sie entschuldigte sich deshalb bei Lucie, die es sich nicht nehmen ließ, sie hinauf zu begleiten.

— Und nun machen Sie mit meinem Herbert einen kleinen Spaziergang. Vor allem lassen Sie sich den Waldsee zeigen, wenn es Ihnen nicht zu weit ist; er liegt fast eine halbe Stunde von uns entfernt. Sie werden gewiß noch recht oft hinkommen, denn Sie bleiben recht lange unser lieber Gast. . . . So leicht lassen wir Sie nicht wieder ziehen. — Und nun auf Wiedersehen!

Lucie setzte ihren Hut auf, nahm den Sonnenschirm und traf drunten im Garten Herbert, der sie zuerst durch die Wirtschaftsgebäude führte. Die Ställe waren leer, Knechte und Mägde draußen auf den Feldern. Nur die Hühner gackerten auf dem Hofe umher, Gänse und Enten hatten sich in den Staub eingewühlt und ließen sich die Sonne auf das Gefieder scheinen.

Dann gingen sie in den Wald hinein, unter mächtigen, silberborfigen Buchen hin, deren hellgraue Stämme sich lebhaft von den zerissenen schwarzen Eichenstämmen abhoben. Als das Haus ihren Blicken entschwunden war, bot Herbert Lucie den Arm. Aber sie stellte sich vor ihn, schaute zu ihm auf und bot ihm den Mund zum Kusse.

Die Eichen rauschten leise über ihnen. Die Sonnenstrahlen tanzten zwischen den Stämmen und sie hielten sich schweigend lange umschlungen. Dann schritten sie tiefer hinein in den Wald, auf einem schmalen, laubbedeckten Fußspfade, der sich in die Wildnis zu verlieren schien. Sie sprachen nicht viel, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Dann sagte Herbert:

— Es ist mir doch sehr schwer, dich vor meiner Mutter mit Sie anzureden und als Fräulein fremd zu behandeln. Ein paar Mal war ich nahe daran, mich zu versprechen.

— Glaubst du, es werde mir leichter? Ich habe sogar von dir als von Herbert gesprochen, aber deine Mutter hat sich mit keiner Miene verraten. . . . denkst du übrigens, daß sie nichts ahnt. . . . daß sie uns glaubt? —

— Ja, bis jetzt wenigstens.

— Mir scheint es nicht. Ihr Benehmen ist so eigentümlich. Sie beobachtet uns, und ich glaube sie hat uns durchschaut.

— Nun, dann schadet es auch nichts . . . um so besser. Dann wird uns das Geständnis erleichtert.

Dazu wird es nie kommen, dachte Lucie bei sich. Es soll nie dazu kommen. Allein sie schwieg Herbert gegenüber.

In der Nähe seiner Mutter fühlte sie so recht den Unterschied, das Unhaltbare der Situation. Es war eine Komödie, die sie spielten, und die vielleicht sehr tragisch enden konnte. Sie hatte den ersten Schritt gethan. Ein zurück gab es vorläufig nicht. Sie mußten warten. Blindlings mußte sie auf dem Wege vorwärts, den sie einmal betreten hatte. —

Sie kamen an den Waldsee; ein langgestreckter See mit tiefen schattigen Buchten. Das Wasser unbeweglich klar, in dessen Fluten sich die überhängenden Zweige der Bäume badeten. Einige Bänke waren aus Baumstämmen roh zusammengefügt, denn häufig wurden aus der Umgegend kleine Ausflüge nach hier gemacht. Sie ruhten

eine Weile und schritten weiter durch den schweigenden Wald.

Ein flüchtiges Eichhörnchen raschelte im Laube und lief hurtig den Stamm einer schlanken Eiche hinauf, in deren Blätterkrone es verschwand. Einmal sahen sie dicht an einem dunklen Fichtenbestande ein paar Rehe äßen. Sie blieben stehen, aber die Tiere hatten sie gesehen und verzogen sich langsam in den Tann.

Der prickelnde Harzgeruch der Föhren umgab sie jetzt.

Die Sonne schien über die Spitzen der jungen Anpflanzungen. Der Boden war trocken, mit braunem, duftenden Haidekraut und langen, scharfkantigen Grassbüscheln bewachsen. Unter den niederen Tannen hie und da ein nackter brauner Ameisenhaufen. Einmal sprang dicht neben ihnen ein Hase auf und jagte erschreckt durch die Dichtung. An dem Wege hin raschelte es im dürren Grase von einzelnen flüchtigen Eidechsen.

Dann kamen wieder hohe dunkle Fichten, unter deren Zweigen aus dem mit langen braunen Nadeln bedecktem Boden kaum ein grünes Blatt hervorsproß. Hie und da ein Fleckchen Laubwaldung, wie eine Nase sich licht abhebend von dem schwärzlichen grün der Fichtenzweige und dem rostrot der Stämme. Auf einem sich vielfach windenden Fußpfade kamen sie endlich zu dem Jagdhäuschen, eine rohgezimmerte Holzhütte, die über eine Stunde vom Gute entfernt lag, mitten im Jagdrevier. Die Thür war verschlossen, die bunten Fenster verstaubt und vom Innern kaum etwas zu erkennen. Aber die Einrichtung von früher schien noch vorhanden zu sein.

Vor dem Hause waren ein paar Tische und Bänke in die Erde gerammt, und der Platz geebnet und frei gemacht. Am Waldsaume stand eine aus Stangen gebaute Laube,

aber in einem kläglichen Zustande. Auch die Bretter der Tische und Bänke waren morsch und zerbröckelten. Es schien sich niemand mehr darum zu kümmern. Sie setzten sich auf eine Bank; die langen dunklen Fichtenzweige bewegten sich im Winde wie große Fächer über ihrem Haupte.

Aus der Ferne klang der dumpfe Schlagton einer Art. Es wurde Holz gefällt. Ein dumpfer Schlag folgte dem andern in unregelmäßigen Pausen.

Die Sonne berührte die Spitzen der jenseits des Häuschens stehenden Bäume. Die Holzfäller hatten ihre Arbeit eingestellt. Es war still im Walde.

Jetzt klopfte in der Nähe ein Specht, hastig und unruhig trommelnd, und wieder wurde es still.

Herbert versuchte noch einmal durch die Scheiben in das Blockhaus zu schauen. Er öffnete die Läden der Fenster, aber die Scheiben waren innen so verstaubt und mit Spinnweben überzogen, daß es nicht möglich war.

Auf einem andern Pfade schritten sie dem Gute wieder zu. Sie kamen in das Revier, wo die Waldarbeiter beim Holzfällen waren. Sie waren von Sassenhagen, und Herbert gab Anordnung, daß man das Jagdhäuschen und die Tische und Bänke in Ordnung bringe.

Nach einer Viertelstunde kamen sie an den Saum des Waldes, dem sie jetzt entlang schritten. Große Wiesen wechselten ab mit trüchtigem Ackerlande. Die Sonne senkte sich mehr dem Horizonte zu, hoch über ihnen jubilierten noch die zwitschernden Lerchen in der klaren Luft.

Sie suchten sie mit bloßem Auge zu entdecken, aber es war nicht möglich. Sie verfolgten die aufsteigenden, bis sie ihren Blicken entschwanden, und sahen, wie sie sich dann gleich einem Stück Blei aus dem blauen Himmel in das goldwogende Korn fallen ließen.



Sie kamen an einer großen Schafherde vorbei. Einer der Wolfshunde wollte sie erst anknurren, dann kam er in wilden Sätzen auf Herbert zugesprungen und strebte an ihm empor. Der alte Schäfer hatte sich auf das Geheul des Hundes umgewendet. Er erkannte seinen Herrn und kam langsam heran, die Peise aus dem zahnlosen Munde nehmend und den von Wind und Wetter mitgenommenen Filzhut ziehend.

Seine Kleider bestanden aus hunderten von Flickern aller Art, aber Regen und Sonnenschein hatten die Farben ausgezogen und alles hatte eine gleichmäßig graubraune Färbung angenommen. Seit seinem zehnten Jahre hütete er die Schafe von Sassenhagen, wie das sein Vater und Großvater schon gethan hatten. Herbert fragte ihn eine zeitlang aus, während Lucie eines der dickmolligen Schafe zu streicheln suchte, das sobald sie in seine Nähe kam, weiterlief, fortwährend das kurze saftige Gras rupfend. Dann gingen sie dem jetzt sichtbaren Gutshause wieder zu.

Der Spaziergang hatte Lucie beruhigt. Ihre Nerven verfielen in eine gewisse Abspannung, und sie vergaß ihre Befürchtungen. Das alte Gleichgewicht stellte sich wieder her. Sie hatte Herbert nur um das eine gebeten: sie nicht mit seiner Mutter allein zu lassen.

Am Abend bei Tisch war vom reiten die Rede. Lucie war in England viel geritten.

Der eine Fuchswallach ging als Damenpferd. Aber woher ein Reitkleid schaffen?

Frau von Düren lächelte, verließ das Zimmer und kam nach einer Weile mit einem Reitkleide wieder. Das Kleid, obgleich schon über vier Jahr alt, hatte eine ihrer Nichten nur ein paar Mal getragen, wenn sie zum Besuche

kam. Es war ungefähr die Größe Lucies. Mit wenigen kleinen Änderungen ließ sich Rat schaffen.

Wiesing sollte am nächsten Morgen gleich daran gehen, es zu richten. In der Freude, einen lebhaften Wunsch erfüllt zu sehen, legte Lucie jetzt ihre Scheu ab und gab sich natürlich. Sie hatte fast vergessen, daß sie mit Herberts Mutter zusammen war, und der Abend verlief fröhlich und ohne Störung. Kurz nach Einbruch der Nacht legte man sich zur Ruhe. Aber Lucie fand keinen Schlaf.

Die ungewohnte Umgebung, das hohe Zimmer, das größer war als ein eigentliches Wohngemach, trugen zu ihrer Unruhe bei. Sie hörte nebenan die alte Wiesing mit Frau von Düren sprechen, und dann diese noch lange auf und abgehen. —

Seit langer Zeit war sie wieder allein, fern von Herbert; mit offenen Augen starrte sie zur Decke, und die beiden letzten Tage zogen an ihr vorüber.

Sie hatte nicht in dieses Haus gewollt. Jetzt schlieft sie dennoch unter dem Dache, und Herberts Mutter war so freundlich gegen sie, wie bis jetzt kaum jemand es gewesen war. Trotzdem fühlte sie sich fremd ihr gegenüber. Sie hatte vor dem alleinsein mit ihr eine, ihr alle Fassung raubende Angst.

Sie wollte mutig sein, wollte ausharren, sie wollte ja um Herbert kämpfen, allein schon jetzt erkannte sie, daß das nicht möglich war; die Liebenswürdigkeit der edlen, alten Frau nahm ihr jede Waffe.

Zulezt schlief sie, abgespannt von den Ereignissen des Tages, ein. —

Sie wurde von Wiesing geweckt, so fest schlief sie.

Als sie zum Frühstück herunter kam, fand sie Herbert

schon mit der Mutter zusammen, die mit dem Kaffee auf sie warteten. Sie hatten nicht mehr über Lucie gesprochen. Frau von Düren nahm ihre Gegenwart als etwas selbstverständliches hin. Sie sorgte für alles, aber über das junge Mädchen sprach sie nicht weiter; sie fragte nicht, — sie wartete ab.

Am Morgen noch wurde das Reitkleid für Lucie geändert, während Herbert den Fuchs zuritt, ob er als Damenpferd noch geschult genug sei.

Am Nachmittage kam Besuch von einem Nachbargute, man machte einen gemeinschaftlichen Spaziergang, und Lucie, die auf die innige Bitte Herberts aus ihrer Zurückhaltung herausging, schloß sich schnell drei jungen Mädchen an, die so ausgelassen waren, daß auch Lucie sich zeigte, wie sie von Natur war.

Auf dem großen Grasplatze des Parkes spielte man Ringwerfen. Lucie lief umher mit roten Wangen, atemlos, ausgelassen, wie Herbert sie nur früher auf Helgoland beim lawn-tennis gesehen hatte. Eine der Damen, bekannt durch ihre rücksichtslosen Fragen und Bemerkungen, die eine ganze Gesellschaft aus der Fassung bringen konnten, fragte Frau von Düren über alles mögliche in Bezug auf Miß Lucie, wovon die alte Frau selbst keine Ahnung hatte, und schloß endlich mit der Frage:

— Sie ist wohl Herberts Braut, nicht? . . . Na, ich kenne die Heimlichkeiten. — Mir macht man nichts vor, wißt ihr. —

Frau von Düren geriet in Verlegenheit und es bedurfte vieler Worte, ehe sie die andern vom Gegenteil überzeugte.

— Warum denn nicht? Es ist ja ein ganz reizendes Mädchen, so lebhaft, fröhlich und so hübsch. Sehen Sie

blos, wie sie jetzt wieder dahinläuft. Es wäre ganz vernünftig . . . Ich würde es keinem jungen Manne verargen, wenn er sich in sie verliebte.

— Aber ich bitte Sie, Frau Landrat, eine bürgerliche, wandte eine junge Frau ein, die nicht mit am Spiel teilnahm.

— Na, sagte die Landrätin, ich denke, Ihr Herr Vater, der Professor, war früher auch mal bürgerlich . . .

Am folgenden Morgen machten Herbert und Lucie ihren ersten Spazierritt. Der Fuchswallach war lammfromm, und das wollte Lucie gar nicht behagen. Er ging gut, und sie neckte Herbert einmal durch einen scharfen Galopp. Er hatte sofort erkannt, daß Lucie eine Reiterin war, die er sich selbst überlassen konnte.

Sie ritten zur Waldhütte hinaus, wo die Arbeiter bereits beschäftigt waren. — Auch das Innere sollte wieder in stand gesetzt werden. —

Täglich kamen sie jetzt hierher . . . nach drei Tagen waren die Arbeiten vollendet, und von da an blieb es ihr Lieblingsausflug. Ein größerer Umweg führte zu dem See, allein nach dort richteten sie mehr ihre Spaziergänge.

Die ersten Tage verliefen ereignislos. Am dritten Tage versprach sich Herbert einmal, indem er zu Lucie sagte. Er erschrak, sprach aber ruhig weiter, obgleich ihm das Herz schlug. Er sah weg und bemerkte so nicht, wie seine Mutter für ihn leicht errötete.

Noch war es zu keiner Erklärung gekommen, jeder Hindeutung ging man aus dem Wege . . .

Die folgenden Nächte schlief Lucie unruhig. Sie sah den Blick von Herberts Mutter so fest auf sich gerichtet; sie fürchtete jeden Augenblick eine Frage, und ihre Unruhe erwachte wieder.

Noch eins fiel ihr schwer auf das Herz. Dadurch, daß sie zu einander Sie sagten, und den Ton höflicher Förmlichkeit einhielten, fühlte sie ihre Liebe beeinträchtigt.

Sie fürchtete, daß diese äußerliche Entfremdung nicht ohne Einfluß bleiben werde.

Nur flüchtig konnten sie sich küssen, sie wagten es nicht im Hause. Wenn sie bei Tisch ihm gegenüber saß, fanden sich zuweilen flüchtig ihre Füße; jetzt, wo sie ihm äußerlich fern war, übte das geheimnisvolle seinen Reiz aus.

Auch im Walde mußten sie vorsichtig sein und sich umschauen, ob man sie nicht sah. Wie oft begegneten sie Leuten von Sassenhagen im Felde oder im Walde. Wenn sie einer einmal überraschte, was würde man von ihnen denken und über sie sagen! Es war ein qualvoller Zustand, unter dem sie bitter zu leiden hatten. —

Eines Abends um Mitternacht lag Lucie schlaflos in ihrer Kammer. Sie hatte die Vorhänge zurückgeschlagen. Der Vollmond flutete in das Zimmer, daß jeder Winkel erhellt war.

Frau von Düren war lange nebenan unruhig auf und ab gegangen. Auch sie war erregt gewesen. Sie hatte ein paar Mal das Gespräch auf Herberts Beziehungen zu Lucie lenken wollen, aber sie waren ihr stets ausgewichen; sie litt unter diesem Geheimnisse, das keines mehr für sie war, und sie fühlte, wie auch die beiden darunter zu leiden hatten.

Lucie hörte sie wie all die Abende im Nebenzimmer sich bewegen. Wenn sie nur nicht einmal nachts an ihr Zimmer klopfte, um mit ihr zu sprechen. —

Sie lag in ihren Kissen und lauschte . . . Das Fenster war etwas geöffnet; sie war gewöhnt, bei offenem Fenster zu schlafen. Der Mond goß seine gleichmäßige Licht-

flut aus und umfloß alle Gegenstände mit seinem milden Scheine. —

Waren das nicht Schritte drunten im Garten? . . .

Sie hielt den Atem an und horchte. —

Jetzt wieder! — Gewiß, sie irrte sich nicht.

Wer mochte noch so spät im Garten sein? . . . Von den Leuten schwerlich jemand. Die Schritte klangen gleichmäßig auf dem knirschenden Kies . . . Jetzt war es still. Der betreffende mußte stehen geblieben sein. Plötzlich wußte sie: es war Herbert. —

Einen Augenblick blieb sie regungslos liegen. Eine unsagbare Wonne überkam sie, daß sie die Augen schloß. Dann richtete sie sich auf, warf die Kissen zurück und schlüpfte aus dem Bette. Mit nackten Füßen, wie sie war, eilte sie zum Fenster. Allein sie blieb einige Schritte davon stehen. Dann barg sie sich hinter der dunklen Gardine und schaute hinaus, denn sie hatte an die alte Frau denken müssen, die nebenan schlief.

Sie blieb im Schatten stehen und blickte hinaus . . .

Sie hatte sich nicht getäuscht . . . Es war Herbert. —

Der Garten lag im taghellen Mondscheine vor ihr. Alles schien belebt zu sein, die leise sich wiegenden dunklen Zweige der ernsten Bäume, die dichten Blättermassen der Büsche und die großen, vom Nachttau silberbereiften Wiesen. Auf dem weißen Kies der Wege strahlte das Licht heller wieder. Dunkel hob sich der Wald ab, und deutlich konnte man durch die Baumwipfel in der Ferne das kleine Dorf mit seinen wenigen Häusern erkennen.

Lucie hielt sich hinter der Gardine, daß der druntenstehende sie nicht erkennen konnte. Herbert stand im Schatten eines Gebüsches, aber sie konnte deutlich sein Gesicht erkennen. Er schaute zu ihrem Fenster empor, regungslos.

Wenn nur die Mutter nicht nebenan geschlafen hätte; aber so durfte sie sich nicht zeigen, durfte er nichts thun.

Lange stand er drunten, und regungslos verharrete auch Lucie. Es fror sie, die Nachtkühle stieg von unten auf, daß sie zitterte . . . allein sie rührte sich nicht.

Jetzt ging Herbert ein paar Mal auf und ab und blieb wieder stehen. —

Endlich, nach einem langen Blicke zu dem Fenster auf, ging er tiefer in den Garten hinein. Er mußte keine Ruhe gefunden haben, daß er diesen nächtlichen Spaziergang unternahm . . . Lucie schaute ihm lange nach, als er hinter den Büschen längst verschwunden war. Sie wartete, daß er wiederkommen sollte, aber die Zeit verging, und die Kälte trieb sie endlich vom Fenster.

Und jetzt lag sie auf ihrem Lager und lauschte gespannt, daß sie die Schritte nicht überhörte, wenn er zurückkam. Der Mond rückte immer weiter am Himmel und warf seine Strahlen schräger in das Zimmer, aber es blieb still drunten im Garten, und sie preßte ihr Gesicht in die Kissen und schluchzte in sich hinein. —

Weder Lucie noch Herbert ahnten, daß nebenan eine alte Frau erwacht war, ihn drunten im Mondenschein stehen gesehen hatte und nun den Entschluß faßte, eine Erklärung herbeizuführen, die diesem unerträglichen Zustande ein Ende machen sollte. Sie hatte gelauscht, denn sie glaubte aus Lucies Zimmer leises weinen zu hören; allein sie konnte sich getäuscht haben, denn in dem ganzen großen Hause regte sich kein Laut mehr. —

Am nächsten Tage sprachen weder Lucie noch Herbert von dem nächtlichen Abenteuer. Es schien, als ob ein fremdes zwischen sie getreten sei, daß sie jetzt Geheimnisse vor einander hatten. Sie verbargen sich etwas. Und eine unendliche

Traurigkeit überkam sie, daß sie so ihre Gedanken einander verschlossen. —

Sie machten ihren gewohnten Spazierritt zum Forsthaufe hinaus, aber sie sprachen nicht viel. Sie hielten sich fern von einander, als sei ihr Liebesaustausch ein Verbrechen, sie sahen sich an und schwiegen; und doch erfüllte beide eine Sehnsucht, die sie bis jetzt nicht gekannt hatten. . .

Als ihr Herbert bei dem Jagdhaufe aus dem Sattel half, fühlte er, wie sie am ganzen Leibe zitterte. Sie ließ sich an seine Brust gleiten, legte den Kopf auf seine Schulter und umschlang ihn. Aber sie küßten sich nicht und instinktiv betraten sie die Hütte nicht, deren Inneres jetzt mit Fellen und Jagdgeräten wohnlich ausgestattet war. Schon nach kurzem verweilen ritten sie durch den vom Herbstsonnenschein durchzitterten Wald zurück.

Sie waren früh heimgekehrt. Jetzt schritten sie im Parke auf und ab, und auch hier mußten sie auf der Hut sein, daß nicht irgend jemand sie hörte, was und wie sie mit einander sprachen. —

Ueberall waren sie in Fesseln.

Er bat sie wiederholt, daß er sich seiner Mutter erklären dürfe; aber sie willigte nicht ein. . . Nein, noch nicht. — Es war zu früh. Sie wollte den Zeitpunkt hinauschieben, vielleicht kam noch etwas dazwischen, damit jener Augenblick, den sie fürchtete, nicht eintrat. Sie hatte sich zwar an den Gedanken gewöhnt: warum sollte sie nicht Herberts Weib werden? . . . Nur vor den Fragen seiner Mutter fürchtete sie sich. Sie suchte nach einem Ausweg, allein ihr kam kein rettender Gedanke. —

Es war Abend geworden.

Man plauderte in der Dämmerung im Salon. Herbert saß am Klavier, und obgleich die einbrechende Nacht ihre



Schatten über die weißen Tasten warf, griff er schwermütige Volkswaisen, wie sie ihm einfielen. Plötzlich, ohne daß er es selbst wußte, erklang leise die Melodie:

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, als heimliche Liebe . . .

Er brach ab und ließ die Hände auf den Tasten ruhen.

— Herbert! rief Frau von Düren leise, Herbert, komm einmal, bitte, zu mir . . .

Lucie lehnte sich tiefer in den Sessel zurück. Diese heimliche Liebe verzehrte sie, das wühlte und brannte in ihr, nahm ihr alle Ruhe, daß sie kaum mehr wußte, was sie that.

Herbert stand vor seiner Mutter. Sie griff nach seiner Hand, und zog ihn neben sich auf das Sofa. Eine zeitlang war es mäuschenstill im Zimmer. Jeder glaubte den Herzschlag des andern hören zu können. Die Nacht war eingebrochen. Es war dunkel im Zimmer, daß man nur noch die Umrisse der Gestalten erkennen konnte. Herbert war im begriff, sich jetzt zu erklären, allein ihm fehlten die rechten Worte.

— Herbert! fragte jetzt die Mutter. Hast du kein Vertrauen mehr zu mir, habt ihr beide kein Vertrauen? . . . Habt ihr mir gar nichts zu sagen?

— Mutter! rief er vorwurfsvoll freudig aus, und beugte sich über ihre Hand, um sie zu küssen. Dann richtete er sich auf und sagte ruhig und fest:

— Ja, Mutter, ich habe dir etwas zu sagen . . . Wir haben dich getäuscht. Ich habe Lucie in dein Haus gebracht und dir zugeführt, damit du sehen solltest, wie ich sie liebe, und damit du unsere Liebe gutheißen und mir Lucie zum Weibe geben solltest.

— Herbert! — Lucie! . . . sagte sie und streckte ihnen die Hände hin. Habt ihr wirklich geglaubt, ein Mutter-

auge sei blind, ich hätte nicht vom ersten Tage an alles geahnt, alles gewußt?

— Mutter, du hast es geahnt?

— Habt ihr daran gezweifelt? . . . Aber, Lucie, Sie sind so still . . .

Die Hand Lucies lag kalt in der ihren und das junge Mädchen rührte sich nicht im Dunkel. Sie war willenlos. Endlich erhob sie sich. Herberts Mutter zog sie zu sich und sie sank vor ihr nieder, das Gesicht in dem Schoße der alten Frau bergend, während sich ihre Erstarrung in einer Flut haltloser Thränen löste, daß sie nicht mehr wußte, ob alles nur ein Traum oder Wirklichkeit sei. Die alte Frau beugte sich nieder und hob ihr Gesicht zu sich empor. Dann fragte sie beinah flüsternd:

— Lucie, haben Sie Herbert sehr lieb?

Lucie griff statt aller Antwort nach der Hand der alten Frau, und schluchzte stärker. Sie wollte sich ermannen. Sie wollte ihnen sagen: Es ist unmöglich, was ihr wollt. Sie hatte die alte Frau kennen gelernt, sie wußte, wie sie über gewisse Dinge dachte. Aber wenn sie ihr jetzt sagte: Hör mich an, was ich dir zu gestehen habe, ehe du weiter sprichst. . . . Ich bin nicht, was du denkst — dann mußte sie für alle Zeit auf Herbert verzichten . . . dann war er ihr für immer verloren. Und von Zweifel und Liebe hin und hergeworfen, schwieg sie. Die Kehle war ihr zugeschnürt, daß sie keinen Ton herausbringen konnte.

— Du zürnst uns nicht, Mutter? hatte Herbert gefragt.

— Weshalb sollte ich euch zürnen?

— Und du nimmst Lucie als deine Tochter an?

— Ja, Herbert, weil du sie liebst. . . . Um eures Glückes willen.

— Lucie! rief er.

Sie riß sich von seiner Mutter los und lag in seinen Armen; so brachte er sie der Mutter, die ihr die Hände entgegenstreckte und sie küßte. Sie zog sie zu sich auf das Sofa, und so saßen sie im tiefen Dunkel, bis der Mond über dem Walde aufstieg und seine ersten Strahlen in den lauschigen Salon warf.

Frau von Düren sprach jetzt; sie erzählte, wie bald sie alles geahnt, wie oft sie sich verraten hatten, wie oft ihnen ein du entfahren war, wie niemand im Hause mehr im Zweifel gewesen, und weshalb sie sich nur so lange gequält und Versteck gespielt hatten.

Jetzt fand Lucie ihr erstes Lächeln wieder, und sie erzählte, wie Herbert nie hatte glauben wollen, daß sie sich fast täglich verraten hätten.

Wiesing war mit der Lampe gekommen, man hatte sie fortgeschickt. Man wollte im Dunkel bleiben, um sich besser erzählen zu können. Frau von Düren hielt die Hände der beiden gefaßt und legte sie in einander.

— Werdet glücklich, wie ich es gewesen bin. Ihr habt es leicht. . . . Wenn ich denke, was wir zu dulden hatten, ehe wir die Einwilligung meiner Eltern bekamen. Das sind böse Zeiten gewesen. Mögen sie euch erspart bleiben. Ich wünsche euch, daß ihr sie nie kennen lernen möget. Ihr seid zum Glück geschaffen, und das Glück wird euch treu sein, so lange ihr euch liebt. . . . Weißt du, daß ich dich vom ersten Tage an gern gehabt habe, Lucie? . . . daß, als du hier in dieses Zimmer tratest, damals noch eine Fremde, ich schon ahnte, daß ich dich lieb gewinnen würde, wie dich Herbert liebte?

Lucie fand kein Wort der Entgegnung, kein Wort des Dankes. Hunderte von Gedanken bestürmten sie. Man stieß sie nicht fort, man kam ihr voller Liebe entgegen und öffnete ihr weit die Arme. War sie stark genug, diese Liebe zu erwidern, sich ihrer würdig zu zeigen? . . . Sie wollte es wagen. —

Sie hatte den Mut, allem zu trotzen . . . sie liebte Herbert, und um dieser Liebe willen schwieg sie, wo ihr Gewissen sie zwang, zu reden.

— Mein Weib, mein süßes Weib! flüsterte Herbert und küßte ihr Augen, Stirne und Mund.

Der erste Kuß vor den Augen seiner Mutter.

Das Mondlicht flutete voll in das Zimmer. Sie saßen schweigend bei einander, und ihre Hände vereinigten sich in Liebe. Der Traum sollte Wahrheit werden.

Sie wurde Herberts Weib . . .

Und es durchrieselte sie bei diesem Gedanken an ein nie erhofftes Glück — sein Weib! —

## X.

Auf den Feldern klangen die Sensen in dem reifen stürzenden Korn. Sie und da das schrille schärfen des Eisens mit dem Wehsteine. In Garben gebunden, lehnten die Halme auf den Stoppelfeldern aneinander, in langen, unendlichen Reihen stehend, um in der Sonne nachzudörren. Alles war draußen auf dem Felde beschäftigt, kaum eine Seele blieb auf dem Gute zurück. —

Acht Tage waren vergangen seit jenem Abende, an dem Frau von Düren die Erklärung herbeigeführt hatte. Es schien, als ob die beiden jetzt ganz glücklich seien;

aber es schien nur. Lucie beherrschte sich, um ihre Unruhe nicht zu verraten, denn sie war ängstlicher als zuvor.

Jetzt hatte Herberts Mutter ein Recht, zu fragen; ja sie mußte es thun. Herbert verschwieg ihr so vieles, er hatte ihr nur eine Erklärung allgemeiner Verhältnisse gegeben: Lucie war in bescheidenen Verhältnissen bei Verwandten erzogen. Ihre Eltern waren fort und sie früh auf sich selbst angewiesen gewesen. —

Er bat seine Mutter, Lucie nicht nach der Vergangenheit zu fragen, um ihr nicht etwa Schmerz zu bereiten, denn diese sei oft recht traurig gewesen. Das Vergangene sollte vergangen sein. —

Warum sollten sie sich mit dem quälen, was hinter ihnen lag. Sie hatten die Gegenwart und die hoffnungsweite Zukunft. Lucie wußte von dieser Bitte Herberts; sie wußte, daß Frau von Düren ihm versprochen hatte, die Vergangenheit nicht zu berühren.

Allein dadurch ward ihre Furcht nicht gehoben. Sie las die Fragen in den Augen der alten Frau, und die baten: Erzähle mir! . . Sie las den Zweifel in dem Gesichte, und sie war sich nur zu sehr der Unfähigkeit bewußt, ihn heben zu können. Das lastete schwer auf ihr und störte ihr den vollen Genuß ihres Glückes. Sie wurde hastig und zerfahren in ihrem Wesen. Jeder Gelegenheit, mit Frau von Düren allein zu sein, suchte sie auszuweichen.

Dieser entging es nicht. — Sobald sie allein waren, suchte Lucie krampfhaft nach Gesprächsstoffen oft fernliegendster Art, damit sie nur nicht Gelegenheit finden konnte, etwas zu sagen oder zu fragen. Sie plauderte lebhaft, damit nur keine Pause entstand, keine Stockung, in der das entsetzliche für sie eintreten konnte.

Sie mied das Haus, und verlor sich mit Herbert in weiten Spazierritten. Einmal war es vorgekommen, daß sie in aller Frühe fortgeritten waren und erst mit Einbruch der Nacht wieder heimkehrten. Sie hatten anfangs die Absicht nicht gehabt; ein Bauer brachte gegen Mittag die Nachricht, daß sie wahrscheinlich erst spät heimkehren würden, da sie einen entfernt liegenden Ausflugsort besuchen wollten.

Frau von Düren schwieg zu diesen Dingen, obgleich sie oft nahe daran war, etwas zu sagen. Allein dann dachte sie wieder: wenn Herbert nicht selbst das ungewöhnliche dieses Verkehrs empfinde, wozu sollte sie sich einmischen. Sie konnte ihrem Sohne nicht gut Vorschriften machen. Sie war ja zufrieden, wenn die beiden nur glücklich waren. Und sie schienen es zu sein. Die Heimlichkeiten hatten aufgehört. Lucie hing an Herberts Arm. Wenn sie bei ihm war, vergaß sie alle Sorgen. Sie konnten sich küssen und herzen, und doch scheuten sie sich vor der Mutter.

Lucie setzte sich auf seinen Schoß, lehnte sich an ihn, und von seinen Armen umschlungen, schloß sie die Augen, als ob sie an seiner Brust schläfe.

Einmal sah die Mutter, wie sie sich küßten. Sie war unerwartet in das Zimmer getreten, dessen Thür offengestanden hatte. Sie wich zurück, ehe jene sie bemerkten. —

Allein sie vergaß die Scene nicht.

Sie sah Lucie in Herberts Armen liegen, den Kopf zurückgelehnt, seine wilden Küsse trinkend, als wolle sie sich berauschen. Sie glich einer trunkenen. —

So küßten sich zwei Verlobte nicht . . . so durfte kein keusches Mädchen sich küssen lassen. — Das war ein völliges sichhingeben gewesen, das jeden Halt verloren hatte. Das war Raserei und blinde Leidenschaft, nicht die beseligende, ruhige Liebe. Es waren Küsse wilden begehrens gewesen . .

Sie war erschrocken vor diesem Anblicke.

Sie flüchtete sich auf ihr Zimmer; sie versuchte die Scene zu vergessen, aber sie vermochte es nicht. Immer wieder sah sie das Bild vor sich, und ihr schauderte bei der Erinnerung. — Sie hatte die Sünde gesehen! — Vielleicht war es noch das Begehren. — Aber wer konnte es wissen? Sie wollte es nicht glauben. Herbert würde ihr das nicht anthun . . . und so beruhigte sie sich wieder. Es war ja nicht denkbar . . . es war unmöglich. — Warum sollten sie sich nicht einmal hinreißen lassen, sich zu küssen, als wollten sie sich ersticken! — Aber daß sie es gethan, erfüllte sie mit Schrecken, und sie wünschte, sie hätte es nicht gesehen. Lange saß sie auf ihrem Zimmer und wagte sich nicht hinaus. Sie fürchtete, ihrem Sohne und ihrer zukünftigen Tochter zu begegnen und ihnen in die Augen zu sehen.

Warum waren sie nicht offenherzig gegen sie? Man verheimlichte ihr etwas. Wenn es nur das nicht war, was sie dachte. . . . Sie wollte es nicht denken. Es sollte nicht sein! Und so beruhigte sie sich selbst wieder allmählich.

Sie suchte in Lucies Gesicht zu lesen, allein die schönen, reizenden Züge enthüllten ihr nichts.

Wenn sie dieses schmale, bleiche Gesicht betrachtete, diese kindlichen Züge, die der Ausdruck vollster Unschuld zu sein schienen, diese Anmut und Lieblichkeit des Wesens, dann vergingen all die trüben Schatten vor der Sonnenhaftigkeit von Lucies Schönheit.

Die Erregung der letzten Zeit, sagte sie sich, ließ sie Gespenster sehen.

War nicht Lucie ebenso erregt und hastend, und war es anders denkbar? Wie war sie selbst in ihrer Brautzeit gewesen. Nicht besser, — gewiß nicht ruhiger.

Sie hatte manche Nacht schlaflos verbracht und war oft verweint und vergrämt heruntergekommen, als ob sie krank sei. Und auch Lucie hatte manch eine schlaflose Nacht. Ihre Nerven waren überreizt, und sie mußte sich zwingen, um nicht Herbert zuweilen durch eine nervöse Äußerung der Ungeduld zu verlegen.

Sie konnte von tollster Ausgelassenheit ohne Uebergang in haltlose Trauer umschlagen, daß nichts mit ihr zu beginnen war. Sie litt selbst am schwersten darunter, denn das Gefühl ihrer Liebe war mächtiger in ihr als je.

Zuweilen stand sie des Nachts auf, und mit nackten Füßen ging sie über das Parkett des Zimmers, das leise unter ihren Schritten ächzte.

Es ward ihr unerträglich heiß in den Rissen. Sie warf sich, ohne Schlaf zu finden, wie in Fieberglut. Und senkte sich endlich der Schlaf auf ihre müden Lider, dann ängstigten sie wirre Träume; oder sie erwachte aus einem Wonnentrausche, daß sie die Arme sehrend in die Nacht streckte oder sich in die Rissen einbiß, um die aufsteigenden Wünsche zu ersticken.

Und dann weinte sie in brennendster Sehnsucht, in haltlosem selbstverzehren.

Sie kam sich ganz hilflos und verlassen vor. Sie mußte fern von Herbert sein, sie konnte nicht in seinen Armen einschlafen, um frohgemut an seinem Herzen wieder zu erwachen. Sie war allein. . . Und wie ein zagendes Kind im Dunkel fürchtete sie sich, denn sie konnte ohne Liebe nicht leben. Wie eine Blume ohne Sonne war sie, die ihren Kelch dem Lichte zuwendet und vergehen muß in unfruchtbarem Schatten. Sie war zur Liebe geschaffen, zum Genuß, und jetzt mußte sie darben, mußte verdursten.



Wenn doch die alte Frau nicht gewesen . . . wenn sie allein hier gewesen wären! — Und sie dachte sich die Wonne aus, in dieser Natur, die der Herbst mit seinen dunklen, lodernden Farben schmückte, einander ganz zu gehören. . .

Seit jenem Tage, wo sie in Angst und Zagen mit ihm noch einmal glücklich gewesen, waren über vierzehn Tage vergangen. Sie hatten früher wie im Rausche gelebt und sich geliebt; die Erinnerung jagte ihr das Blut durch die Adern. Sie hatte keinen Halt, keinen Stützpunkt, und wie ein losgerissenes Boot trieb sie auf dem wildwogenden Meere der Leidenschaft ziellos einher. —

Es fiel kein Wort zwischen ihnen, aber sie wußte, daß Herbert ebenso zu leiden hatte; sie fühlte es in seinen Küssen, wenn er sie wild und leidenschaftlich an sich riß und ihr den Atem raubte. Ein paar Mal hatte sie geglaubt, es sei zu spät . . . eines Nachmittags, als sie allein im Salon waren; und einmal im Walde. —

Aber das wollte sie nicht, sie wollte sich nicht so erniedrigen. Seit sie ihm verlobt war, hatte sich eine Schranke zwischen ihnen aufgebaut. Sie riß sich aus seinen Armen, und wie seine Augen auch flehten, sie bezwang sich, um im geheimen mit sich zu ringen.

Kein Wort fiel, keine leiseste Andeutung, und dieses Schweigen marterte sie beide noch mehr. Es konnte nicht länger so weiter gehen. Wenn sie sich nur berührten, durchschauerte es sie.

Alle Lebenskräfte schienen in höchster Anspannung zu sein. Einmal war Lucie nahe daran gewesen, in der Nacht aufzustehn, zu Herbert hinüberzueilen, sich an seine Brust zu werfen und ihm zuzurufen: Küsse mich, denn ich sterbe nach dir! . . . War sie nicht sein Weib? — Gehörte er ihr denn nicht mehr? — Sie wollte sich gegen den unnatürlichen

Zwang auflehnen, sie war im begriff, zu ihm hinüberzueilen in den andern Flügel des langen Gebäudes, wo er sie erwarten mußte.

Sie sah, wie er ihr die Arme entgegenstreckte, wie er sie an sich ziehen, und sie an seinem Herzen die langentbehrte Zuflucht finden würde. . . .

Da fiel ihr die alte Frau ein, die nebenan schlief. — Sie sah das gute, eingefallene Gesicht. Sie glaubte die klugen alten Augen voll Vorwurf auf sich gerichtet zu sehn, und sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte. . . . Und auch tagüber glaubte sie, man könne ihr diese Gedanken ansehen, und sie ging Frau von Düren aus dem Wege. —

\* \* \*

Eines Nachmittags machte sie mit Herbert einen Spaziergang durch den Wald.

Ein drückend schwüler Spätsommernachmittag. . . .

Die Bäume ließen ihre matten Zweige hängen, und die Blätter rührten sich nicht in der dumpfen, regungslosen Luft. Schwer und drückend lagerte es über der Erde, stickend dumpf.

Im Walde quoll beängstigende Schwüle. Ein Gewitter hing in der Luft. Kein Laut war hörbar. Alles schien eingeschlafen zu sein.

Sie schritten durch das Laub, durch niederes Gebüsch sich Weg bahrend. An einer offenen Stelle, wo junge Tannen ihren Harzgeruch verbreiteten, brannte die Sonne in dem dürrn, langen Grase mit stechender Glut. —

Sie schritten weiter, zum Waldsee, der mit seiner gleichmäßigen Spiegelfläche keine Spur von Leben zeigte. Kein Wellchen brach sich am Uferrande . . . nur als Lucie einen Stein hineinwarf in die Flut, dehnten sich immer mehr

anwachsende, ruhige Kreise über diese glatte Fläche, bis sie sich am Ufer verliefen und nur ein leises nachzittern des Wassers die Erregung zeigte. —

Hoch über ihnen am blauen Himmel kreiste ein Habicht, mit gespreizten Schwingen seine Kreise ziehend, wie ein schwarzer Punkt in dem Lichtraume verloren.

Jenseits trat ein Reh aus dem Gebüsch und vorsichtig umspähend ging es zur Tränke an den See. Dann verschwand es mit Geräusch wieder flüchtig in den hinter ihm zusammenschlagenden Büschen. —

Ringsum war alles wieder leblos und leer.

Sie gingen weiter, der Waldhütte zu, ohne Pfad mitten durch den Wald.

Am Rande eines Tannengehölzes verweilten sie. . .

Ein kleiner Hang breitete sich hier aus, duftendes Heidekraut, struppige Blaubeerbüsche und junges Stangenholz zwischen kaum mannhohen Tannen, von denen ein schwerer betäubender Duft ausging.

Am Rande des Buchenwaldes hin zog sich eine dichte Moosdecke, dunkelgrün und feucht weich, daß die Hand tief versank. Die überhängenden Zweige der graustämmigen Buchen hielten die Strahlen der sengenden Sonne ab.

Eine süße Schläfrigkeit hing im Kreise. —

Sie ließen sich auf dem Moose nieder. Nur ein flüchtiges Wort verklang hie und da. Alle Geisteskräfte schienen entschlummert. Lucie streckte sich auf das Moos, legte sich zurück und blickte durch die Buchenzweige zum Himmel, der sich, eine glühende Halle, über ihnen wölbte.

Zuweilen raschelte es in dem dürren, gelben Grase unter den Tannen . . . eine braune, kleine Eidechse, die hurtig hindurchschlüpfte, — und fern klang das dumpfe girren und liebeslocken einer Holztaube.

Lucie lehnte sich an Herbert. Ihre Hand tastete nach der seinen. Er beugte sich über sie und küßte ihr den Mund. Sie hatte die Augen geschlossen und ihr Leib schien sich bei dem Kusse aus dem weichen Moose zu heben. Als er sich wieder niederbog, umschloß sie seinen Nacken mit beiden Armen und hielt ihn fest, und der wilde Kuß schien kein Ende nehmen zu wollen. Dann, wie ermattet, ließ sie sich zurückfallen.

Ihre Hand hing in der seinen. Und Herbert fühlte, wie das Blut immer heißer wurde, wie die Finger feucht wurden und die seinen umschlossen, fest und fester.

Mit dem Rücken an eine der mächtigen Buchen gelehnt, saß er und blickte auf die wie im Schlummer liegende herab. Sie regte sich nicht . . . lange blieben sie so, bis sich Lucie mit plötzlichem Ruck aufrichtete.

Sie schlug die Augen auf, sich wieder auf sich selbst zu besinnen, und erhob sich, um die braunen Blätter aus ihrem Kleide zu schütteln und die Falten glatt zu streichen. Herbert war aufgestanden, er suchte ein paar kleine Blättchen von ihrem Kleide, die sie übersehen hatte. Dann, langsam, zog er sie an sich, die Hände auf ihrem Rücken verschlingend. Sie bog sich zurück, um ihn ansehen zu können, und so standen sie und schauten sich an.

Er sah, wie jener eigentümlich flirrende Ausdruck in diese glänzenden, tiefen grauen Augen trat, den er kannte, und der auch ihn verwirrte. Das klare Bild darin schien zu verschwimmen, die Lider schlossen sich halb, als schiele sie ein wenig. Er kannte diese brechenden Augen, in denen die Sehnsucht dämmerte . . . süßes bestrickendes sehnen.

Fest und fester zog er sie an sich, die sich ihm unbewußt entgegendrängte. Er suchte ihren Mund, ihre kleinen scharfen Zähne preßten sich in seine Lippen, sie hing

nur noch in seinen Armen, ließ sich hintüberfallen, und fast wäre sie rücklings in das Gras gestürzt. . .

Das brachte sie jäh zur Besinnung. Sie strich sich über die Stirn, angstvoll, mit suchendem Blick und drängte ihn von sich. —

Sie war ein paar Schritte zurückgetreten, aber er war schon neben ihr. Er umfaßte sie und wie vom gleichen Gedanken getrieben, schritten sie hinein in den Wald, schneller und hastig, ohne ein Wort zu sprechen.

Zuweilen beugte er sich nieder, um sie zu küssen.

Einmal warf sie sich an seine Brust in verzehrendem Schauer, als wolle sie ihn erdrücken in ihren Armen. Eine nicht mehr zu bezwingende Leidenschaft hatte sie erfaßt.

Sie riß sich los und eilte fort, daß er seine Schritte beschleunigen mußte, um an ihrer Seite zu bleiben.

Durch dichtes Unterholz bahnten sie sich den Weg. Die Büsche knackten und brachen, und die Zweige schlugen ihnen ins Gesicht. -Lucie schien nichts zu fühlen. Die Erregtheit ihres Wesens verschleierte ihr alles.

So eilten sie durch den schweigenden Wald, durch diese drückende, schwüle Wärme, die das Gehirn zu sprengen drohte und das Blut in den Adern kochen machte. . .

Endlich sah die Waldhütte zwischen dem Gebüsch und den Stämmen hervor, und mit dem Jubelruf der Erlösung warf sich Lucie in Herberts Arme.

Sie hatte so lange gekämpft, sie hatte stark sein wollen, all ihre klägliche Heldengröße brach jetzt elend zusammen. Sie war wieder Weib . . . sein Weib. —

\* \* \*

Sie hatten es im Walde nicht sehen können, wie am Horizonte dunkler Nebel aufstieg, der sich zu schwarzem Gewölke verdichtete und den blauen Himmel umspannte.

In schwarzen, brodelnden Massen wälzte es sich über die blaue Himmelsflur, stürzte über die Sonne . . . und die Erde lag in schwüler Finsternis da. Noch ein Augenblick, und vom blauen Himmel war kein Fleckchen mehr zu sehn.

Ein heftig zerrender Wind hatte sich aufgemacht, peitschte die Zweige der Bäume und sang sein brausendes Sturmlied, den Sieg der Natur, die Erlösung von der qualvollen Hitze, der bis zur Erschöpfung alles lebendigen aufgespeicherten Blut. —

Die Zweige schlugen über dem Borkenhäuschen zusammen, in dem schleierhaftes Dunkel herrschte. Einzelne dicke, schwere Tropfen klatschten an die kleinen, fast undurchsichtigen Fenster mit ihren buntfarbigen Gläsern und runden Bußenscheiben, und lauter noch schlugen sie auf die Blätter der Bäume, die im Winde durcheinander wirbelten.

In der Ferne dumpf anwachsendes grollen. Immer dunkler schoben sich die schwarzen Wolkenmassen zusammen, und es ward Nacht . . . finstere Nacht. —

Jetzt ein greller, zackiger Blitzschein . . . eine lodernde Feuertreppe — dann . . . ehe noch das Dunkel einbrach, ein knatternder Laut, anschwellend, als ob Felsen übereinander stürzten, und die Steine sich zerschlugen . . . und nun ein schweres grollen, tief und dumpf, das sich langsam polternd wie ein auf einer Holzbrücke fortrollender Wagen wieder verlor.

Und wieder flammte es auf, drüben über den Spitzen des Tannendickichts, die gelben Schlangen schienen sich zwischen den Stämmen hinzuwinden. — Eh noch der Donner hinterdrein poltern konnte, ein neuer flammender Blitz. —

Der Himmel droht in Flammen aufzugehn, die Erde schüttelt und bröhnt, als würde sie aus ihren Grundvesten erhoben, und dazwischen klatscht der Regen, bald anschwellend,

bald nach einem heftigen Schlage stockend, als halte der Himmel den Atem an. —

Und mit erneuter Wucht stürzten die klatschenden Regensmassen auf das Blättermeer nieder, die dicken Tropfen trommeln auf dem Holzdache des Borkenhäuschens, spritzen gegen die Scheiben, und eine tosende Flut ergießt sich, wild schäumend von der Dachrinne. —

Es ist dunkel im Innenraum. Seltsam phantastisch treten die kleinen, bunten Scheiben aus der Finsternis hervor, wenn der Blickschein durch sie einfällt. —

Eine dumpfe Luft herrscht in der Hütte. Herbert hat die schwere Eichenthür weit geöffnet, ob auch die niederstürzenden Tropfen, die nach allen Seiten hin spritzen, bis in das Häuschen eindringen, so wuchtig schlagen sie auf die Erde.

Lucie lehnt sich an Herbert. Sie sucht Schutz an seiner Brust und schaut hinaus in den strömenden Regen. Thränen der Freude schimmern noch in ihren Augen. — Sie ist glücklich gewesen. — —

Wie draußen die Natur unter dem zerstörenden Gewitter auß neue aufleben wird, atmet auch sie auf. Wonneschauend schmiegt sie sich fester an ihn; und als ein greller Blitz aufzuckt und dicht in ihrer Nähe in den Wald gefahren sein muß, so scharf knattert der Donner hinterdrein, preßt sie ihre feuchten Lippen in selbstvergessener Dankbarkeit auf die seinen. Dann läßt er sich auf den niedren, mit schwarzem Bärenfell bedeckten Divan nieder und zieht sie schmeichelnd auf seinen Schoß.

Den rechten Arm legt sie um seinen Hals, und so blicken sie durch die geöffnete Thür in das länger schon als eine Stunde wütende Ungewitter. Immer noch gießt der Regen in Strömen, aber jetzt gleichmäßiger, die Blitze

zucken ferner auf, und das Geknatter des Donners ist in ein schweres dumpfes rollen übergegangen, das mit jedem Male schwächer wird.

Schwefelgelbe Wolken, zerfetzte Regenschleier, treiben unter nachtgrauem Gewölke hin. Sie haben sich entladen und jagen nun eilend von dannen.

Der Wind rauscht leiser in den Zweigen. Der Regen wird feiner, und einzelne Wolkengebilde treten aus dem gleichmäßig grauen Himmel deutlicher hervor. Jetzt zerreißen die Wolken, und der lichte blaue Himmel zeigt sich durch die Lücke . . . Der Regen hört auf, und die Sonne tritt goldig aus dem dunklen, nächtigen Gewölke. Das Gewitter vergrollt langsam in der Ferne. —

Immer heller werdende Wolken ziehen ihm nach, bis zuletzt schneeweiße kommen.

Herbert und Lucie bleiben noch eine Weile im Forsthaufe. Das Wasser soll sich verlaufen. In Pfützen stockt es auf dem kleinen Plaze und rieselt den schmalen Fußsteig hin. Aber die ausgedörrte Erde trinkt es gierig ein. Langsam sickert es in den sonnendurchglühten Boden. Von den Zweigen tropft es noch gewitterschwer. Wenn der Wind hindurchfährt, raschelt es von tausenden niederstürzender Tropfen. —

Endlich brechen Herbert und Lucie auf.

Ein feuchter, warmer Dunst steigt aus dem Boden und von dem welken Laube auf. Arm in Arm schreiten sie durch den feuchten Wald, über nasse Wege, oft gestreift von den Zweigen, die ihre schweren Tropfen abschütteln.

Der Himmel ist stahlblau und ein erfrischender Luftzug streicht über die Erde.

Langsam erheben sich Bäume und Sträucher. Auf dem



Bege liegen abgerissene grüne Blätter und kleine Buchen- oder Eichenzweige, die spärlichen Opfer des Sturmes.

Als sie aus dem Walde treten, sehen sie in der Ferne einen matten Regenbogen sich wölben, ein buntes Friedenszeichen der Erquickung.

Das Korn liegt von dem Wasser schwer niedergezogen, einzelne Halme völlig gebrochen. Eine Stunde nur, und es reckt sich trotziger als zuvor gen Himmel. Die Sonne glitzert bunt in den Regentropfen, die wie zitternde Perlen an den Goldähren hängen und über die Spitzen des duftenden Grases ausgefäet scheinen.

Langsam schreiten sie durch die nassen Felder hin, von denen ein zitternder Dunst aufsteigt. Die Sonnenwärme saugt die Feuchtigkeit wieder auf, die erfrischend über die erquickte Erde schwebt. — —

Als sie heimkommen, finden sie Frau von Düren in ängstlicher Sorge. Das Unwetter muß sie im Walde überrascht haben. Sie beruhigt sich schnell, als sie ihre fast trockenen Kleider sieht und erfährt, daß das Gewitter erst losgebrochen war, als sie in dem Waldhäuschen gewesen. Das eigentümliche Wesen Lucies fällt ihr auf. Die Tage zuvor eine wilde Aufgeregtheit, die sich selbst in der Sprache zeigte, und jetzt: eine stille, fast träumerische Ruhe, eine Ausgeglichenheit, wie die Natur nach dem Gewitter.

In all ihren Bewegungen süße Schläfrigkeit, wie ein Nachhall durchkosteter Wonne. Die Augenlider halb gesenkt, als wollten sich die Blicke verlieren in Träume, feine dunkle Schatten unter den Augen und leicht geöffnete Lippen. Und in allen Gliedern eine hingebende Schmiegsamkeit.

Was ist mit ihr vorgegangen? . . .

Sie beobachtet Lucies Blicke, wie sie zu Herbert hinüberfliegen, und als sie in der Abenddämmerung im Parke

gehen, sieht sie Lucie sich an ihn schmiegen und den Kopf heben, wie neulich —

Als sie es sah, wußte sie, daß sie sich schon damals nicht getäuscht hatte. —

Ihr war, als ob ihr das Herz zerrissen würde. Kein Bohn stieg in ihr auf, nur ein unendlicher Jammer, daß es möglich war, — daß sie doch recht gesehen hatte.

Am Abend vor dem schlafengehen ließ sie Herbert zu sich kommen, und die Frage, die sie schon lange hatte stellen wollen, kam endlich von ihren Lippen. Sie war ruhig, sie wollte sich beherrschen. Als sie sah, daß Herbert sich abwandte, an das Fenster trat und hinaus blickte, um ihr sein Gesicht nicht zu zeigen, brach sie in krampfhaftes weinen aus. Warum hatten sie das gethan . . warum? . .

Sie fand kein Wort der Anklage; nur ein stummer Vorwurf, der schlimmer war, als das bitterste Wort. Wie war es möglich? Lucie, ein Mädchen, so schön, und scheinbar so keusch, so unberührt lieblich, und alles nur Maske. . .

Herbert bat und flehte, er suchte sie zu beruhigen.

Sie kannte Lucie doch, sie wußte, wie gut, wie lieb sie war. Sie durfte nichts gegen sie sagen, durfte sie nicht verdammen. Wenn irgend eine Verschuldung sie traf, so hatte doch kein Mensch das Recht, den ersten Stein auf sie zu werfen.

Sie wagte nicht zu fragen, was ihr auf der Seele brannte; denn wenn das möglich war, konnte alles sein, auch das grauenhafteste.

Herbert kam ihr zuvor, um Lucie zu schützen. Er nahm alle Schuld auf sich, nur um Lucie in den Augen der Mutter zu retten. Er konnte sie nicht mehr lassen. Es war ihm undenkbar. Er fühlte, wie sehr er sie liebte, mehr als je. Er dachte an den Nachmittag, die Stunden des

Gewitters, er vergaß alles, er hatte alles vergessen. . . Ihm war, als habe Lucie ewig nur ihm gehört, er konnte es nicht mehr fassen, daß es anders gewesen war. Er glaubte, was er der Mutter vorredete. —

Frau von Düren überließ sich wortlos ihrem Schmerze. Sie klagte nicht an, aber daß Herbert ihr das angethan schmerzte sie mehr, als sie zu sagen vermochte. Langsam war der Gedanke in ihr aufgestiegen, unmerklich, bis er immer festere Gestalt angenommen hatte, und nun als erschreckende Thatsache vor ihr stand. —

Es war nicht unvermutet gekommen, keine Ueerraschung, sondern lange vorbereitet in schlaflosen Nächten, eine Folge angstvoller Beobachtung. Sie hatte gedacht, sie würde ein Mädchen, das sich hingeeben, verachten und aus dem Hause treiben, sich von ihm abwenden, um sich nicht durch die Berührung zu beflecken. Jetzt vermochte sie es nicht mehr. Sie konnte nicht verdammen; aber es war, als ob etwas in ihr gestorben sei. —

Sie hatte Lucie lieb gewonnen, trotz ihres zurückhaltenden Wesens, ihrer seltsamen Scheu, trotzdem sie jedem alleinsein mit ihr auswich. Jetzt verstand sie auch das. Was mußte sie gelitten haben, ihre Schuld vor ihr geheim halten zu müssen.

Sie schickte Herbert fort, der sie beruhigte, der es versuchte sie zu trösten, und alle Schuld von Lucie abwälzte, damit nur kein böses Wort auf sie fiel. —

Sie wollte Lucie nicht sehen, nichts von ihr hören. Wie war es denkbar, daß dieses Mädchen, das sie an sich gezogen, das sie geküßt, sich Herbert hingeeben hatte, daß diese blassen, schmalen Lippen nicht mehr rein waren. .

Drei Tage verließ sie ihr Zimmer nicht, nur Wiefing durfte zu ihr. Herbert und Lucie verlebten qualvolle Stunden.

Lucie wollte fort. . . . Sie war so aufgereggt, daß sie fast von Sinnen kam, daß sie irre Bitten stammelte, sie nur fort zu bringen, um dem Elend ein Ende zu machen. Allein Herbert ließ sie nicht, und sie folgte seinen Bitten hilflos wie ein Kind. —

Er stand zwischen seiner Mutter und Lucie, und wollte keine von beiden aufgeben.

Er mußte alles aufbieten, um Lucie zu beruhigen. Er fürchtete ernstlich, sie könne einen unüberlegten Schritt thun. Sie wollte nicht mehr mit seiner Mutter unter einem Dache schlafen. Sie klagte sich selbst an. Es war die Strafe ihrer Schuld, für jene Stunden des vergessens im Walde, für all ihre Unwahrheiten.

Und dann bäumte sie sich auf: niemand hatte ein Recht, aber sie zu urteilen . . . niemand! Sie war frei und gehörte ihm. . . . Sie war sein Weib, und keine Macht der Erde konnte sie von einander reißen. Sie ließ nicht von ihm, bis zum Tode — bis zum Tode! —

Nach drei Tagen trat ihnen Frau von Düren zum ersten Male wieder entgegen. —

Sie hatte lange darüber nachgegrübelt. Als Herbert seine Mutter sah, erschrak er über ihr Aussehen, ihm schien, als sei sie plötzlich grau geworden, und sie blickte starr und kalt, wie er es nicht von ihr kannte.

Lucie kam ihr zuvor. Sie wollte Herbert nicht verlieren, sie wollte fort, weit fort mit ihm, wo niemand sie finden konnte. Sie wollte ja von ihm nichts, als seine Liebe, die aber sollte sie ihr nicht weigern. Frau von Düren schüttelte den Kopf. —

Sie hatte ihren Entschluß gefaßt, unerbittlich, und sie verlangte diese Sühne, die einzige, die eines Düren würdig sei. Herbert mußte seine Schuld wieder gut

machen, denn . . . sie glaubte an seine Schuld. Er sollte Lucie zu seinem Weibe machen. Das war für sie der einzige Ausweg.

Lucie warf sich ihr zu Füßen. Nein, sie wollte diese Güte nicht. Es war ja alles Lüge. Aber Herberts Mutter hob sie auf, ehe sie sich aussprechen konnte.

Es sollte alles gut gemacht werden. Und Lucie verstimmt vor dieser Verzeihung, die nicht nach der Größe der Schuld fragte. —

Die folgenden Wochen hatte sie schwer zu leiden, denn die Blicke der alten Frau lasteten wie ein herber Vorwurf auf ihr. Sie floh vor ihr. —

Sechs Wochen später war sie Herberts Weib. . .

Seine Mutter hatte keine Frage mehr gestellt. Sie hatte gleich wie Lucie, von jenem Augenblicke an keine frohe Stunde mehr gefunden.

Als sie gleich nach der stillen Trauung abreisten, zog die alte Frau sie zum ersten Mal wieder in die Arme und küßte sie, die sie lieb gewonnen hatte, obgleich ihre Gedanken ihrer Zuneigung widersprachen. — Sie küßte Lucie auf die Stirn, die sich kaum zu halten vermochte.

Dann fuhr der Wagen fort. —

Und langsam schritt die alte Frau an Wiesings Arm in das Haus, aus dem für sie der letzte Nest von Glück und Freude geschwunden schien.

## XI.

Noch vor Ablauf des Jahres kehrte Herbert mit seiner jungen Frau nach Berlin zurück. Sie wollten das Weihnachtsfest in der Heimat feiern.

Ihre Reise durch Süditalien hatte einem Märchen ge-

glichen. Drei Wochen waren sie im sonnigen Neapel gewesen, sie konnten sich nicht trennen von diesem reizenden Fleckchen Erde. Wie glücklich sie waren! . . . Dem blauen, sonnigen Himmel des Südens gleich auch ihr Leben.

Droben im deutschen Lande brauste der rauhe Herbststurm und der Winter zog mit seinen ersten Schneewehen ein. Hier zeigte er sich fast nur durch die, dies Jahr sehr schwache Regenperiode.

Sie kamen hinunter bis Syrakus und Messina, wo die Luft weicher und milder war, als im nordischen Frühling; auf der Rückreise berührten sie das regnerische und trübe Venedig, das gar nicht zu ihrer Gemütsstimmung passen wollte.

Lucie war wie aus einem schweren Traum erwacht, als sei ein Alp von ihrer Brust gewälzt, der sie zu ersticken gedroht hatte. Sie war bleich gewesen, nervös erregt, daß Herbert einige Male, wenn sie völlig verzweifeln wollte, glaubte, ihre Sinne würden sich verwirren.

Die schlaflosen Nächte hatten ihre Gesundheit untergraben, hatten sie heftig gemacht, unzufrieden, daß sie um eine nichts sagende Kleinigkeit in Thränen ausbrechen konnte. Sie hatte jeden Halt verloren, von steter Angst gejagt und geheßt. — Raum, daß sie den Boden Deutschlands verlassen, und diese bösen Eigenschaften, die Herbert oft Gedanken gemacht hatten, schwanden.

Sie war wieder Herrin ihrer selbst.

Sie schien gereift zu sein. Ihre Bewegungen wurden abgerundeter und verloren das jugendlich ungestüme, das ihr bis dahin angehaftet.

Und mehr und mehr entwickelte sich diese Ausgeglichenheit, unterstützt durch ihre Kleidung. Sie legte so manches ab, was dem jungen Mädchen reizend gestanden hatte, was

sich aber nicht recht für die junge Frau schicken mochte. Sie kleidete sich anders; und damit gewann sie nicht nur für Herbert, sondern auch für alle, die mit ihr in Berührung kamen, einen neuen Reiz.

Die junge Frau schien noch hübscher als das Mädchen. Da sie eigentlich schon Frau gewesen war, aber es doch nicht scheinen wollte und durfte, war sie nicht zur Ausgleichung gekommen.

Jetzt fiel dieser Zwiespalt fort, sie brauchte nichts mehr zu maskieren, und schon nach wenigen Tagen hatte sie sich in ihre neue Stellung eingelebt.

Sie war ernster geworden, denn sie hatte schwer gelitten. Sie war feinfühlig, begabt mit jenem instinktiven Tactgefühl, dem echten Zeichen angeborener Vornehmheit, das selbst dem Bettelkinde in seinen Lumpen Grazie zu verleihen weiß, und das mit den einfachsten und bescheidensten Mitteln die größte Wirkung erzielt.

Sie glich der wilden Waldblume, die nur den Raunen von Wind und Wetter entzogen zu werden braucht, und in frische Gartenerde verpflanzt, sich zur edlen Blüte entwickelt, wenn ihr die rechte Pflege und Sorgfalt zu teil wird. Alle edleren Eigenschaften, die noch in ihr schlummerten, entfalteten sich jetzt.

Herbert suchte nie direkt auf sie zu wirken, er vermied alles, um sie nicht in ihrer Eigenart zu beeinträchtigen. Er wollte nichts an ihr bilden. So wie sie war, war sie ihm recht. So liebte er sie. Er wollte sie nicht anders haben.

Und doch übte er den denkbar größten Einfluß auf sie. Sein ganzes Wesen wirkte erzieherisch. Alles war bei ihr instinktiv. Man konnte sie nichts lehren. Jede Absicht verfehlte ihre Wirkung.

Aber sie sah und nahm an. Es ging in sie über, ohne daß sie darüber nachzudenken brauchte, ohne daß sie ein Bewußtsein der Form hatte; wie man in einem fremden Lande die Sprache lernt, ohne viel fragen zu müssen, ohne große Hilfe, nur daß man in der Atmosphäre sich bewegt — daß man hört und sieht.

Unendlich viel lernte sie unter den neuen Verhältnissen. Sie hatte ein empfängliches Gemüt für die Kunst, allein im Grunde war und blieb sie ein Naturkind.

Die Natur sagt ihr mehr, unendlich mehr als all jene gezierten und gemodelten Nachbildungen, die der einfachen Schönheit zu spotten schienen, die sie haßte, weil sie die Natur verzerrten, weil der dumme Überwitz eines sogenannten Künstlers sich zwischen sie und das dargestellte drängte und es modeln wollte nach eigener beschränkter Auffassung.

Sie rettete sich mit Herbert aus den Museen hinaus in das Freie, und stundenlang konnten sie die ewig wechselnden Schönheiten der Natur in sich aufnehmen.

Und in dieser Umgebung schien sich ihre Liebe zu läutern. Ein tiefinnerliches Gefühl . . . jene Liebe, die ihre Wurzel im ganzen Wesen des Menschen hat, trat mehr in den Vordergrund.

Dabei schien ihre Leidenschaft noch zu wachsen; nur das wildverzehrende, jenes todestraurige ihrer Blut vertiefte sich.

Sie hatte früher über die Liebe gelacht. Leidenschaft, Raserei und Verzweiflung, das alles gab sie zu, das alles kannte sie. Jetzt trat die Liebe an sie heran, jene Liebe, von der sie geglaubt hatte, sie komme nur in Romanen vor, jetzt hing sie mit ihrem ganzen Sein an Herbert, und wenn sie dachte, diese Liebe könne jemals ein Ende



nehmen, dann verwirrten sich ihre Gedanken, und sie verging voller Angst.

Doch es gab ja kein Ende mehr. . . .

Sie war sein Weib geworden . . . sein Weib! —

Dieses Bewußtsein erfüllte sie mit unendlichem Stolze. Ihr schien, als sei ihr damit alles vergeben, als sei sie geadelt und gefeit gegen alle Einflüsse der Außenwelt, emporgehoben auf die Höhen der Menschheit.

Und der brennende Wunsch befeelte sie, sich dieses Vorzuges, der ihr zu teil geworden, würdig zu zeigen. Wenn sie zurückdachte an ihr Leben, schien es ihr ein wüster, eckler Traum. Es konnte nicht wahr, es sollte nicht gewesen sein. Sie log es sich vor, gleichwie Herbert, als habe sie von Anfang an nur ihn geliebt und nie ein anderer auch nur ihre Lippen berührt.

Alle Schladen fielen von ihr ab. Seit sie sein Weib hieß, war sie wieder rein geworden.

Sie hatte gefürchtet, die Liebe werde nicht mehr so mächtig in ihnen sein, aber sie hatte sich getäuscht. Es war auch eine von den vielen Lügen, daß die Liebe in der Ehe sterbe. Sie fühlte sich so überreich an Liebe und Glück, es schien ein Meer, aus dem sich für alle Ewigkeit schöpfen ließ. —

Ihre Reise näherte sich dem Ende. Sie wäre am liebsten niemehr nach Deutschland zurückgekehrt; allein wichtige Angelegenheiten riefen Herbert zurück.

Allzulange schon hatte er sich seinen Arbeiten entzogen. Ein größeres Werk von ihm war erschienen und hatte heftige Angriffe erleiden müssen. Er hatte alles ruhen lassen, er wollte einzig seiner Liebe leben, wollte glücklich sein; und er war es gewesen. — Allein die Briefe seiner Freunde und Genossen wurden immer dringender, und so kehrten sie Ende December heim.

Lucie fürchtete sich vor Berlin. Würde sie dort nicht täglich an alte Zeiten erinnert, würde sie stark genug sein, um die Vergangenheit zu überwinden?

Sie wagte nicht, Herbert gegenüber eine Bitte zu äußern. Sie wollte ihn nicht aus seinem Traum wecken, ihm nicht unnötig Dinge ins Gedächtnis rufen, die besser in Vergessenheit schlummerten. Sie wollte stark sein. Wer kannte sie, und was hatte sie zu fürchten? — Sie war ja sein Weib . . .

Mit dem Abendzuge kamen sie in Berlin auf dem Friedrichsbahnhofe an.

Wie seltsam das auf sie wirkte: diese weiten Schneeflächen und die überheizten Coupés, nachdem sie am Tage zuvor im Freien gegessen hatten, bis spät in die Dunkelheit hinein. Diese trostlose, öde Landschaft, flach und fast ohne Bäume. Nur verkrüppelte Tannen oder hohe, düstere Föhren, mit ihren kahlen, braunen Stämmen.

Und überall Schnee, fußhoch, ein unendliches, blendend weißes Schneefeld. —

Dann war der Abend hereingebrochen. —

So fuhren sie in Berlin ein, in die mächtige, vom elektrischen Licht taghell erleuchtete Glashalle des Bahnhofs Friedrichstraße. Der alte Diener wartete auf dem Perron und nahm die wenigen kleinen Gepäckstücke in Empfang.

Drunten stand der Wagen, und die Rappen stampften unruhig schnaubend im Schnee. Es war das Coupé, in dem Herbert sie einst, vor nun einem Jahre heimgeführt hatte; und als der Wagen um die Ecke des Centralhotels in die Friedrichstraße einbog und sich in die endlose Kette der Wagen reihte, die hier aneinander vorüber glitten; als sie wieder die, sich an den erleuchteten, hellstrahlenden Schaufenstern vorbeidrängende Menge sah, all diese

Menschen, die hastig durch die Kälte eiften, sich frierend fest in ihre Mäntel hüllten . . . und als dann die Equipage in die Linden einfuhr, die außs neue mit ihrem Lichtmeere einen wunderbaren Eindruck auf sie machten — da mußte sie jenes Januarabends gedenken, an dem sie mit Herbert hier entlang gefahren. Sie hörte wieder die schmeichelnden Melodieen des Mikado in ihren Ohren, sie sah sich in dem kleinen Theater sitzen, im beginnenden Schneesturm zum Souper fahren und dann . . . Jetzt wußte sie, daß sie ihn schon an jenem Abend geliebt hatte . . . sie hatte es sich nicht eingestehen wollen, sie war sich dessen nicht klar bewußt gewesen.

Wie hätte sie sich sonst so leicht hingegeben! Sie hatte kein Bewußtsein mehr davon, wie sie damals gedacht und gehandelt hatte. — Damals! — was war sie gewesen? . .

Und heute war sie sein Weib; und er führte sie als sein Weib in das Haus, in das er sie einst, wie von der Straße aufgelesen, mitgenommen hatte. —

Der Wagen jagte die Linden entlang, die traurig unter der Schneelast froren.

Jetzt unter den breiten, grauen Pfeilern des Brandenburgerthores durch. Die unendliche Charlottenburger Chaussee liegt vor ihnen, aber der Wagen biegt scharf nach links und fährt an dem dunklen Tiergarten hin.

Lucie hat sich aus den Kissen aufgerichtet.

— Herbert! flüstert sie leise und biegt sich zu ihm.

Und er zieht sie liebevoll an sich. Auch er hat die gleichen Gedanken gehabt. — Wie seltsam sich doch die Zeiten ändern. Und die Zeit bringt das Glück, wie sie es nimmt. Ihnen hatte sie es gebracht. —

Der Wagen fuhr unter dem Seitenportale der kleinen Villa vor. Die Pfeiler waren bekränzt, die Treppen bis

hinauf in das Haus mit duftenden Blumen geschmückt. Die Dienerschaft stand an der Treppe, um die heimkehrende Herrschaft zu begrüßen. Sie schritten hinauf in den Salon und legten ab; als das Mädchen sie verlassen hatte, nahm Herbert ihr Gesichtchen zwischen seine Hände, küßte sie auf den Mund, Augen und Stirne und sagte:

— Jetzt sind wir zu Haus, du mein liebes, gutes Weib, in unserer Heimat, in der mit uns das Glück wohnen soll.

— Und die Liebe, die das Glück ist. —

Er zog sie fest an sich und hielt sie lange wortlos umschlungen, während sie still an seiner Schulter weinte, bis er ihr die Thränen der Freude fortküßte.

Dann, sie umschlungen haltend, führte er sie durch sein erleuchtetes Arbeitszimmer in die übrigen Gemächer.

Als Lucie über die Schwelle zum Salon trat, entfuhr ihr ein Ausruf des Erstaunens, sie riß sich von Herbert los und eilte weiter in hellem Jubel, daß er ihr kaum folgen konnte. — In der Zwischenzeit war das ganze Haus für seinen neuen Zweck eingerichtet, mit einer Eleganz und einem Geschmack, der Lucie in Entzücken versetzte. Wohin sie blickte, sah sie ihre Wünsche erfüllt. Es waren keine Wünsche gewesen. Sie hatte nur Andeutungen gemacht, daß sie etwas so oder so einrichten möchte oder gern habe; und alles — alles war vorhanden. Dinge, an die sie nie wieder gedacht hatte. . . .

Ganz heimlich hatte Herbert alles angeordnet. Sie hatte geglaubt, sein häufiges schreiben beträfe seine politischen Angelegenheiten; es hatte sich meist um die Neuausstattung der Villa gehandelt. —

Sie standen im Schlafzimmer . . .

Blauseidene Vorhänge, eine lichtblaue Decke, in Gold gemalt, die Tapeten schwere, golddurchwirkte Gobelins, am Boden schwarze und weiße Bärenfelle, und die Möbel aus glänzend schwarzem Holze.

An der einen Seite der Wand ein großer bis zur Erde reichender Trumeau, drüben der Schrank mit seinen großen Spiegelthüren, und niedere Puffs aus mattrosa Atlas, wie er sich an der Innenseite des Baldachins ausspannte.

Eine Ampel durchflutete das Gemach mit mildem, gleichmäßigen Lichte, zart und duftig wie ein Traum.

Eine Minute wohl stand Lucie in Bewunderung da. Dann wandte sie sich zu Herbert, der hinter ihr stand und sie nicht zu stören wagte, und der jetzt die strahlende Freude in ihren Augen las, in diesem lieben, süßen Gesichte, das für ihn der Inbegriff aller Schönheit war. —

Sie hatten flüchtig den Reifestaub abgeschüttelt und setzten sich zum Souper in den Salon.

Jetzt durfte auch Juno in das Zimmer kommen.

Mit lautem Freudengeheul umsprang der Hund Herbert und strebte an Lucie empor. Nur mit Mühe gelang es, das aufgeregte Tier zu beschwichtigen. — —

Auf jenem Stuhle dort hatte sie am ersten Morgen am Fenster gefessen und gegrübelt. Juno lag zu ihren Füßen; und dann war sie geflohen — geflohn vor ihrem Glücke, bis Herbert sie wieder geholt und sie fast hatte zwingen müssen, ihr Glück anzunehmen. Und sie entsann sich des Abends, da sie zum zweiten Male das Haus betreten. Jetzt trat sie zum dritten Male über die Schwelle des Hauses, diesmal als sein Weib. Jetzt war sie die Herrin des Hauses. —

Nun erst, da sie diese Stätte wieder betrat, fühlte sie

den Unterschied, ward sie sich bewußt, was sie jetzt war. Und das Gefühl des Stolzes gab ihr Kraft und Mut, der Zukunft ruhig ins Auge zu sehn.

Sie lehnte sich glücklich in den Sessel zurück und schaute in Herberts Gesicht. Auch er war glücklich. Ja, er sollte es sein! Ihr ganzes Leben sollte nur diesen einen Zweck haben; sie war jeden Augenblick bereit, es für sein Glück hinzugeben. . . .

Herbert war aufgestanden und hatte den schweren Fenstervorhang zurückgeschlagen. Die feine Sichel des Mondes hing scharf gezeichnet an dem frostklaren Himmel, und fest umrissen traten zahllose Sterne aus dem dunklen blau über den schneebedeckten Bäumen des Tiergartens hervor. Ein Schlitten fuhr vorbei mit lautem, silbernen Geklingel, das sich mehr und mehr in der Ferne verlor, bis es endlich ganz verklang. Herbert trat zu Lucie hin.

Sie lächelte ihn glücklich an, und langsam ließ er sich neben ihr nieder und faßte nach ihren Händen, allein sie machte sich wieder los, um den Arm um seinen Kopf legen zu können und ihm so in die Augen zu schauen, mit einem zärtlichen Blicke, der sein Gesicht zu küssen schien.

Und leise fragte er sie:

— Lucie! meine liebe Lucie! .. bist du jetzt glücklich? ..

Sie umschloß seinen Kopf mit beiden Händen, und mit einem Tone, leise, kaum hörbar, der ihm bis in die Seele drang, hauchte sie auf seine Lippen:

— Unausprechlich glücklich . . . wie ich nie geahnt, daß ein Mensch es sein könne . . .

Dann schwiegen sie beide und lauschten dem schwachen Winde, der sich aufmachte und die Schneelast von den dürren schwarzen Zweigen der Bäume und Sträucher schüttelte. —

Sie waren glücklich und bedurften zu ihrem Glücke der andern nicht.

Herbert war sich wohl bewußt, daß auf die Dauer dies Leben zu zweien, dies völlige aufgehen in einander, ohne Rücksicht auf die Außenwelt, nicht durchzuführen war. Er hatte mit Lucie, die sich dagegen sträubte, einige Antrittsbesuche gemacht. Man hatte sie freundlich, liebenswürdig aufgenommen; aber Lucie behauptete, keinen Gefallen an Gesellschaften zu finden. Sie schützte stets etwas vor, um denselben zu entgehen. Sie fühlte, wie man über sie sprach. — Was wußte man von ihr? Nichts weiter, als daß sie eine Engländerin sei, wenigstens lange in England gelebt habe, wo Herbert von Dürren sie kennen gelernt hatte.

Herbert hatte sich vorgenommen, sie unbedenklich in seine Kreise einzuführen, und es war ihm ohne Schwierigkeit gelungen.

Lucie aber hatte bald genug gefühlt, wie schwer es für sie war, sich zu halten und zu behaupten. Ihr Stolz bäumte sich auf. Was gingen jene sie an? Was brauchte sie Rücksichten zu nehmen? Sie that nichts, um sich liebenswürdig zu zeigen, um die Vorurteile zu besiegen. Sie gab sich, wie sie war. Es waren vor allen die älteren Damen, die erwarteten, daß sie wie ein scheues Kind zu ihnen komme, sich von ihnen chaperonnieren lasse. Aber Lucie war zu selbstbewußt. Die Formen des Salons waren ihr geläufig, und sonst ging ihre Lebenserfahrung weit über die hinaus, welche jene besaßen.

Sie dachte anders, sie fühlte anders. So vieles begriff sie gar nicht. Sie wollte natürlich sein, und hier fand sie überall den Zwang, eine äußere Förmlichkeit, unter der manch ein verstecktes Geheimnis sich bergen mußte. Durch ihre Anmut schien sie wie geschaffen für den Salon,

aber sie war nicht in der Luft desselben groß geworden, und so fühlte sie sich innerlich unsicher.

Wäre sie in diesen Kreisen aufgewachsen, so hätte sie sich ruhig gehen lassen können. Jede freiere Auffassung hätte man ihr verziehen, als originelle Caprice hingenommen, darüber gelächelt, und alles sehr geistvoll gefunden. So mußte sie sich erst ihren Platz erringen, sie sollte zuvor ihre Berechtigung darthun, und sie verschmähte es, sich examinieren zu lassen. Sie fühlte den inneren Unterschied, die Kluft, die sie doch nie überbrücken konnte, und sie streckte die Waffen, ohne den Kampf aufzunehmen. Wohl hatte sie die Kraft und alle Eigenschaften, um sich den Sieg zu erringen, aber was gewann sie damit? Sie wollte nichts, als glücklich sein, und das war sie mit Herbert. Dazu bedurfte sie jener nicht.

Und sie mußte hören, wie man über Herbert sprach: ein politischer Redner, mit Ansichten, die einfach nicht zu discutieren waren.

Er war reich, jung, besaß alle Eigenschaften, um in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung einzunehmen, aber, statt sich dem Staate zu widmen, ein hoher Würdenträger zu werden, hielt er als einfacher Doktor der Philosophie auf Tivoli — einer Brauerei irgendwo da draußen . . . oder in der Tonhalle — es sollte das irgend ein öffentliches Tanzlokal sein — vor einem Haufen Gefinde! Vorträge über die Lage des Arbeiters und beleuchtete sogenannte sociale Fragen.

Und jetzt hatte er gar noch eine bürgerliche geheiratet, ein Mädchen, von dem niemand genaueres wußte: wer ihre Eltern waren, wo sie her kam, was sie gewesen war, kurz gar nichts . . .

Und er verlangte, man solle die so ohne weiteres aufnehmen? — Sie war sehr schön, sehr anmutig, wußte sich



gut zu benehmen — woher sie das haben mochte? . . . Aber eigentlich war sie gefährlich schön, und wenn sie wollte, konnte sie die meisten Schönheiten ausstechen. Das wurde ihr am schwersten verziehen. Ihre Toiletten waren von einer fast gesuchten Einfachheit, allein bei ihrer schlanken, wunderbar ebenmäßigen Gestalt fiel sie dadurch grade am meisten auf. Die Herren schwärmten für sie; Grund genug, daß man von seiten der Damen ihr mißtrauisch entgegenkam. —

Ein paarmal glaubte Lucie einem Bekannten von früher zu begegnen, aber meist war es ein Irrtum. Nur einen Premierlieutenant von Werder kannte sie von früher her durch Böhlau. Er war ihr vorgestellt, plauderte eine ganze Weile mit ihr, sie trafen später wieder zusammen, aber er erkannte sie nicht. —

Es konnte sie so leicht niemand wiedererkennen, seit sie Herberts Frau war. Alles an ihr hatte sich geändert. Die Gefahr war ausgeschlossen. —

Allein sie liebte diese Gesellschaften nicht.

— Laß mich, bat sie Herbert, ich bin viel lieber mit dir allein, mit dir und vielleicht noch ein paar Bekannten. Was soll ich mit all den fremden Menschen?

— Aber Schatz, erwiderte er — wenn wir nicht zu anderen gehen, kommen sie auch nicht zu uns.

— Ist denn das nötig? .. Müßten denn die anderen in die Räume hinein, wo wir so glücklich sind? — Nein, laß uns unser Glück vor der Welt verschließen.

— Aber Kindchen, die paar Herren, die zu uns kommen . . .

— Das schadet ja nichts. Das ist viel gescheiter. Die Frauen sind doch meist zu dumm und auch schlechter. — Gewiß, wir Frauen sind schlechter als ihr. . . Ich brauche keine fremden Menschen. . . Ich habe ja dich, mein alles!

— Es sollen keine anderen kommen, ich würde eifersüchtig, wenn du ihnen nur ein gutes Wort gönntest. . . Laß mich! . . . Meinetwegen nur diesen Winter noch. — Ist es nicht früh genug im nächsten? . . .

Herbert hatte ein paar kleine Gesellschaften geben wollen, aber Lucie hat so lange, bis er endlich nachgab.

Sie wollte jene nicht bei sich sehen und freundlich mit ihnen thun müssen, die sie nicht für voll hielten, die ihr vielleicht eine Gnade zu erweisen glaubten, wenn sie bei ihr erschienen. —

Sie zogen sich mehr und mehr von der Gesellschaft zurück. Es blieb nicht unbemerkt, allein niemand fand sich, der sie zu hindern suchte. —

Lieutenant von Eggersdorf und der junge Maler Fritz Lautner verkehrten viel im Hause. Eggersdorf hatte inzwischen geheiratet, und seine junge Frau war entzückt von Lucie, der sie sich eng anschloß. Lautners eigentümliches Wesen gefiel Lucie. Seine genialen Schroffheiten, seine oft abrupt vorgebrachten Ansichten, die er kühn gegen eine Welt verteidigte, der leidenschaftliche Zug zur Wahrheit und Natürlichkeit, all das stellte ihn in der Achtung Lucies sehr hoch. — Er hatte sie gekannt, ehe Herbert sie zu seinem Weibe gemacht, und es erfüllte ihn mit Freude, wie alles so gekommen war.

Er hatte mit Sorge dem Ende dieses Verhältnisses entgegen gesehen, und wenn er damals seine große Rede gehalten, so hatte er nicht zuletzt an Lucie gedacht, deren eigenartige, knospenhafte Schönheit auf sein empfängliches Gemüt tiefen Eindruck gemacht hatte.

Jetzt erst lernte er sie recht kennen, und war mehr als zuvor von ihr begeistert. —

Herbert war wieder völlig in das politische Leben hin-

eingeringen, aber er gab sich nicht ganz hin. Immer aufs neue rettete er sich, wie auf eine verborgene Insel, in sein Heim. Lucie nahm an allem Anteil. Er mußte ihr erzählen. Sie hatte sich schon früher mit seinen Arbeiten beschäftigt und zum erstenmale mit Politik befaßt. Jetzt wurde sie seine Schülerin.

Denn sie wollte wissen, was seine Lebensaufgabe war, sie wollte wissen, womit seine Gedanken sich beschäftigten. Sie war eifersüchtig auf all die Mühe und Zeit, die er diesen Dingen widmete. Wie häufig kam sie zu ihm, setzte sich auf ein niederes Tabouret zu seinen Füßen und fragte ihn nach all den Dingen, von denen sie gehört, ohne sie recht zu verstehen. Und er gab ihr Auskunft, er erzählte ihr stundenlang, ohne daß ihre Aufmerksamkeit ermüdete, ihn unterbrechend mit Fragen, durch eigene Wiederholung sich vergewissernd.

Sie las mit großem Eifer — nur für Romane hatte sie wenig Verständnis. Das war alles so ganz anders, als sie es kannte. So war das Leben nicht, so bunt aufgeputzt und drapiert. Da las sie lieber ein phantastisches Märchen, als diese Verzerrungen der Wirklichkeit. —

So vergingen die Tage ungetrübt und ohne Störung von außen. Das Glück schien dauernd bei ihnen eingelehrt zu sein, ihre Liebe war tiefer als je.

Die Zeit ging an ihnen vorüber und schien keine Gewalt über sie zu haben. . . .

Herberts jüngerer Bruder Max war nach Berlin kommandiert und mit seiner Frau und den drei Mädchen übergesiedelt. Die junge Frau, ein bescheidenes, stilles Wesen, etwas kränklich und immer blaß aussehend, schloß sich eng an Lucie an; sie blickte zu der strahlenden Schönheit Lucies, zu ihrer frischen Gesundheit empor, wie zu einem Ziele, das sie nie erreichen konnte.

Der Verkehr war überaus herzlich geworden, schon nach den ersten Wochen, als sie sich kennen gelernt.

Julie war um einige Jahre älter als Lucie, aber sie sah so schwach und kränklich aus und war so energielos, daß Lucie in allem die Leitung über sie hatte. Die Kinder hingen mit stürmischer Zärtlichkeit an Lucie, die sich ihrer Liebkosungen gar nicht erwehren konnte.

In dem innigen Verkehr mit ihrer Schwägerin und der jungen Frau von Eggersdorf schien ihr Lebensglück gefestigt zu sein. —

Was konnte sie mehr verlangen? . . . War ihr jetzt nicht alles zu teil geworden? . . .

Nur eines, was vor allem Herbert tief kränkte, nagte an ihrer Zufriedenheit: Herberts Mutter blieb auf Sassenhagen. Beide Söhne suchten sie zu bewegen, nach Berlin zu kommen, aber sie schlug es ab. —

Lucie wußte, daß es ihretwegen geschah; die alte Frau wollte nicht mit ihr zusammen sein. Sie konnte jene bittere Erkenntnis nicht verwinden, vielleicht niemals. Auch in der Gesellschaft blieb es nicht unbesprochen, daß Frau von Düren nie nach Berlin kam. Es tauchten allerlei Vermutungen auf.

Man hatte — niemand wußte wie — erfahren, daß Lucie eine zeitlang auf Sassenhagen gewesen war. Weßhalb also führte Frau von Düren ihre Tochter nicht in die Gesellschaft ein? War sie etwa mit dem Bunde ihres Sohnes nicht einverstanden? —

Allerhand Gerede kam auf, unmerklich, allmählich, und diente keineswegs dazu, Lucies Stellung in der Gesellschaft zu festigen. Max, dem hiervon zu Ohren gekommen war, fragte Herbert einmal . . . er bat ihn, ihm alles zu berichten. Aber Herbert wich seinen

Fragen aus. Er bat ihn seinerseits, nicht unnütz zu fragen.

Die Vergangenheit sollte tot sein, er wollte es, und es schien, als sei sie für alle Zeit begraben. — — —

Eines Tages saß Herbert an seinem Schreibtische über einer neuen Arbeit.

Es war früh morgens. Die Fenster waren weit geöffnet. Morgensonne lag über dem Garten und dem Walde. Der Frühling ging in den Sommer über, und eine weiche Luft mit süßen Blumendüften stieg aus dem Garten empor und verbreitete sich in dem stillen Arbeitszimmer. Draußen in den Blütenzweigen huschten die Vögel und zwitscherten ihr lustiges Lied in den sonnigen Morgen, ihr lockendes Lied der Liebe. Ungestörter Frieden schien ringsum gebreitet zu sein. —

Da klorrte es draußen. . . Hastige Schritte kamen näher. Herbert hörte seinen Namen. . .

Er legte die Feder nieder. —

Es klopfte fest an die Thür, und sein Bruder Max stand auf der Schwelle.

— Ah, Max, du bist es. . . Was führt dich so früh zu mir? . . .

Er streckte ihm die Hand hin, aber Max schien es nicht zu bemerken.

— Laß nur, bitte.

— Aber Max, was ist? . . . du bist erregt!

— Ja! . . . und ich komme, um von dir eine Erklärung zu fordern.

— Von mir?

— Ja, von dir. . . Hör mich an. . . Man hat gestern in meiner Gegenwart dein Weib beschimpft . . . gröblich beleidigt — ich forderte Rechenschaft. . . Man hat sie mir

selbstverständlich gewährt, aber nicht ohne die Bemerkung, daß deshalb die Thatsache doch bestehen bleibe.

Er hatte die Worte abgeriffen, fast keuchend vorgebracht.

Jetzt schwieg er, und schwer atmend wartete er auf Antwort.

Herbert war bleich geworden, aber er beherrschte sich.

— Wer ist das gewesen?

— Das ist gleichgiltig! —

— Ich dachte, ich hätte wohl das erste Recht. . .

— Nein! die Worte fielen in meiner Gegenwart.

Ich habe das erste Recht . . . das Recht des Bruders.

— Und was war es. . .

— Das ist unnötig. . . Ich bitte nur die eine Frage . . . die Frage, der du bis jetzt geflissentlich ausgewichen bist: — Herbert, sei offenherzig zu deinem Bruder!

— Nicht wahr, es ist nicht wahr? . . . Es gibt in dem Vorleben Lucies nichts, was du vor der Welt zu verheimlichen hast. . . Die Mutter selbst hat sie dir zugeführt. . .

Herbert hatte sich abgewandt. May trat einen Schritt zurück. Er hatte es nicht glauben wollen, nicht glauben können von Herbert, zu dem er empor sah von Kindheit an . . . seinem großen, genialen Bruder, gegen den er selbst nichts war, gar nichts.

— Herbert, rief er, sag' mir, daß das alles Verleumdung ist, daß Lucie früher nicht — — aber so sage es doch! . . . Nur ein Wort . . . daß sie als ehrliches Mädchen das Weib eines Dürren geworden ist. — Sie war arm, aus niederm Stande, was thut es! — Ich will nur wissen, ob auch kein Fleck ihr angehaftet hat? —

Er schwieg wieder, dann richtete er sich auf und sagte, da Herbert noch immer schwieg

— Weißt du, was man sagt? — Sie sei nicht viel besser gewesen — als eine Dirne . . .

— Max! schrie Herbert auf.

— Ja — eine Dirne, wenn du es denn hören willst. Sie schreien es in allen Gassen aus, — sie schleudern es uns ins Gesicht, — daß wir den Schmutz in unser Haus getragen haben! — Was ist sie gewesen, als du sie kennen lerntest? Ich will es wissen! — Antworte mir! —

Herbert zog die Brauen zusammen und schwieg.

— Du schweigst? — Es ist also wahr? — — Es ist wahr! —

Dann fügte er mit schneidendem Hohne hinzu:

— Ich danke dir im Namen unserer Familie, daß du unserer alten Mutter eine . . Dirne zur Tochter gebracht hast.

— Max! fuhr Herbert auf.

— Das bleibt sie ja nun doch . . was du auch sagst. Und ich dein Bruder, sage es dir . . mit den andern. Geh hinaus — und höre, wie sie sich rühmen, daß sie einmal dein Weib gehabt haben, — dein Weib, — die Dirne! —

Herbert hatte die Faust geballt, krampfhaft, als wolle er auf Max losstürzen, der mit vor Zorn und Schmerz verzerrtem Gesichte vor ihm stand, ruhig, hochaufgerichtet.

— Ich bitte dich, Max . . sei ruhig oder — —

— Oder? . .

— Du trägst den Rock des Königs und — bist mein Bruder!

— Und du bist mein Bruder und hast uns die Schande ins Haus gebracht, — heimlich — lügnertisch! Weißt du, wie anständige Leute so etwas nennen? —

— Du hast kein Recht. —

— Ich habe das Recht! — Denn du hast das Recht verwirkt, Oberhaupt unserer Familie zu sein. — Das

Band der Blutsverwandtschaft kann ich nicht lösen; aber nie wird mein Fuß mehr dieses Haus betreten, nie wirst du die Schwelle des meinen überschreiten, so lange diese da bei dir ist. — Und ich sage dir, ich werde nicht der einzige sein. Du gehörst nicht mehr zu uns. Bleibe bei dem Weibe, das nicht das deine ist, weil die andern auf offener Straße prahlen, daß sie schon mit leichterer Mühe das ihre gewesen. — Ich habe nichts mehr mit dir zu schaffen, um nicht mit in den Schmutz gezogen zu werden.

Ehe Herbert erwidern konnte, war er hinausgestürmt, ohne sich umzusehen.

Herbert fand keine Worte. — Das war alles so jählings gekommen. Er sah keinen Ausweg. Er konnte nicht denken. Er mußte aus diesem Zimmer fort, hinunter in den Garten. . .

Als er in den Salon trat, fand er Lucie. Sie lag am Boden, halb mit dem Oberkörper auf einen Sessel sich stützend. Er eilte auf sie zu. . . .

Wenn sie das alles gehört hatte!

Er glaubte, sie sei ohnmächtig. Als er sich über sie beugte und ihren Kopf hob, sah er in ein leichenfahles Gesicht. Die Augen hielt sie geschlossen, die Hände hatte sie zusammengekrampft.

Er hob sie auf. — Sie ließ willenlos alles mit sich geschehen, als habe sie kein Gefühl von der Außenwelt. —

Ihre Arme hingen schlaff herunter, er zog sie an sich, aber sie blieb starr und kalt. —

Er rief ihren Namen, sie öffnete die Augen und sah ihn an mit einem Blicke des Entsetzens, der ihn durchfröstelte. Dann streckte er sie auf die Chaiselongue und setzte sich neben sie, um ihre eiskalten Hände in den seinen zu wärmen. —

Er küßte sie, küßte ihr Gesicht, hob ihr den Kopf in die Höhe . . . aber sie regte sich nicht.



Er flüsterte ihren Namen, all die Schmeichelmorte ihrer Liebe. Ein unendliches Mitleid überkam ihn. — Und wenn die ganze Welt gegen sie anstürmte, er liebte sie, und hielt an ihr fest. Er zog sie an sich und umschlang sie, als wolle er sie nie mehr lassen.

Schwer und regungslos lag sie in seinen Armen, wie erstarrt vor etwas Entsetzlichem. In ihren Augen stand die Angst und das Todesgrauen. —

Die Luft strich weich durch die Fenster herein.

Die Sonne lachte so fröhlich, der Wind fuhr durch die Bäume und wehte Blumenatem vor sich her.

Und die Vögel zwitscherten lustig unter den grünen Zweigen, in den herrlichen Sommermorgen hinein, der wie schlummernder Frieden über der Erde lagerte. —

## XII.

Seit jenem Tage war Lucie eine andere geworden.

Herbert hatte alles aufgeboten, um sie aus ihrer Lethargie aufzurütteln, aber die Erstarrung wich nicht von ihr. Wie gebrochen ging sie einher.

Was hatte sie gethan, daß sie so büßen mußte? Weshalb konnte sie ihre Vergangenheit nicht tilgen? Sie hatte vergessen, sie hatte ein neues Leben begonnen. Erst jetzt hatte sie erkannt, was sie früher gewesen, und wußte nun, wie sehr sie verachtet wurde. Aber jetzt traf sie doch keine Schuld mehr. War sie Herbert denn nicht treu? — War sie nicht bereit, ohne zaudern ihr Leben hinzugeben, wenn sein Glück es forderte? Man klagte sie an, sie habe ihm die Schande in's Haus getragen. . . .

Wie hatte sie sich nicht dagegen gesträubt. Sie wußte zu gut: ein Mann wie Herbert konnte sie nicht heiraten. —

Und nun beschimpfte man ihn, als ob er dadurch ehrlos geworden sei, daß er sie zu sich emporgehoben hatte. Das vermochte sie nicht zu begreifen. —

Nur zu bald lernten sie die Folgen kennen.

Man mied die kleine Villa der Tiergartenstraße. Es kamen wohl Einladungen, aber nur für Herbert, als ob Lucie nicht vorhanden sei. — Herbert bemerkte, daß wenn er sich mit Lucie zeigte, man ihm auswich, um sie nicht grüßen zu müssen. Jener Auftritt mit seinem Bruder war nicht geheim geblieben. Man wußte, daß Max allen Verkehr mit ihm abgebrochen hatte.

Man zog sich von ihm zurück und beschuldigte ihn, daß er versucht hatte, Lucie ohne bedenken einzuführen. Jetzt hatte man ihr Wesen erkannt: es war abgefäimte Koketterie gewesen, sie hatte alle ihre Künste aufgeboten, um sie zu bethören, und man vergaß: wie Lucie sich stets still bescheiden gehalten und nichts gethan hatte, um sich beliebt zu machen. Man verschloß vor ihr, die nicht kam, um Einlaß zu erbitten, die Thüren. —

Von Max selbst hörten sie nichts wieder.

Herbert hatte vergeblich einen Annäherungsversuch gemacht. Dann ließ er die Sache gehn.

Eines Tages unerwartet kam Julie . . .

Lucie war hinüber gegangen in das kleine Häuschen, das sie einst bewohnt hatte.

Sie saß am Fenster, schaute über die Nebengärten weg und dachte jener Zeit, wo die Welt sich noch nicht um sie kümmerte, wo sie ganz ihrer Liebe gelebt hatten. —

Im Nachbargarten spielten drei Kinder haschen.

Sie jubelten und schrieten in den warmen Sommermorgen hinein, der so drückend schwül begonnen hatte.

Aber das kümmerte sie nicht; sie tollten weiter, uner-

müßlich sich um die Beete jagend, mit lautem lachen und kreischen.

Es störte Lucie nicht in ihren Träumereien. Sie dachte an jenen Abend, als sie hier am Fenster gefessen hatten und nebenan ein Fest gefeiert wurde . . . an all die glücklichen Stunden, die sie hier verlebte.

Das war nun alles dahin — wie es schien, unwiederbringlich verloren. . . . Sie stützte den Kopf schwer in die Hand. Glück und Frieden hatten das Haus verlassen. Die Sorge fing an, sich einzunisten, und aller Sonnenschein half nicht, sie vertreiben. . . .

Herbert war so still; sie selbst brachte es nur zu einem erzwungenen Lächeln. Ein fremdes war zwischen sie getreten. Sie wollte dagegen ankämpfen, aber ihre Kraft war zu schwach. Zuweilen nahm sie ihren armen Kopf zwischen beide Hände, daß er nicht springen sollte, um nicht wahnsinnig zu werden von all den Gedanken, die auf sie einströmten.

Herbert war noch immer gleich lieb und gut zu ihr.

Aber es war nicht mehr die stürmische Liebe. Es war herzerreißendes Mitleid, was aus seinen Rüssen, seinen Blicken sprach, — und das nahm ihr den letzten Mut.

Sie wollte stark bleiben . . . aber er mußte ihr dazu helfen, und das that er nicht. —

So quälten sie sich stumm neben einander hin, jeder sein eigenes Leid schleppend. Sollte das immer so weitergehen, für alle Zeiten ein ewiger Jammer? . .

Nein, lieber sterben, als in solchem Elend weiter leben . . . . Sie wurden ihrer Liebe nicht mehr froh. Es war, als laste ein Fluch darauf. — Wie war das früher alles ganz anders gewesen . . . ganz anders. —

Es klopfte an der geöffneten Thür. Lucie fuhr aus

ihren Gedanken auf und als sie sich umwandte, sah sie Julie vor sich stehn, die ihr entgegeneilte und sie in die Arme schloß. Sie hatte die Ungewißheit nicht mehr ertragen können. Max hatte ihr streng verboten, Herberts Haus zu betreten; als sie den Grund wissen wollte, hatte er ihn ihr verweigert. Heimlich war sie gekommen, sie mußte Lucie wiedersehen. Wenn die Brüder uneinig waren, was ging das die Frauen an? Vielleicht konnten sie vereint eine Versöhnung herbeiführen. —

Das alles erzählte sie voller Hast Lucie, die mit ungläubigem Lächeln zuhörte. . . .

Wie kindlich sie doch war, wie vertrauensvoll. Wie sie jetzt vor ihr stand, mit dem bleichen Gesichte, klein und zart gebaut, so gebrechlich und leidend.

Lucie schüttelte zu allem den Kopf.

— Aber um was handelt es sich denn? Liebste, beste Lucie, sei du doch wenigstens offenherzig mit mir.

— Ich kann es dir nicht sagen.

— Du willst es nicht! — Ich aber will es wissen. . . Wenn ich dich nun recht bitte, recht sehr . . . du wirst es mir sagen.

— Nein, ich kann nicht. . . Max hat sehr recht gehabt. Und wenn du seine Gründe wüßtest, würdest du denken und handeln wie er. — Forste nicht nach. Laß es dir an seinem Wort genügen. Und wenn du je etwas erfahren solltest, urtheile nicht zu hart . . . Brich nicht den Stab über ein armes Menschenkind, das sich seiner Schuld nicht bewußt gewesen ist. Suche zu erkennen und zu verzeihen, um mich nicht verachten zu müssen. . . .

— Dich verachten? — Aber du bist ja das beste, das herrlichste Wesen unter der Sonne!

Lucie schüttelte traurig den Kopf.

— Du denkst so, weil du mich kennst. Die andern kennen mich nicht, sie haben nur von mir gehört und sie verdammen, ohne zu wissen, was sie thun.

— Aber Lucie, wie kannst du je etwas gethan haben, daß andere das Recht hätten, so zu handeln!

— Dir scheint es so. — Und doch giebt es Dinge, von denen du keine Ahnung hast, und die uns die Welt niemals verzeiht.

— Nein, Lucie, das glaube ich nicht! . . . Ich verstehe gar nicht, was du sagst. — Du bist krank. . . . Du weißt nicht, was du sprichst.

— O, ich weiß nur zu gut, was ich spreche. . . . Daß ich mir so furchtbar klar darüber bin, setzt mich zuweilen Selbst in Verwunderung.

— Lucie! meine liebe, gute Lucie! . . .

Sie umsing die junge Frau mit beiden Armen, zog die widerstrebende fest an sich und küßte sie auf beide Wangen.

— Ich bin älter als du, nicht wahr? . . . Ich weiß, du bist viel klüger, viel gescheiter . . . wie du auch viel hübscher bist als ich, aber jetzt bitte ich dich, vertraue mir an, was dich bedrückt. . . . Bin ich nicht deine Schwester?

— Nein, Julie, ich kann es nicht! — Frage doch nicht, du weißt nicht, wie du mich quälst. —

Julie sah sie traurig an. Sie hätte ihr so gern geholfen. Sie liebte Lucie und war bereit, alles für sie zu thun . . . .

Lucie saß am Fenster und blickte in den Sommermorgen hinaus.

— Nein! sagte sie dann und griff nach Julies Hand. Geh' heim, daß dein Mann nicht schilt. Sag' ihm nicht, daß du bei mir warst. Es ist besser für uns beide. Und

frage nie etwas über mich. Nun geh, wenn du mir wirklich gut bist. Und was auch kommen mag, denke nicht zu schlecht von mir.

Julie konnte sich nicht mehr halten. Sie brach in Thränen aus und warf sich Lucie an die Brust, die sie wie ein Kind an sich zog und zu besänftigen suchte.

Sie wollte wiederkommen, aber Lucie redete es ihr aus. Das durfte nur sein, wenn Max sie begleitete.

— So sollen wir uns nicht wiedersehen? fragte Julie.

— Es muß sein. — Ich bitte dich, du nimmst mir den letzten Rest von Fassung. — Ich muß stark sein. Mach' es mir nicht so grausam schwer.

Es gelang ihr nur mit Mühe, Julie zu beruhigen. Lucie küßte sie noch einmal auf die Stirn, dann nahm sie endlich betrübt Abschied.

— Ich komme wieder, du wirst sehen . . . recht bald . . . mit Max! —

Lucie lächelte traurig. Sie wußte, daß es nie der Fall sein würde . . . niemals! —

Als sie endlich allein war, verließ sie die Kraft. Sie warf sich auf das Sofa, um im weinen Vergessenheit zu suchen. Sie fühlte, daß sie in Julie eine treue, aufrichtige Freundin gehabt hatte. Nun war ihr auch die verloren.

Jetzt stand sie ganz allein. —

Dann hörte sie Herberts Stimme im Garten. Sie suchte ihre Fassung wiederzugewinnen. Er sollte nicht sehen, wie sie nur zu oft im geheimen sich ausweinte, um nicht zu verzweifeln. Von dem Besuche Julies sprach sie kein Wort.

Sie hatte ja noch einen treuen Freund, Lautner. Der junge Maler verkehrte seit einiger Zeit viel in der kleinen Villa. Er plauderte mit ihr von seinen neuen Bildern, seinen Erfolgen, die sich täglich mehrten, von seinen Plänen.

So gern Lucie ihn als Mensch hatte, so sehr graute ihr vor seinen Bildern. Sie erschrak vor dieser Kraft, vor dieser Energie. Diese brutale Lebenswahrheit in ihrer Nacktheit entsetzte sie.

Sie hatte das Landschaftsbild so gern. Und Lautner griff seine Bilder heraus, mitten aus dem Leben der Großstadt, er gab alltägliche Menschen und Lebenssituationen, aber all das mit seinen grellen, wie ihr schien, oft unnatürlichen Farbentönen, die sie erschreckten, indem sie ihr Auge blendeten.

Es war gemaltes Glend. . .

Einmal hatte er einen schmutzigen Hof gemalt, eine trübe Regenstimmung, Pfützen an der Erde. Und auf einer umgestülpten Aschenkiste ein zehnjähriges Mädchen im zerschliffenen und geflickten braunen Rock, ungewaschen, ungekämmt, mit einem Kinde, einem armseligen Geschöpfe, auf dem Schoße. Sie achtet nicht auf das Kind, das ihr vom Knie zu gleiten droht, denn sie sieht der Prügelei zweier zerlumpter Jungen zu, die sich um einen abgebissenen Apfel schlagen, und sich bei ihrem Kampfe schon ein paar-mal im Drecke gewälzt haben. . . Und eine dumpfe, trübe Stimmung darüber, als wolle es gleich wieder zu regnen beginnen. —

Lucie fürchtete sich vor diesem Bilde, vor diesem Mädchen mit den zotteligen dunklen Haaren.

Ganz so hatte auch sie einmal dageessen; das war sie, wie sie einst gewesen. —

\* \* \*

Mit rührender Geduld hörte sie all die Klagen Lautners an. Wenn ihm etwas nicht recht gelingen wollte, kam er zu Lucie und Herbert.

Er klagte voll Verzweiflung: er fand die Farbentöne nicht. Er war unzufrieden mit sich selbst, er war ein Stümper, der nichts konnte . . . er konnte ja nicht einmal die Natur nachahmen, wie sie war. Er verpfuschte immer alles. Das hellste Licht wurde saucenbraun unter seinem Pinsel. Er schmierte, daß die Wirkung nicht herauskam, die er beabsichtigte. So malten die andern, und ihm war das nun auch in Fleisch und Blut übergegangen, daß er die Natur nach angelesenen Regeln mißhandelte . . .

Aber dann kam er wieder freudestrahlend, wenn ihm etwas gelungen war. Das war großartig. — Er staunte über sich selbst. Und wie spielend das entstanden war. Das war eine Leistung, die sich sehen lassen konnte. Damit schlug er alle seine Gegner. Das war groß und erhaben, das war die Natur, wie er sie sah . . . jetzt hatte er den richtigen Ausdruck gefunden. Endlich war ihm die Erkenntnis gekommen. So lange hatte er danach gesucht, und nun war es ihm wie angeflogen; mühelos hatte er das schwierigste überwunden. — —

Ueber eins war er sich vom ersten Augenblick an klar gewesen: er liebte Lucie.

Er liebte sie, wie nur eine leidenschaftliche Künstlerseele lieben konnte . . . aber er schwieg. Niemand sollte etwas davon ahnen.

Lucie gehörte einem andern, seinem besten Freunde, zu dem er emporschaute; und kein Gedanke stieg in ihm auf, dessen er sich zu scheuen hatte. — So leidenschaftlich seine Liebe war, sie blieb rein.

Er war Lucie gegenüber herzlich und entgegenkommend, und vertraute ihr alles an; er war ruhig in ihrer Gegenwart. Fern von ihr aber trieb ihn die Raftlosigkeit um-



her. In ihrer Nähe schwieg alles. Ihn reizte nichts, und er war glücklich, mit ihr plaudern zu können.

Einmal, auf einem einsamen nächtlichen Spaziergange durch den Tiergarten, war ihm ein abenteuerlicher Gedanke gekommen. Er wollte Max, von dessen Bruch mit Herbert er unterrichtet war, fordern. Er wollte für Lucie einstehen und sie rächen.

Gleich aber griff vernünftige Ueberlegung Platz.

Die tiefe nächtliche Stille ringsum verscheuchte diese wilden Gedanken wieder.

Er schritt langsam durch den Tiergarten.

Mitternacht war vorbei. Alles schien zu schlafen. Auf einer Bank traf er ein einsames Pärchen, das sich eng umschlungen hielt. Ihre Umrisse zeichneten sich kaum von den dunklen Gebüsch hinter der Bank ab. Er that, als ob er sie nicht sehe, und schritt weiter.

Von fern her hörte er das rollen und pfeifen eines Zuges. Die tiefe Stille brachte den Schall bis in diese Einsamkeit.

Die Bäume schliefen; nichts regte sich in den dichten Gebüsch. Ueber ihm spannte sich der weite Sternenhimmel aus, und die leuchtenden, flimmernden Funken schienen das einzig bewegliche zu sein in der schweigenden Nacht. —

Er machte es sich völlig klar, er liebte Lucie. —

Aber sie stand ihm unerreichbar; und so verlor sich allmählich seine Leidenschaft und gab einer schwärmerischen Liebe Raum, so daß ihm die junge Frau wie sein guter Genius erschien.

Er setzte sich auf eine Bank an einem der abgelegenen Teiche des Tiergartens. Ihm war warm, daß er seinen Hut neben sich hinlegte und lange nachsann.

Die andern hielten Lucie für eine Verworfene. Er aber fühlte sich mit ganzer Seele zu ihr hingezogen.

Hatte er sich nicht auch erst seine Stellung erkämpfen müssen? Hatte er sich seinen Platz nicht errungen, eine Stellung, die ihm niemand mehr streitig machen konnte?

Denn was niemand wußte, was er seiner Mutter wegen verschwieg — er war ein uneheliches Kind.

Jetzt war seine Mutter seit zwei Jahren tot, nachdem sie die ersten Anfänge seines Ruhms gesehen hatte. Sie war eine arme Näherin gewesen, die ihn mit vieler Mühe großgezogen. Früh schon hatte er das Leben und die Not kennen gelernt. Jetzt endlich hatte er erreicht, was er wollte, mit seinem Künstlerruhm war jener Fleck getilgt. —

Die arme Lucie . . . womit sollte sie je den Flecken tilgen?

Und traurig sinnend ging er langsam heim, den Hut in der Hand haltend, den eigenen zurückgelegten Lebensweg bedenkend, und das Schicksal eines armen Mädchens, das zum Glück bestimmt schien, und doch unglücklich werden mußte. Denn er sah es kommen, das drohende Unglück. Es gab kein abwehren mehr. Noch war keine augenscheinliche Gefahr, aber der Tag würde kommen, wo alles ein Ende nahm.

Wenn sich doch Herbert nur losriß! Was fesselte ihn denn an Berlin? . . . Berlin war doch nicht die Welt! —

Aber er war zu sehr in das politische Leben geraten, er konnte sich nicht so leicht losmachen. Und dabei galt es sein Glück. — Er mußte frei werden, mußte mit Lucie fort, weit fort, wo niemand sie kannte, niemand ihnen die Thüren verschloß, wo sie wieder ungestört glücklich sein konnten. —

\* \* \*

Die Nächte wurden kälter und unfreundlicher. Der Herbst verging. Das braune Laub rauschte von den kahler werdenden Zweigen und bedeckte die gestorbenen Blumen und das welkende Gras. Eines Tages wirbelten die ersten Flocken vom Himmel, nachdem die Novemberstürme mit wildem heulen vorübergebraust waren, und der dunkle Nebelhimmel sich ausgeregnet hatte.

Der Winter war eingezogen. —

Ein leichter Schnee lag überall. Am Tage schmolz er noch vor der Sonne weg, aber sobald die Nacht kam, froh er wieder zusammen und bildete auf allen Wegen ein gefährliches Glätteis.

Zuweilen schneite es ein paar Stunden. —

In der Stadt schwand der Schnee unter den Tritten der Fußgänger, unter den Rädern der Wagen. Der warme Dunst der Straßen, die aus den Häusern strömende Luft ließen ihn nicht liegen. Er verging, indem er den Boden berührte, und verwandelte sich unter den Tritten der Menschenmassen zu zerfließendem Schmutz.

Aber draußen im Tiergarten blieb er liegen und taute nur schwach vor der Wärme der Mittagsonne. Wenn sie geschwunden war, vereisten die Wege wieder, und der gelbe, überall gestreute Sand mußte sie gangbar machen. —

Herbert und Lucie waren nach Charlottenburg hinausgefahren und hatten auf dem Rückwege den Wagen verlassen, um eine Strecke zu Fuß zu gehen.

Die Dunkelheit war angebrochen. Die wenigen Laternen der breiten Charlottenburger Chaussee warfen ihr mattes, gelbliches Licht auf die glattgefrorene Chaussee und gegen die eisüberzogenen Stämme und Zweige der Bäume.

Herbert war gealtert. Mancherlei Sorgen drückten ihn.

Er arbeitete angestrengt und ging lässig und vorgebeugt. Seine stramme, feste Haltung hatte er längst verloren. Seit jener Unterredung mit Max schien es, als wage er nicht mehr, so stolz aufzutreten wie früher.

Er ward unsicher in seinem Wesen, er vernachlässigte sich in Haltung und Kleidung, trotz aller Bitten Lucies.

Er lachte nur, legte die Hände um ihre schmalen, bleichen Wangen, und sie küssend sagte er:

— Mein Schatz, ich habe ein Recht dazu; ich bin ein alter Mann und kein junger Geck mehr. . . Du mußt schon mit mir vorlieb nehmen, wie ich bin. — Und du hast mich ja auch so lieb?

Er spottete über seine grauen Haare, die immer zahlreicher wurden. Die Jugendfrische war verschwunden, und auf der Stirn zeigten sich ein paar böse Falten, die Lucie nicht mehr fortküffen konnte.

In ihrem Verkehr zu einander waren sie sich gleichgeblieben, und es schien fast, als ob sie glücklich seien wie in alter Zeit, nicht mehr so stürmisch — gesetzter und ruhiger. Aber sie wußten beide, was ihnen fehlte. Es war nicht mehr das alte Leben. Eine traurige Müdigkeit schien über all ihrem thun zu liegen, ein lässiges sichgehenlassen, nicht mehr jene zielbewußte Energie, die sie einst besaßen. Es war, als ob jeder dem andern zu vergeben habe, und sich bemühen müsse, durch eine stille, mitleidsvolle Sorge dem andern den Lebensweg zu erleichtern, wie einem lieben Kranken, der gehegt und gepflegt sein will. Es stand etwas zwischen ihnen, das sie hinderte, sich wie früher zu geben. —

Lucie hatte erst jetzt die Grenze erkannt, die sich zwischen ihr und Herbert zog. Ihre Liebe hatte sie einst darüber weg getäuscht, und sie wäre vermischt worden,

leicht und spurlos, wenn Lucie in der Gesellschaft gelebt hätte.

Aber so, im alleinigen Verkehr mit ihm, trat der Unterschied immer schärfer hervor, seit er ihre Gedanken nicht mehr beeinflusste. — Seit er sie ihren eigenen Weg gehen ließ, fühlte sie den Gegensatz zwischen seiner Erziehung und der ihren.

Sie vermochte nicht sich in gewisse Anschauungen zu finden, die ihm natürlich waren, weil er nie darüber nachgedacht hatte. —

Noch immer nahm Lucie regen Anteil an seinem wirken; aber jetzt erkannte sie, wie häufig sie anderer Ansicht war. Sie dachte selbstständiger, da sie nicht mehr unter dem unmittelbaren Einflusse seines Wesens stand.

Er wollte für das Volk eintreten, aber nur zu oft hatte sie das Gefühl, daß er das Volk nicht verstand. Sie jedoch war aus ihm hervorgegangen . . . sie fühlte wie ein Kind des Volkes, und all ihre Erziehung hatte das nicht zu tilgen vermocht.

Und dieser Gegensatz, der nicht vorhanden schien, als ihre Liebe rege war, machte sich jetzt geltend. —

Sie schritten unter den dunklen Zweigen der Bäume, hin, die den breiten Fußweg überwölbten, der sich neben der von Charlottenburg auf das Brandenburger Thor zu führenden Chaussee hinzog.

Sie und da gingen einzelne Leute an ihnen vorüber. Aus dem Dunkel tauchten die entgegenkommenden auf, um wieder wie Schattenbilder zu verschwinden. Nur im Lichte der spärlichen Laternen waren sie zu erkennen. Ein feiner grauer Nebel erfüllte die Luft und umhüllte alles mit seinem dunstigen Schleier, daß die Laternen, von

einem bunten Hof umgeben, mit ihren Strahlen nur die nächsten Gegenstände erhellen. —

Sie waren über den großen Stern hinaus gekommen, und schritten weiter der Stadt zu.

Die großen, schwerfälligen Wagen der Pferdebahn rollten an ihnen vorüber, zuweilen ein kleiner Wagen nur mit einem Pferde, vollbesetzt bis auf den letzten Platz.

Arbeiter mit ihrem Bündel oder ihrem Handwerkszeug schritten an ihnen vorbei, hastig durch die leichte Kälte strebend.

Jetzt taumelte einer vor ihnen hin, und lehnte sich an einen Baum, sinnloses Zeug vor sich himurmellnd. Jetzt schwankte er weiter, hart an ihnen vorbei. Im vollen Lichte der Laterne blieb er stehn und starrte Lucie an, mit dem Oberkörper vor- und rückwärts schwankend. Er murmelte unverständliches vor sich hin, und grinste sie dabei unverschämt an.

Lucie schritt ruhig weiter.

Sie preßte Herbert, der im begriff stand, den Mann zurecht zu weisen, fester an sich und bat leise:

— Laß ihn, Herbert! — Er ist betrunken.

— Wir wollen den Wagen nehmen.

— Nein, bat sie. Es ist so schön . . . Laß uns nur gehen. — Du weißt, der Arzt will, du sollst viel gehn. — Komm! — Er weiß ja nicht, was er spricht.

Der Arbeiter war weiter geschwankt. Er rannte gegen die Bäume und stolperte von einer Seite des Wegs zur andern, im Bückzack; zuweilen wenn er zu fallen drohte, ein paar Schritte laufend, um dann wieder rückwärts zu schwanken.

Lucie hing sich fester in Herberts Arm. —

Sie dachte zurück, an die letzten Jahre, als sie noch bei den Eltern war, ein Mädchen von zwölf Jahren.

Wie oft war der Vater betrunken nach Haus gekommen; manchmal war er schon zu Mittag nicht mehr ganz nüchtern. Dann saß er am Tisch, stemmte Messer und Gabel hochhaltend auf die Platte und blickte sie der Reihe nach mit blödem Lächeln an, bis die Mutter ihn ermahnte zu essen. Dann fuhr er hastig wieder mit der Gabel auf dem zinnernen Teller mit dem zusammengekochten Gemüse herum, daß das Essen nach allen Seiten spritzte. Seine Stimme klang heiser rauh, und er sprach unnötig laut. Er schrie sie an, um gleich wieder wie ein Kind zu lallen.

Und wie oft er des Abends heimkam und die Treppe heraufstolperte, mit seinen schweren Stiefeln gegen jede Stufe schlug und zuweilen hinstürzte, daß die Mutter mit Licht kommen mußte, um ihn in die Wohnung zu bringen. Ohne Grund fluchte und wetterte er, schrie und tobte und schlug auf den Tisch, daß die Fenster klirrten und sie in ihrem Bettchen sich angstvoll aufrichtete, weil sie fürchtete, er werde die Mutter schlagen.

Dann warf er alles im Zimmer umher und schleuderte seine Stiefel wütend in eine Ecke.

Zuletzt ward er sentimental und zärtlich. Er hatte für die Mutter allerhand Roseworte, die immer anzüglicher wurden. Sie suchte ihn zu beschwichtigen, sie flüsterte: die Kinder wachten auf und hörten das ja.

Ach was, die Kinder . . was schadete das! wenn die das auch hörten . . und er schwatzte weiter . . . er lachte, er trieb seinen Spaß mit ihr, — und Lucie saß in ihrem Bette aufrecht und lauschte.

Sie hörte die Worte, sie hörte alles genau, wie der

Vater zärtlich wurde; und sie lauschte halb neugierig, halb angstvoll, was vorging.

Wie oft war ihr nicht der scharfe Schnapsatem des betrunkenen um das Gesicht gefahren.

Und all diese Scenen standen wieder lebendig vor ihren Augen, die düsteren Bilder ihrer Kindheit stiegen auf. —

Der trunkene taumelte noch immer vor ihnen her, zuweilen stützte er sich an einen Baum, dann torkelte er weiter, bog vom Fußwege ab und kletterte den kleinen Damm zum Fahrweg hinauf; einmal stürzte er auf dem glatten Boden hin, aber er kam gleich wieder hoch.

Er schimpfte auf die Pferdebahn. — Es sei eine verfluchte Schweinerei, daß sie ihn nicht mitgenommen. Er sei ein anständiger Arbeiter, ein ehrlicher Mensch. . . Er wolle auch mit der Pferdebahn fahren, und niemand könne ihm das wehren. Wenn sie es ihm wehren wollten, werde er sie verklagen. Seine zehn Pfennige gaben ihm das Recht, mitzufahren. Er mußte eben so schnell nach Haus, wie die andern, denn seine Frau wartete und die Kinder. —

Ein Pferdebahnwagen kam von Charlottenburg her. Er versuchte neben ihm herzulaufen und aufzuspringen, aber er stolperte über seine eigenen Füße, und der Wagen fuhr an ihm vorüber.

— Der ist ja total betrunken, sagte einer der hinten auf dem Perron stehenden Leute.

Das hatten sie ihm schon gesagt, als er in Charlottenburg aufsteigen wollte: er sei betrunken.

Er hatte gesungen und gelacht; er war so lustig gewesen. Jetzt hatten sie ihm mit ihrem: betrunken! die ganze Stimmung verdorben. Er war nicht betrunken. . . fiel ihm gar nicht ein. Nur lustig war er. . . lustig! und ein



paar Gläschen Schnaps hatte er auch getrunken, das war ganz in der Ordnung.

Deshalb mußten sie ihn doch mitnehmen. Er wußte schon, was sich schickte. Er that keinem Menschen was zuleide; er war ein ehrlicher Arbeiter. . . .

So redete er der Pferdebahn nach, die längst im Nebel verschwunden war.

Dabei kam er dem Fahrdamm zu nah, rannte gegen einen Baum, stolperte die paar Stufen hinunter und hielt sich nur eben noch aufrecht.

Nun fing er an über das Glatteis zu schimpfen, daß anständige Leute darauf hinfielen. Das war wieder so eine Heidenwirtschaft.

Eine zeitlang verloren sie ihn aus den Augen; als die nächste Pferdebahn kam, sahen sie ihn wieder.

Der Wagen hielt an einer Haltestelle. Der Arbeiter wollte aufsteigen, aber der Schaffner wies ihn zurück. Er sei betrunken. — Sie verhandelten mit einander.

Der Arbeiter schrie, man müsse ihn mitnehmen, und suchte sich auf den Perron zu drängen.

In dem Augenblicke fuhr der Wagen weiter. —

Er versuchte mitzulaufen, allein es gelang ihm nicht. Er stürzte hin, war aber gleich wieder auf und lief fluchend hinterher.

— Um Gotteswillen, sieh nur! sagte Lucie, wenn er unter die Räder kommt.

Er hatte den Wagen erreicht, laut schimpfend. Er klammerte sich an, trotzdem der Schaffner ihn zurückwies.

Nun kam er plötzlich ins fallen, ließ aber die Hände nicht los. Eine kurze Strecke wurde er mitgeschleift, dann stürzte er schwer zu Boden und blieb liegen, während der Wagen im Nebel verschwand.

Er richtete sich nicht auf. Er blieb, wie er gefallen war.

— Sieh nur, er ist gefallen!

— Laß uns weiter, sagte Herbert.

Aber sie hörte ihn nicht.

— Der arme Mensch, wenn er sich etwas gebrochen hat, sagte sie angstvoll.

Herbert versuchte, sie fortzuziehen.

— Komm doch! sagte er.

Sie sah Herbert groß an, dann zog sie ihren Arm aus dem seinen.

— Du willst ihn so liegen lassen? fragte sie scheu.

— Aber so laß doch, er ist ja völlig betrunken.

Allein sie hörte ihn schon nicht mehr. Ohne sich zu bedenken, eilte sie auf den noch immer regungslos daliegenden zu und beugte sich über ihn. Der scharfe Fuseldunst stieg zu ihr auf, aber das hielt sie nicht ab, sie bückte sich und berührte seine Schulter. Er regte sich und wandte den Kopf, aber ohne Miene zu machen, sich zu erheben.

— Nee, sagte er dann lallend — — is nich — jehn Se man weiter . . So wat is nich. — So'n oller Familienvater. . . Nee, Freileinchen. . . 'ne Frau un drei Jöhren! . . Da is nischt zu wollen. . . .

Ein junger Mann, anscheinend ein Student, war herangetreten und sagte jetzt scharf:

— Reden Sie nicht solchen Unfug. . . Sie sollten sich schämen; stehn Sie lieber auf.

— Na ja, man immer sachte, lallte er und versuchte sich zu erheben.

— Er hat sich vielleicht wehgethan, sagte Lucie ängstlich.

— O nein, erwiderte der junge Mann lächelnd, Kinder und Betrunkene thun sich nie etwas.

Jetzt war er aufgestanden, unterstützt von dem Studenten.

— Er blutet ja.

In der That lief ihm Blut über das Gesicht.

Lucie hatte ihr Taschentuch genommen, um es ihm zu geben.

— Lassen Sie nur, sagte der junge Mann, es ist nichts, nur eine leichte Hautschürfung.

Auch die Hand hatte er sich beim fallen blutig gerissen, schien aber jetzt nüchtern geworden zu sein. Er schwanke noch etwas, hielt sich jedoch gerade, und ohne ein Wort zu sagen, starrte er Lucie an.

Er wollte nach seinem Hute greifen, der einige Schritte hinter ihm auf dem Fahrdamme lag. Aber der Student hatte ihn schon vor einem Wagen gerettet und gab ihn ihm.

— So, nun macht, daß Ihr heimkommt.

Damit grüßte er Lucie, im Augenblick, als ein Kamerad zu dem Arbeiter trat und ihn erkannte.

— Det is ja Frize Kulle! Wat machste denn da? wat? — Hast woll einen zu velle hinter die Binde jeggoffen. Na, denn komm man her!

Damit faßte er ihn an und zog ihn fort.

Herbert, der hinter Lucie herangetreten war, wollte seine Börse ziehen. Allein Lucie sah die Bewegung und hinderte ihn. — Was sollte das nur? Der eine half dem andern. Es schienen ehrliche Leute zu sein. Wozu ihnen Geld geben, die es sich verdienen? Sie zog ihn mit sich fort, während der Arbeiter ihnen nachstarrte.

— Du wolltest den armen Menschen da so liegen lassen? fragte sie jetzt langsam.

— Aber, liebes Kind, ich gebe mich nicht gern mit betrunkenen Menschen ab.

— Und wenn der Mann nun gestürzt war und der Hilfe bedurfte?

— Aber es sprangen ja schon andere bei. . . . Es wurde ihm ja schon geholfen. — Siehst du, sonst wäre ich gewiß nicht zurückgeblieben. . . .

Nun suchte er sich herauszureden. Er hatte ihnen ja auch Geld geben wollen. — Sicher hätten sie es zurückgewiesen, ein Geschenk, von dem sie nicht wußten, weshalb sie es bekamen.

Sie wußte sehr gut, daß er sie fortgezogen und den Mann da ruhig liegen gelassen hätte.

Öffentlich schrieb er für das Volkswohl, begeisterte sich für die Interessen der Arbeiter, — wenn er aber einen einzelnen in Gefahr sah, hob er nicht einmal den kleinen Finger, um ihm zu helfen.

Sie erschrak vor der Kluft, die sie täglich mehr von einander schied. Früher hätte sie um keinen Preis der Welt sich um einen Betrunkenen gekümmert, um einen Arbeiter . . . aber jetzt dachte und handelte sie anders, denn die Erinnerung war in ihr erwacht. Herbert war und blieb der Aristokrat, praktisch blieb er es immer, wie sehr er auch theoretisch dagegen eiferte. . .

Als sie dann in die Kissen des Wagens zurückgelehnt lag, der im Trabe durch den dunklen Tiergarten fuhr, sah sie sich immer wieder als Kind vor ihrem Vater, wie er trunken heimkam, und die Hände vor sich streckend, in der Stube herumschwankte, betrunken wie jener Arbeiter, der fluchend der Pferdebahn nachgelaufen war.

Und langsam, ohne das Herbert es merkte, der in die Nacht hinausstarrte und den stillen Vorwurf in Lucies Schweigen wohl fühlte, löste sich eine schwere Thräne von ihren Wimpern und fiel heiß auf ihre Hand, in Erinnerung an all den Jammer ihrer Kindheit und im bangen Gefühle ihres wachsenden Elends.

XIII.

Eines Tages ließ Lucie das blaue Schlafzimmer ausräumen. Das lichte blau beleidigte ihr Auge. Sie fand keine Ruhe mehr in diesen hellen freundlichen Farben.

Sie waren sie so glücklich gewesen. —

Das hatte sich nun alles geändert, und sie ertrug es nicht, die alten Gegenstände um sich zu sehn.

Herbert hatte ihr schweigend den Willen gethan, denn es war ein Nest für Verliebte gewesen aber jetzt wollte es nicht mehr zu ihrer Stimmung passen. Lucie ließ alles dunkel einrichten. Dunkelbraune, schwere Tapeten und dunkel überzogene Möbel. Der große Spiegel wurde fortgebracht, und nur ein kleiner Toilettenspiegel blieb. Es wurde anheimelnder als das lichte Frühlingsblau, in dem sie ohne Liebe frieren mußte.

Sie lebten immer mehr neben einander her. Und täglich fühlte Lucie die Entfremdung sich vergrößern.

Sie hatten längst jeden gesellschaftlichen Verkehr abgebrochen.

Nur Lautner und Eggersdorf verkehrten im Hause, und Eggersdorfs junge Frau versuchte, Lucie zu gewinnen, ohne daß es ihr gelingen wollte.

Lucie wollte allein sein. Sie las viel, musicierte, aber mit wenig Lust. Für wen that sie es denn?

Herbert ging still im Hause einher, mit sich selbst beschäftigt. Er sprach selten mehr mit ihr über seine Absichten, seine Arbeiten; oft erfuhr sie erst aus der Zeitung oder von Lautner, wenn sich neues für Herbert ereignet hatte. So trug jeder für sich seine Last.

Der Frühling kehrte wieder; was konnte er ihnen gutes bringen? —

Lucie hatte die Hoffnung aufgegeben. —

Ihr Leben war verfehlt, sie hatte ihr Glück verscherzt, es war unwiederbringlich verloren. —

Der Liebesrausch war verflogen, all das hastende stürmen und drängen, jene süße Seligkeit des Genusses, jenes völlige aufgehen im Augenblicke, wenn die Welt unter ihnen versank wie in Nebelwolken, und sie nur sich gehörten, ganz einer dem andern.

Sie fürchteten sich jetzt vor ihrer Liebe. —

War sie es nicht gewesen, die sie unglücklich gemacht hatte; war diese Liebe nicht an allem schuld? — Um seiner Liebe willen hatte Herbert sich mit seinem Bruder verfeindet, wichen seine Standesgenossen ihm aus. Die Leidenschaft war ihr Verderben geworden. — Sie sah, wie Herbert litt, wie er alt wurde und alle Elasticität einbüßte. Er war still und grüblerisch. Und sie wagte nicht, ihm mit ihrer Liebe entgegenzukommen, sie wagte nicht, ihn zu gewinnen, ihn heiter zu stimmen.

Sie hielt damit zurück, weil sie fürchtete, ihn zu beflecken. Sie hatte ja nach der Meinung der andern die Schande über ihn gebracht. Sie gab nichts mehr, und scheu nur nahm sie seine spärlichen Liebkosungen hin.

Zuweilen zog er sie an sich, legte ihren Kopf an seine Brust und seinen Arm um ihre schmalen Schultern, um sie zu schützen vor der Welt. Er küßte ihre Stirn, ihr krauses blondes Haar, und hielt sie umfangen, als wolle man sie ihm entreißen.

Aber er küßte sie nicht auf die Lippen oder nur, um sie flüchtig zu berühren. . . . nicht mehr jene wilden Küsse ihrer ersten Liebe. Kein Wort der Leidenschaft mehr, ein stummes schmerzliches umarmen, das sie traurig stimmte. —

Eines Tages fand sie ihn am Schreibtische sitzend, den Kopf in beide Hände gestützt, vor sich hinbrütend.

Sie trat vorsichtig in das Arbeitszimmer ein . . . er hatte sie nicht gehört. Sie blieb an der Thür, ohne sich zu regen. Endlich ging sie langsam auf ihn zu. —

Er schrak auf . . . und als sie ihm ins Gesicht blickte, sah sie, daß er geweint hatte. Die Thränen Spuren waren noch sichtbar. Sie starrte ihn an . . .

Er hatte geweint! —

Ihr war, als schnüre sich ihr die Kehle zu.

Sie wollte aufschreien, aber kein Ton kam über die Lippen, und überwältigt stürzte sie ihm zu Füßen, griff nach seinen Händen und küßte sie. . . .

Er hob sie auf und zog sie auf seinen Schoß.

Sie mußte nicht, was ihm fehlte; sie wagte nicht zu fragen — aber es mußte schreckliches sein, was ihm die Thränen in die Augen getrieben hatte. Und eine haltlose Angst überkam sie. . . Sie wollte es wissen . . . sie mußte wissen, was es war; und doch zitterte sie, eine Frage zu stellen.

Er lehnte ihre Wange an die seine, strich kosend über ihr Haar und schwieg, nur seine Lippen streiften flüchtig ihre Schläfe. Ein Schleier stieg vor ihren Augen auf. Aber sie weinte nicht. Sie hatte keine Thränen mehr.

Weinte sie doch so viel, wenn sie allein war, wenn niemand sie sah, und sie sich ihrem Schmerze hingeben konnte, rückhaltlos. . .

Ihr Blick suchte auf dem Schreibtische. Ein Zeitungsblatt lag dort, ein kleines Blatt auf schmutzigem Papier, das sie nie gesehen. . . von dem sie nie gehört hatte. Herbert hatte sie fest an sich gezogen und preßte sein Gesicht an ihre Schulter. Er sah nicht, wie ihre Blicke das Blatt

durchflogen, bis sie an der Stelle haften blieben, wo von Herbert die Rede war.

Es war ein kleines Arbeiterblatt, das dem Wohle des Volkes dienen wollte. Ein Bericht war darin über einen Vortrag Herberts und dann der Inhalt der Rede eines Arbeiters, der mit seinen Vorschlägen nicht zufrieden war.

Das konnte ihn doch nicht so erregt haben. —

Jetzt laß sie weiter und fand es. . . Sie begriff. —

Von ihr war die Rede, daß Herbert mit seiner Familie zerfallen sei . . . der Mann wolle Führer des Volkes sein, wolle für sie und ihre Interessen eintreten; und seine Familie wollte nichts mehr von ihm wissen. Er habe ein Mädchen zur Frau genommen, das nichts getaugt habe, von dem man sich Geschichten erzähle sauberer Art, jedenfalls nicht, daß es hübsch zu Hause bei Müttern gegessen habe. So eine habe er geheiratet. Dafür bedanke sich jeder anständige Arbeiter . . . der wolle ein rechtliches Mädchen zur Frau haben. Und jetzt komme er her, und wolle ihnen vom Arbeiterwohl reden, der eine solche Schandwirtschaft treibe? Er solle erst für seine Wirtschaft zu Hause sorgen! . .

Ein großer Tumult war entstanden, und weil der größte Teil für Herbert eintrat, war es zu Ausschreitungen gekommen, und die Polizei hatte das Lokal räumen lassen.

Sie hatte das Blatt durchflogen, hastig die Zeilen durcheilend, ehe Herbert es merkte, der jetzt nach dem Papier griff und es zerkräuselnd fortwarf. —

Sie stöhnte auf — dann warf sie sich an seine Brust, während er sie fest an sich zog.

— Sei ruhig, Lucie! Laß sie, die Thoren, laß sie reden, die verblendeten. — Es ist ja hart, alles opfern zu wollen, zu allem bereit zu sein und so verkannt zu werden, so grausam. — Und das sagt ein Arbeiter . . . schreit es



hinaus in diese große, stumpfsinnige Menge, die urteilslos glaubt, was irgend ein Schreier ihr zuruft. . . Laß sie reden, was sie wollen . . . verleumben soviel sie mögen, nur daß sie dich mithineinziehen, dich . . . daß diese erbärmlichen es wagen, ein Wort gegen dich zu äußern — das kann mich zu sinnloser Wut bringen. . . Du solltest es nicht wissen, nichts erfahren. Ich wollte es allein tragen. . . Sei still — weine nicht! — Sei meine starke Lucie. — Sie können uns ja nichts thun. — Ich habe dich lieb, und meine Liebe schützt dich vor der ganzen Welt. . . Laß mich dir die Thränen fortküffen. — Ich bitte dich, werde ruhig; denn mir will das Herz brechen, wenn ich sie gegen dich eifern sehe . . . gegen dich, das liebste was ich besitze . . .

Er besänftigte sie wie ein krankes Kind. Sie hatte keine Worte. Sie schluchzte nur in herzerreißendem Jammer. Er küßte ihr die Thränen fort. Nicht ihretwegen durchschüttelte es sie. Sie wollte alles gern dulden. Aber daß man ihn angriff, ihn, der sie liebte, der sie emporgezogen hatte aus dem Schmutz, der sie zu sich heraufgeholt, sie gerettet hatte . . .

Ihre arme Seele verdankte ihm alles; sein Glück, sein Leben hatte er ihr zum Opfer gebracht, auf das großherzigste hatte er an ihr gehandelt, und jetzt schuldigte man ihn aus Lust am Parteizank so schmäählich an.

Man klagte ihn an, daß er die halbverlorene der Menschheit wiedergewonnen hatte. Das war gemein von jenen, das war der bitterste Undank, den sie begehen konnten.

Sie fühlte sich als Kind des Volkes, war sie doch aus ihm hervorgegangen; ihr denken und fühlen war mehr und mehr das ihrer Kindheit geworden, die Zeiten lagen ihr näher als je . . . und jetzt machten sie ihm Vorwürfe, daß er sie aus der Niedrigkeit gerettet hatte,

als sie durch die Ungunst der Verhältnisse zu verkommen drohte.

Er liebte sie wieder. Das fühlte sie jetzt in seinem Arm, und sie bat und flehte, daß er mit ihr fortgehen sollte von Berlin. — Allein es war vergeblich. . . .

Er schüttelte den Kopf. — Er mußte ausharren. Er hatte den Kampf aufgenommen und mußte ihn nun zu Ende führen, gleichviel ob er darin unterging. Verließ er jetzt den Schauplatz, so war es Feigheit. . . Sie flehte in Verzweiflung . . . sie wollte fort! . . . Die Stadt beengte sie, sie fürchtete sich, aus dem Hause zu gehen. . . . all diese tausende von Menschen schienen sie anzusehn, schienen sie sich einander zu zeigen.

Das Gewirr, dieses tosen und drängen zerrüttete ihre Nerven, sie ward unruhig. Es duldete sie nirgend länger. . . . Sie fürchtete sich vor sich selbst. . . sie rettete sich in seine Arme. Und in der Stille der Nacht erstickte sie ihn jetzt wieder mit ihren Küssen. . . . Noch einmal kam der Kausch über sie, ein sinnloser Kausch, der wie ein Wirbelwind in die Stille ihres Lebens einbrach.

Das Elend führte sie zusammen, und sie retteten sich vor der Welt in die Selbstvergessenheit ihrer Liebe. — Aber es war alles ganz anders als früher. Einst war es eine Erlösung gewesen, wie ein Gewitter, das in seiner leidenschaftlichen Empörung dennoch erquickte. Jetzt zerstörte es nur. —

Sie war so träge und matt. Eine dumpfe Schläfrigkeit befiel sie, und wie Blei lag es in ihren Gliedern.

Eine tiefe Traurigkeit überkam sie, daß eine Thränenflut in ihr aufstieg, ohne sie zu erleichtern. Sie suchte sich zu betäuben, sie wollte glücklich sein . . . wenigstens für Augenblicke Vergessenheit suchen. Sie klammerte sich an

Herbert voller Verzweiflung; aber all die tiefen seelischen Qualen beeinträchtigten ihre Liebe. . . .

Am Tage lebten sie ruhig neben einander hin. Die Nacht fand sie einander im Arm liegen, ohne daß sie dessen froh werden konnten. — Oft lag Lucie stundenlang wach auf ihren Kissen, und wenn sie sich über Herbert beugte, erschrak sie über die Veränderung seiner Züge.

Ein bitterer Zug lag um seinen Mund, tiefe Falten zogen sich von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln, und auch die Stirnfalten wurden immer tiefer und finsterner.

Sie konnte sie nicht mehr fortküssen wie in alter Zeit. Sie brachte ihn nicht mehr zum lächeln. Die Sorge hockte zwischen ihnen und spann ihre grauen Spinnwebneze in all ihre Freuden. —

Es war still und einsam im Hause. —

Lucies Lachen war verstummt. Sonst war sie durch die Zimmer getollt, hatte ihn herumgerissen und war von einem Gemache ins andere geeilt. Sie hatte ihn geneckt: er solle sie haschen; und sie waren ausgelassen gewesen wie die Kinder. Dann hatte sie sich an den Flügel gesetzt und eine lustige Operettenmelodie heruntergespielt, wie sie ihr jußt einfiel, oder ein klagendes, einfaches Volkslied gesungen, eine schwermüthige Weise; um im nächsten Augenblicke mit Juno in den Garten zu eilen und mit dem Hunde um die Büsche zu tollen.

Wie lange war das her. Jahrzehnte schienen vergangen zu sein. Kaum mehr ein lautes Wort war im Hause zu hören. Die Teppiche dämpften jeden Schritt, und auch die Dienerschaft schien angesteckt zu sein von diesem totenhaften Schweigen. —

Lucie fühlte sich einsam und verlassen. Und eine brennende Sehnsucht kam über sie, eine Sehnsucht, die immer

mächtiger in ihr wurde. Sie wußte, was ihnen fehlte, was das Haus so traurig machte. . .

Sie war Herberts Weib, aber sie war nicht Mutter.

Ein Kind fehlte ihnen, ein junges, lachendes, plauderndes Wesen, das sie aufs neue zusammenführte, das sie zusammenhielt für alle Zeit. —

Sie hatte nie daran gedacht, Mutter zu werden. Sie hatte es früher als eine Plage angesehen und sich glücklich geschätzt, daß sie verschont geblieben war. Wenn sie sah, wieviel Last damit kam, wie die andern darüber redeten, erfaßte sie grauen. Und so hatte sie es mit der Zeit verlernt, daran zu denken, auch als sie Herberts Weib geworden.

Sie liebte ihn, ihre Liebe nahm all ihr denken und empfinden in Anspruch, daß nichts daneben Raum hatte.

Der Gedanke hatte bei der Mädchenhaftigkeit ihres Wesens gar nicht in ihr aufkommen können.

Ganz allmählich war ihr das Bewußtsein gekommen, schärfer und immer deutlicher, bis es sich zu einem alles verzehrenden Wunsche ausbildete, einer leidenschaftlichen Sehnsucht. Sie wollte ihren Wunsch erfüllt sehn. Vielleicht wurde dann noch alles gut.

Die tiefe Stille des Hauses ängstigte sie. Sie hatte nichts zu thun, oft träumte sie stundenlang allein, beschäftigungslos. Oder sie fuhr spazieren, zuweilen den ganzen Vormittag. Selten ging sie mit Herbert ins Theater oder Konzert.

Sie konnten es nicht vermeiden, Bekannte zu treffen, und wenn diese noch so höflich grüßten: Lucie glaubte stets ihre Blicke in seltsamer Weise auf sich gerichtet zu sehen, und das konnte ihr den ganzen Abend verderben.

Herbert hatte sie zu einer Gesellschafterin zu bewegen

gesucht. Aber alle, die sich meldeten, gefielen Lucie nicht. Es waren doch nur Dienstboten. Endlich hatte sie eine junge Französin gefunden, aber kaum acht Tage war sie im Hause, als Lucie sie wieder fortschickte.

Sie hatte ihr Zimmer in dem Gartenhäuschen gehabt, und Lucie hatte bemerkt, wie sie dort am Abend einen Herrn empfangen hatte. Das wollte sie nicht, und sie schickte sie, ohne weiter ein Wort zu sagen, wieder fort.

Dann wagte sie keinen zweiten Versuch.

Wozu sollte sie eine fremde Person ins Haus nehmen? Sie wollte allein sein. Wozu sollte ein anderer das Glend sehen, das zwischen ihnen herrschte? Es war genug, daß sie selbst es schweigend ertrugen. Es brauchte kein anderer darum zu wissen. —

Nur vor einem konnte sie es doch nicht verbergen: vor Fritz Lautner. . . .

Er hatte nie ein Wort gesagt; kein Blick, nichts verriet ihn; dennoch wußte Lucie, daß er sie liebte. Und sie fand ein wenig Glück in dem Bewußtsein, von ihm geliebt zu werden. Er war so bescheiden, er schien ihr so kindlich unbeholfen, so jung. Nur wenn sie vor seinen Bildern stand, fühlte sie die gewaltige Größe, die in ihm lag. Und vor dieser Energie, die alles zu zermalmen drohte, was ihr in den Weg kam, bebte sie zurück.

Bissig ohnegleichen war die Kritik über ihn hergefallen, hatte ihn zerlegt, einen erbärmlichen Stümper genannt; sie hatten alles angegriffen, seine Ideen, seine Komposition, seine Farben, urteilslos wie Kritik zu sein pflegt. —

Er ließ sich durch nichts beirren. Er wußte genau, was er wollte. Unermüdtlich schaffte er weiter, in rastloser Arbeitskraft, und machte sich an immer gewagtere Situationen.

Wieder hatte er ein großes Bild vollendet: der Ein-

gang eines Balllokales, der Flur hell erleuchtet, vor dem Portal zwei Bogenlampen, die das ganze Licht auf die Scene warfen, die sich vor der Thür auf dem Trottoir abspielte . . . ein regennasses, glittschiges Asphalttrottoir, in dem sich die Lichtstrahlen brachen.

Eine elegant kostümierte Dame schritt über den Bastteppich des Korridors, den Kopf etwas wendend, um zu sehen, wie eine Kollegin, am Arm eines Herrn im Cylinder und schwarzem Rock, von einem zerlumpten Burschen, ihrem einstigen Zuhälter, festgehalten und geohrfeigt wurde, während der Herr und der Portier auf den rasenden und betrunkenen Kerl eindrangten, und ein paar Kinder neugierig der Scene zuschauten.

Man hatte ihn wegen des Motivs angegriffen: das war gemein, ordinär . . . das war gemalte Unfittlichkeit . . . die verworfensten Geschöpfe der Großstadt! —

Lautner zuckte die Achseln und lachte. . . . Wenn es nicht schön war, was konnte er dafür? Er hatte die Welt nicht gemacht, es sollte eben nichts weiter sein als wahr.

Das hatte er gesehen, das kam hundertmal vor, als ganz gewöhnliches Ereignis: daß eine Dirne, aufgepußt wie eine Fürstin, von einem Strolche, dem sie gehörte, geschlagen wurde. . . . Sollte er vielleicht den blasenden Trompeter von Säckingen malen mit seinen semmelblonden Schmachtlöcken und dem thränenfeligen: Behüt dich Gott! auf dem Gesichte? .. Davor mochte ihn Gott behüten! — Er malte ruhig weiter wie er das Leben sah; und das Publikum drängte sich trotz aller neidischen Kritik vor seinen Bildern und ließ sich bestechen von der Genialität der Lebensauffassung, — oder es wandte sich voller Grauen ab, erschreckt von der Wahrheit seiner Darstellungen. —

Lautner hatte Lucie einmal gebeten, sie malen zu

dürfen. Es verlangte ihn danach, etwas recht liebliches zu malen, zu zeigen, daß er über die zartesten Farbentöne gebieten konnte, daß er Schönheit und Anmut so gut mit seinem Pinsel wiederzugeben vermochte, wie das nackte, elende Leben in all seiner Häßlichkeit.

Er wollte sie malen in sonnendurchzittertem Buchenwalde, wo das Licht auf den braunen Blättern am Boden tanzte, und das lichte grün sich mit dem silbernen grau der mächtigen Stämme mischte, auf einer Baumwurzel sitzend, im saftgrünen Moose, die Arme auf die Kniee gestützt, den Kopf vorgebeugt, in die Ferne sinnend, traurig sehnsuchtsvoll. — Aber sie weigerte es ihm. . . Nein, sie wollte nicht. Sie konnte nicht still sitzen. . . Sie wollte sich ihr Gesicht nicht stehlen lassen. Sie ging ja auch nicht zum Photographen. Es war ihr unangenehm. . . Er durfte ihr deshalb nicht böse sein. —

Und er verzichtete auf den Wunsch; allein der Gedanke ließ ihm keine Ruh, und er kam oft darauf zurück, ohne je etwas erreichen zu können.

Sie fürchtete sich, ihm gegenüber sitzen zu müssen, daß er dann etwas sagen würde. . . ihr endlich sagen, wie sehr er sie liebe. Sie hatte ihn gern, aber sie hätte ihm ja doch nur sagen können, was er zu gut mußte, daß er verzichten müsse.

Er war leidenschaftlich und wild, und sie mußte an Böhlaus denken, vor dessen rücksichtsloser Brutalität ihr Wille nichts war, der mit ihr hatte machen können, was er wollte. Jene Scene auf Helgoland! — Zuweilen stieg sie unheimlich klar vor ihren Augen auf, wenn sie an ganz andere Dinge dachte. Daher kam all ihr Unglück. Sie gehörte Herbert und hatte sich einem andern hingegeben; und am Abend hatte er sie gefragt, ob sie sein Weib werden wollte. —

Wie war es möglich gewesen, wie konnte es nur denkbar sein! — — Alle ihre Anschauungen hatten sich geändert, sie dachte anders . . . sie fühlte anders, von der Zeit, da sie Herberts Weib geworden war.

Sie grübelte über sich selbst nach . . . sie klagte sich an, sich und ihr früheres Leben. Sie hatte die Vergangenheit vergessen wollen, sie hatte vieles vor Herbert verschwiegen, und darin sah sie ihre Verschuldung. Mit Lügen hatte sie sich ihr Glück erkaufte, mit Lügen die alte Frau bethört, die einsam auf Sassenhagen saß.

Zwei Mal nur in der langen Zeit waren sie drüben gewesen, kurz bevor Max sich mit seinem Bruder entzweit hatte: dann ward nicht mehr davon gesprochen.

Sie sah wohl, wenn Herbert einen Brief von seiner Mutter erhielt, aber sie fragte nicht, und Herbert schwieg. Die Mutter schrieb kein Wort über Lucie, als ob sie gar nicht vorhanden sei; und da sie nicht fragte, wagte Herbert nicht, sie in seinen Briefen zu erwähnen.

Einmal hatte er Lucie vorgeschlagen, wieder ein paar Wochen auf Helgoland zuzubringen, aber sie hatte ihm voller Entsetzen gewehrt. Nie wieder, hatte sie sich geschworen, sollte ihr Fuß die Insel betreten.

Sie fürchtete sich vor der See. Sie wollte auch nicht nach Ostende. Sie wollte das Meer nicht wiedersehen. Ihr war, als müßten die Wogen ihr stets von jenem Tage raunen, der der Anfang ihres Glücks und all ihres Glends geworden war. —

Sie hatten vier Wochen in der Schweiz zugebracht, von einem Orte zum andern ziehend; allein diese Ruhelosigkeit, wie sehr sie ihnen gelegen kam, ließ sie nicht zum Genusse kommen.

In Bevey traf Herbert die Nachricht von der Erkrankung



seiner Mutter. Der Arzt schrieb, es sei große Gefahr, und er befürchtete bei dem Alter der Patientin das schlimmste; jedenfalls könne er für nichts stehen.

Ohne Verzug reiste Herbert zuerst nach Berlin, wo er Lucie inzwischen zu lassen gedachte. Sie mußte ohne ihn bleiben, er konnte sie nicht mit nach Sassenhagen nehmen, wo wahrscheinlich auch Max eintreffen werde.

So blieb Lucie einige Tage allein. . .

Wie traurig und öde das alles war! Sie kamen aus der Schweiz. In den Bergen, in der frischen Luft war ihr das Herz aufgegangen. Sie war endlich einmal wieder froh geworden, und hatte Herbert ganz für sich gehabt. Nichts trat hemmend zwischen sie. Keine Geschäfte, keine fremden Menschen, die ihr Glück störten. Und jetzt mußte sie allein bleiben in Berlin, allein in der Villa, wo sie niemanden um sich hatte, mit dem sie ein freundliches Wort sprechen konnte.

Nur Lautner kam täglich zu ihr, er holte sie ab oder ging mit ihr im Garten spazieren. . .

Es war Hochsommer, eine drückende, schwüle Hitze lagerte über der Stadt, die um die Mittagszeit ausgestorben schien. Die langen, fahlen Straßen, mit feinem grauen Staube bedeckt, erglühten unter den steilen Sonnenstrahlen. Der Tiergarten sah ganz traurig aus. Die Blätter hingen grau und schlaff herab, und ihr grün verschwand unter der dichten grauen Staubschicht, die sich auf alles lagerte. Seit Wochen hatte es nicht geregnet, und Menschen und Tiere schleppten sich durch die glühenden Straßen, die zahllose rote Sprengwagen kaum für Augenblicke zu besuchen vermochten. —

Lautner wanderte mit Lucie im Garten auf und ab. Sie hielt ihrer Gewohnheit gemäß die Arme über der Brust

gekreuzt. Aber sie hatte ihre stolze Haltung schon seit langem verloren.

Sie trug den schönen, kleinen Kopf gesenkt, als ob bitteres Leid eine schwere Krone darauf gelegt habe.

In der frischen Luft der Berge hatte sie sich wieder erholt, eine leichte Röte lag auf ihren schmalen Wangen. Sie war stärker geworden, frauenhafter und lieblicher. Nur ihre Augen blickten verschleiert, so müde und traurig in die Welt, als wollten sie sich schließen für alle Zeit; sie waren sonnenmüde.

Es schien, als ob ihre Füße den Boden kaum streiften, so leicht und gleichmäßig schritt sie dahin.

Fritz Lautners Blicke suchten immer wieder ihr Gesicht. Ein seltsames Feuer flammte in seinem Auge, die Begeisterung des Künstlers.

Während ihrer Abwesenheit hatte seine Phantasie sich ein Bild von ihr geschaffen, das ihm keine Ruhe ließ.

Sie wollte ihm keine Sitzung gewähren, aber er mußte das Bild malen, wenn auch nur, um es sofort wieder zu vernichten. Er mußte es schaffen, um Ruhe zu bekommen. —

Und da es aussichtslos war, daß sie ihm gestattete, auch nur eine Skizze von ihr zu entwerfen, ließ er sie keinen Moment aus dem Auge. Jede ihrer Bewegungen beobachtete er, er stahl sich heimlich das Bild, das sie ihm freiwillig nicht gewähren wollte. —

Sie hatte sich auf einem Gartenstuhle niedergelassen. Er stand vor ihr und sprach von seiner Kunst wie von einer Geliebten, der er sich mit Leib und Seele zu eigen gegeben hatte. —

Die Sonne brannte schläfrig heiß durch das regungslose Blätterdach. Kein schattiges, kühles Plätzchen. Ueberall die sengende Glut der hochstehenden Sonne.

Lautner stand vor Lucie, und ihr in das schöne, leid-  
verklärte Gesicht blickend, erzählte er ihr von seinen Plänen.  
Da knirschte der Sand unter dem Tritte eines heran-  
kommenden. Unwillig drehte sich Lucie um. —

Der Diener mit einer Depesche.

Lautner trat zurück, und Lucie erbrach angstvoll  
langsam das Telegramm. Sie wußte, was darin stand,  
und doch stockte ihr das Blut. Die alte Frau war tot,  
was konnte es anders sein? . . Sie hatte das Blatt ent-  
faltet. —

Ein Schrei entfuhr ihr, und dann schlug ihre Angst  
in jauchzende Freude um:

— Lesen Sie, Lesen Sie! . .

Und überwältigt sank sie in den Stuhl. . . . Das  
hatte sie nicht gehofft. —

Lautner las die Depesche.

— Komm sofort. Mutter verlangt nach dir. Herbert.

Sie wollte sie sehen. Wenn irgend jemand ihr ver-  
geben und das Glück wiederbringen konnte, war es die  
alte Frau. . . . Jetzt konnte alles gut werden. —

In fliegender Hast eilte sie in das Haus.

Sie wollte gleich fort. — Lautner mußte sie zur Ruhe  
mahnen. — Sie wußte kaum mehr, was sie that. —

Der nächste Zug ging erst in zwei Stunden. —

Sie mußte sich gedulden, zwei lange — qualvolle  
Stunden. . . . Lautner leistete ihr Gesellschaft und brachte  
sie zur Bahn.

#### XIV.

Die Fahrt schien Lucie endlos lang. —

Die Maschine des Schnellzuges keuchte durch die  
gleichförmige Ebene, die wie eine brennende Wüste sich

rings weitete. Links dehnten sich jetzt lange Getreidefelder, fruchttragende Äcker und grüne Wiesen. Dann kamen große Strecken brachliegenden Landes, ein dunkler Tannenforst, oder ein lichterer Buchenwald, den die Eisenbahn durchschnitt.

Im Coupé brütete eine drückende Hitze. Lucie hatte beide Fenster geöffnet, aber es half nichts, die hereinströmende Luft war glühwarm. Sie lauschte auf das monotone rollen und stoßen der Räder, sie schaute auf die Felder draußen, sah die Telegraphenstangen vorüberfliegen und erschrak jedesmal, wenn der Zug hart an einem Bahnwärterhäuschen vorbeibrauste und das heftige Geräusch der sich stauenden Luft mit Gepraffel an ihr Ohr schlug.

Endlich lief der Zug, an den kleinen Stationen langsamer vorbeifahrend, in die Zielstation ein. Noch ehe die Coupéthür geöffnet wurde, sah sie schon den Pferdeknecht grüßen, der mit Fuhrwerk an die Bahn gekommen war. In dem großen Reisewagen fuhr sie die staubige Chaussee hin, auf Sassenhagen zu.

Das Verdeck war gegen die Sonne aufgeschlagen, und es roch im Wagen stark nach Leder. Aber sie gewöhnte sich schnell an den unangenehmen Geruch.

Sie lehnte sich zurück, und die Müdigkeit übermannte sie. Sie schloß die Augen vor der sengenden Hitze, die Schläfrigkeit machte sich mehr und mehr geltend, und zuletzt verfiel sie in einen träumerischen Halbschlaf, aus dem sie erst erwachte, als sie fast am Ziele angelangt war, und der Wagen durch das kleine, nur eine halbe Stunde vom Gute entfernte Dorf fuhr.

Am Ausgange des Dorfes kam ihr Herbert entgegen. Er hatte sich vom Krankenlager der Mutter losgerissen und war ihr entgegengeeilt.

Heute in aller Frühe, kurz nach dem erwachen, hatte die Mutter plötzlich nach Lucie gefragt. Weshalb war sie nicht hier? . . . Sie wollte sie sehn. . . . Sie sollte bei ihr sein. —

Julie war nicht gekommen, weil sie ihrer Niederkunft entgegen sah, und der Arzt hatte Max beruhigend geschrieben, daß seine Anwesenheit nicht nötig sei, die wegen dienstlicher Verhältnisse und bei dem bevorstehenden Familienereignisse nur schwer zu ermöglichen war.

So waren nur Herbert und Wiesing um Frau von Düren.

Da war ihr der Gedanke an Lucie gekommen, und sie hatte sie rufen lassen. —

Den ganzen Tag hatte sie nach ihr gefragt und fortwährend von ihr gesprochen. Ob sie denn noch nicht komme? — Sie ward ungeduldig. Sie mußte doch bald da sein. Wenn sie kommen wollte . . . mußte sie schon da sein.

Aber vielleicht mochte sie nicht kommen, weil sie von ihr gekränkt war. —

Sie fragte Herbert immer wieder, ob sie auch damals nicht zu hart gewesen. . . . Es habe sie zu tief geschmerzt, sie habe Lucie für so engelsgut und rein gehalten, daß sie sich gar nicht habe daren finden können, es könne anders sein. Max hatte ihr mancherlei angedeutet, nichts bestimmtes, das hatte sie erschreckt, aber sie hatte nicht zu fragen gewagt. Deshalb schrieb sie auch in ihren Briefen nie von Lucie, weil sie immer glaubte, Herbert werde ihr Aufklärung geben; sie brachte es nicht über das Herz, eine neugierige Frage zu stellen. —

Aber in Herberts Briefen kein Wort von Lucie.

Wiesing wußte, wie viel sie von ihr gesprochen, wie

sie sich den Kopf zerbrochen hatten, was wohl geschehen sein mochte.

Jetzt wollte sie Lucie sehen. Sie sollte bald kommen, bald! —

Der Wagen fuhr in den Gutshof ein, und an Herberts Arme schritt Lucie zu dem Zimmer seiner Mutter empor. Die alte Frau saß im Sessel und streckte ihr die Arme entgegen. Und als Lucie jetzt vor ihr kniete, fuhr sie ihr mit den alten zitternden Händen schmeichelnd über die Wangen und bat sie, alles zu vergessen und bei ihr zu bleiben.

Es schien, als ob das Lebenslicht noch einmal aufflamme, und der Arzt gab Hoffnung auf Besserung. Frau von Düren wurde heiter und zufrieden. Sie konnte zwar den Lehnstuhl nicht verlassen, aber sie ward nicht mehr von Schmerzen gequält.

Alle Uneinigkeit war geschwunden. Frau von Dürens letzter Wunsch war, ihre beiden Kinder, Herbert und Max, wieder zusammenzuführen und zu versöhnen.

Allein es kam nicht dazu.

• Eines Morgens schlief sie in ihrem Sessel ein. Als man sie wecken wollte, war es zu spät. . .

Am Tage der Beisetzung kam Max von Berlin, und eine frostige Einigung zwischen den Brüdern kam zustande, die wegen der Erbschaftsangelegenheit vielfach geschäftlich mit einander zu verkehren hatten.

Lucie ließ sich nicht blicken, so lange Max anwesend war. Schon in der Nacht fuhr er wieder ab, weil der bedenkliche Zustand Julies seine Anwesenheit dringend erheischte.

Herbert und Lucie waren wieder allein, jetzt ganz allein auf dem großen Gute. —

Lucie hatte so lange gebeten, bis Herbert einwilligte,

den Sommer über zu bleiben. Sie fürchtete sich vor Berlin. Am liebsten wäre sie ganz auf Sassenhagen geblieben, das jetzt Herberts Eigentum geworden war. —

Er war viel beschäftigt, und Lucie machte, von Juno begleitet, ihre Morgenspaziergänge allein. Sie verlor sich tief in den Wald hinein, bis an den See hin, oder sie ging hinunter in das Dorf. Nur das Waldhäuschen mied sie. . .

Auch auf ihren gemeinsamen Wanderungen hatten sie es nicht wieder aufgesucht.

Es war niemals die Rede davon. —

Sie nahmen ihre früheren Spazierritte wieder auf. Der Fuchswallach, den sie einst geritten, war alt und schwach geworden, und Herbert hatte eine braune Stute angeschafft, schlank und zierlich, nur zuweilen etwas choleraischer Natur, so daß er es nicht duldete, daß Lucie ohne ihn ausritt. Die alte Zeit schien allmählich wieder zu erstehen. Hier war niemand, der sie störte; es gab nichts, was ihr zusammenleben beeinträchtigen konnte. —

Mit Herbert war seit dem Tode der Mutter eine Umwandlung vor sich gegangen. Es hatte ihn wieder aufgerüttelt aus seiner Gleichgiltigkeit. Er hatte alles gehen lassen, wie es wollte. Jetzt mußte er seine Kräfte zusammennehmen, denn es gab mancherlei zu ordnen. Aber es war nicht das geistig aufreibende seiner politischen Angelegenheiten; es handelte sich meist um ruhige, praktische Abwickelungen.

Und ein anderes kam hinzu: seine Mutter hatte Lucie vergeben. Jetzt stand nichts mehr zwischen ihnen; das Bewußtsein, daß er einst die Mutter getäuscht, hatte wie Unfriede auf ihnen beiden gelegen, der gehoben schien, seit sie kurz vor ihrem Tode ihre Hände nochmals zusammengelegt hatte.

Trotz der Trauerzeit und der dunklen Kleidung Lucies war es hier nicht so frierend einsam, wie in der Villa in Berlin. Lucie schlich nicht mehr stumm einher. Ihr fröhliches Lachen klang wieder durch die Räume, aus ihrem Gesichte schwand der herbe Zug, der es entstellte hatte, und Sonnenschein lag in ihren tiefen, grauen Augen.

Jetzt durfte sie Herbert wieder lieben, und all die aufgespeicherte Sehnsucht der letzten Monate brach wie eine alles mit sich fortreisende Flut hervor. Die Tote, die ihnen vergeben hatte, störte sie nicht. Die Schranke war gefallen, die sie selbst zwischen sich aufgerichtet hatten, und sie konnten sich wieder geben wie ehemals. —

\* \* \*

Eines Abends war die alte Stimmung wieder über sie gekommen.

Die Sonne war blutrot im Westen gesunken, die leichten, weißen Wolken flammten glühend auf, dann wurden sie grau, und flüchtige Schatten eilten über den Himmel hin. Die Gegenstände auf der Erde verschwammen in einander, sie verloren ihre festen Umrisse und bekamen ein gespenstisches Aussehen . . dann hüllte sie die Nacht ein. —

Und erst als das Auge sich an die Finsternis gewöhnt hatte, trat alles wieder deutlicher hervor.

Herbert und Lucie kamen von den Feldern, wo das Korn seiner Reife entgegenging.

Sie wanderten, als die Nacht eingebrochen war, noch im Garten auf und ab, den Herbert sorgsam hatte pflegen und mit Blumen besetzen lassen, die jetzt ihren süßen Duft in die schläfrige Nacht hauchten.

Arm in Arm schritten sie unter den breit ausladenden Zweigen der Parkbäume auf schmalen Wegen hin.

Der Mond stieg über dem Walde auf, goß seine



hellen Silberfluten über den Park und tauchte alles in sein mildes Licht.

Lange schritten sie schweigend neben einander hin, bis Lucie stehen blieb und mit ihren Armen Herbert umfassend, sich an ihn lehnte in völliger Hingabe. . . An jenem Abende erwachte die alte Liebe in ihnen, und die traurige Zeit, die sie durchlebt hatten, war vergessen. Sie ward ausgelöscht, als sei sie nie gewesen, — ein häßlicher Traum. . .

An einem der folgenden Tage, auf einem Spaziergange durch den sonnendurchfluteten Wald, kamen sie in die Nähe des Forsthäuschens.

Herbert hatte schon seit einigen Tagen die Absicht, es zu besuchen, um sich vom Zustande zu überzeugen.

Als Lucie bemerkte, wie er vom Waldsee den Weg nach der Hütte einschlug, sah sie ihn mit freudestrahlenden Augen an. Sie hatte schon lange den Wunsch gehegt, wieder einmal dorthin zu kommen, aber sie wußte nicht, ob es ihm angenehm war; deshalb hatte sie immer geschwiegen.

Bald lag das Vorkenhäuschen vor ihnen.

Es war noch alles gut im stande. Herbert schloß die Thür auf, und sie traten ein. Die Sonne fiel in schrägen Strahlen durch die kleinen, bunten Glasfenster und warf wunderbar verzerrte, farbige Lichtflecke auf alle Gegenstände.

Ein dichter, grauer Staub war bei ihrem Eintritte aufgewirbelt, und tausende von Sonnenstäubchen tanzten in den Strahlen des einfallenden Lichtes.

Lucie öffnete die Fenster, und nachdem sie Herbert wieder hinaus drängt, stäubte sie mit einem Federwedel, der sich stets dort befand, flüchtig Tische, Sessel und all die kleinen Einrichtungsgegenstände ab, und rettete sich dann ins Freie, nachdem sie drinnen eine Wolke zum ersticken aufgewirbelt hatte.

— So! . . laß sich den Staub erst verziehen; setzen wir uns solange hier draußen hin.

Sie ließen sich auf einer Bank nieder, und sie mußten beide an den Nachmittag denken, als das Unwetter sie überrascht hatte. Lucie barg den Kopf an seiner Schulter; sie war glücklich in der Erinnerung jener Zeiten, die aus Staub und Moder aufstieg, und die in ihrem Herzen Gefühle erweckte aus langem, totenhaften Schlafe, die sie gestorben glaubten, und die jetzt wieder lebendig wurden.

Sie traten in die Hütte ein. Der Moderduft hatte sich verzogen. Frische Waldblust strömte durch Fenster und Thüre. Sie ließen sich auf dem mit Fellen bedeckten Divan nieder, und sich bei der Hand haltend, sprachen sie sich seit langem wieder aus.

Lucie mußte sich all das Elend vom Herzen wälzen.

— O wie ich gelitten habe, die lange Zeit! flüsterte sie . . . ich habe es dir nie gezeigt, Herbert, aber wenn ich allein war, mußte ich weinen. — Ich glaubte, ich hätte deine Liebe verloren. — Wenn du mich küßtest, war mir, als wehe mich tödtlicher Frost an. Wie oft habe ich mich nicht in unser Gartenhäuschen hinübergerettet, wo ich zuerst gewohnt habe, als du mich zu dir nahmst. Du kamst nie hinüber. Es fiel dir nicht ein, diesen Ort einmal wiederzusehn. . . Aber jetzt sollen die Thränen gestillt sein. . . Wir haben beide genug gelitten. Wir wollen leben; denn wir dürfen es, seit deine Mutter uns verziehen hat. . . Küsse mich und sage mir, daß du mich lieb hast. . .

Eine süße Erregtheit hatte sich ihrer bemächtigt.

Ihre Züge hatten ihre volle Frische wieder erhalten, und sie sah frauenhaft schön und lieblich aus.

— Ja, Lucie, ich habe dich lieb, lieb wie in den

ersten Tagen, da ich dich kennen lernte, Und es soll alles werden wie früher. . .

Er zog sie an sich, zärtlich und leidenschaftlich, und sie lag an seinem Herzen, das sich ihr jetzt wieder ganz erschlossen hatte. —

Wie in alter Zeit schritten sie durch den Wald heim. Die Vögel huschten durch die Zweige, ein paar Eichhörnchen raschelten im dürren Laube. Aus der Tiefe des Waldes drang der scharfe Räuberschrei eines Falken.

Die Sonne warf schräge, matte Strahlen. in deren Licht sich die Stämme und Laubkronen seltsam röteten; und das Leben, das in der sengenden Mittagsglut eingeschlafen war, erwachte mit dem einbrechenden Abend. —

Glückliche Tage folgten, an denen das alte kindliche Lachen Lucies durch die Räume des Gutes hallte.

Sie sah in ihrem schwarzen Kleide lieblicher als je aus, und Herbert fühlte, wie der alte Zauber ihn umstrickte, wie ihre Schönheit ihn wieder gefangen nahm.

Er war wie berauscht von ihr und konnte sie zu Tode küssen, daß sie ihm lachend wehrte, um sich ihm gleich wieder jauchzend in die Arme werfen. —

Aber ihre Einsamkeit blieb nicht lange ungestört. Ein Gast kam, der jedoch nur beitrug, sie noch fröhlicher zu stimmen: Fritz Lautner. — Von einer kleinen Reise nach Berlin brachte Herbert ihn mit nach Sassenhagen. Er hatte sich überanstrengt, seine Nerven waren überreizt, und der Arzt hatte ihm dringendste Schonung geboten. Er ruinierte sich mit seinem rastlosen arbeiten. Er mußte fort in die frische Natur und sich Erholung gönnen. Kurz entschlossen hatte ihn Herbert der Großstadt mit ihrem geschäftigen treiben und der gehirnstörenden Sonnenglut entführt.

Er sollte seine Augen an frischem Waldesgrün er-

quicken und sich zu neuem schaffen stärken. Lautner selbst fühlte das Bedürfnis, hinaus zu kommen. Er wollte einmal die Natur besiegen, um ein Gegengewicht zu finden zu jenen dunklen Nachtszenen des großstädtischen Lebens, die sein Pinsel mit realistisch-er Treue schilderte und gegen die der Mensch in ihm sich zuweilen ebenso auflehnte wie es mancher Beschauer that. —

Allein Herbert verwehrte ihm das arbeiten — noch entschiedener als der Arzt. Auf Sassenhagen wurde nichts gethan. Da hieß es faulenzten. Da mußte er seine Taqe mit nichtsthun hinbringen. —

Die erste Zeit ging es.

Er ritt spazieren, machte die gemeinschaftlichen Promenaden mit, oder spielte mit Lucie in dem großen, grün ausgestatteten Spielzimmer Billard, ein Spiel, für das trotz Lucies bitten Herbert sich nie hatte interessieren können.

Häufig machte Lautner mit der jungen Frau allein Promenaden. Er fing an, für die Natur zu schwärmen, für das tote Landschaftsbild, das ihm bisher nur Staffage gewesen war. . . . Und eines Tages brachte man allerhand Requisiten auf das Gut, und Fritz Lautner war seinem Versprechen untreu geworden.

Am folgenden Morgen schon hatte er seine Staffelei an einer Bucht des Sees aufgeschlagen, an einem Punkte, dessen malerische Schönheit er Lucie vielfach gerühmt hatte.

Unter hundertjährigen Buchen streckte sich bis zum See eine sanfte Grasshalbe hin, weiches, kurzes Gras mit leichtem, flockigen Moos versehen, das an den Wurzeln der Bäume emporkletterte. Die Sonne lag wie Silber auf den regungslosen Fluten, in deren tiefer Bläue die weittragenden, baumdicken Aeste der Buchen ihre Blätter tränkten. Der See mit seinen gewundenen Buchten lag in seiner ganzen

Länge vor einem, umrahmt von den mannigfachsten Waldbäumen.

Jeden Morgen saß hier Lautner bei der Arbeit, oftmals kam Lucie mit Juno heraus. Sie setzte sich auf einen kleinen Feldstuhl oder streckte sich zwischen den Wurzelästen einer Buche in das Moos, um seiner Arbeit zuzuschauen, ohne daß viel Worte gewechselt wurden. —

Lautner war in der That angegriffen gewesen. Er hatte seine zielbewußte Ausdauer verloren gehabt, ein unruhiges Hasten hatte sich seiner bemächtigt, und er hatte zugleich drei Arbeiten begonnen, indem er oft in fünf Minuten von einer zur andern eilte.

Er wollte geradezu unmögliches leisten, und so zersplitterte er sich in gefährlichster Weise. —

Jetzt hatte er seine Ruhe wiedergefunden. Er dachte nicht an seine Arbeiten, die in dem Atelier in Berlin eintrockneten. Der Umgang mit Lucie beruhigte ihn, denn seine geheime Liebe zu ihr brannte wilder als je in seiner Brust. Aber hier draußen in der freien Natur fand er sich selbst wieder, und er genoß mit Lucie das Glück, das ihr zu teil geworden war. —

Ein noch größeres geheimes Glück stand ihr bevor.

Seit einigen Tagen ging sie träumerisch-selbstverloren einher, eine stille Glückseligkeit lag auf ihrem Gesichte, ein Zug gespannter freudiger Erwartung. . .

Der Herbst war gekommen und die ersten Blätter fielen von den Buchen, und am Abend brachte der kühler werdende Wind leichte Nebel. —

Herbert entschloß sich, nach Berlin zurückzukehren.

Lucie, die anfangs alles aufgeboten hatte, um Sassenhagen nicht wieder verlassen zu müssen, willigte ein, und ein verstecktes Lächeln spielte um ihre Lippen.

Ein paar Tage zuvor schon war Lautner abgereist.

Sie hatte ihr Geheimnis bis dahin für sich behalten. Eine Woche lang war sie im Zweifel, ob sie sich auch nicht täusche. — Deshalb war sie so schnell bereit gewesen, mit nach Berlin zu gehen, um ihren alten Hausarzt zu befragen. Allein jetzt wußte sie es. Es konnte kein Zweifel mehr sein: sie fühlte sich Mutter. —

Eine jauchzende Freude hatte sich ihrer bemächtigt, und doch trug sie ihr Geheimnis noch still für sich, ein Geheimnis, das alle Seligkeit in sich barg.

Eines Abends, als die Dunkelheit einbrach und Herbert sie auf seinen Schoß gezogen hatte und davon plauderte, wie sie nun alle Jahr den Sommer auf Sassenhagen, den Winter in Berlin zubringen wollten, gestand sie es ihm endlich unter lachen und weinen. . .

Jetzt hatten sie den Gipfel ihres Glückes erreicht.

Herberts sehnlichster Wunsch erfüllte sich. Und eine lachende, rosige Zukunft that sich vor ihnen auf. Was konnte ihnen jetzt noch fehlen! Das Haus in der Tiergartenstraße würde nun nicht mehr verödet stehen. Ein Kind kam in das Haus. Lachen und Jubel sollten ihren Einzug halten. — Sie siedelten in den folgenden Tagen nach Berlin über, und schon jetzt schien es Lucie, als habe alles ein anderes Gesicht bekommen. Sie fürchtete sich nicht mehr; ihr schien, als sei sie nicht mehr allein.

Wenn der Frühling in das Land kam, würde auch das Kind kommen, das sie sich so heiß gewünscht hatte.

Damit, daß sie Mutter wurde, schien die letzte Schuld getilgt zu sein. Wie eine Strafe, wie eine Verwünschung hatte es auf ihr gelegen, und sie hatte sich in grüblerischen Stunden genug mit dem Gedanken gequält. Jetzt war sie auch darüber beruhigt. —

Der Winter war in das Land gezogen. Wieder schüttete er seine weiße Flockenlast aus und umhüllte die riesigen Häuserblöcke mit seinem Schneemantel. Die Erde knarrte unter dem harten Froste, der tief in ihre Eingeweide drang.

Die Winterstürme heulten durch den Tiergarten, und schauerlich klangen die langgezogenen Töne durch die Nacht. Seine eisigen Arme schüttelten die Bäume, daß die dürrn schwarzen Zweige brachen; kalt umfing er die Wohnungen der Menschen, an ihnen rüttelnd, um dann die langen Straßen dahin zu jagen mit schneidender Schärfe.

Und das Geheul drang hinein in die kleine Villa und zu der jungen Frau, die schlaflos manche Nacht in Schmerzen lag und mit dem heulenden Wind da draußen stöhnte und wimmerte. —

Ihre Wangen waren eingefallen, ihre Augen lagen dunkel umrändert tief in ihren Höhlen, und man konnte das Blut in ihren Schläfen pochen sehen.

Ihre kleinen Hände magerten ab und wurden wachsbleich wie ihre Wangen, die mit ihrer Rundung auch die Farbe der Gesundheit verloren hatten.

Der Arzt verlangte, daß sie sich Bewegung mache, aber sie lag stundenlang müßig auf der Chaiselongue, starrte träumend zur Decke empor, und ihre Gedanken schweiften irr in die Ferne. Oder sie wand sich in ihren Schmerzen, und zuweilen klang ein dumpfes stöhnen durch das Gemach, jener scharfe, langgezogene Klagelaut des Weibes, wie das röcheln eines tödlich verwundeten Tieres. .

Ihr schwand alle Hoffnung auf eine glückliche Zukunft. Sie fühlte sich so elend, und sie sehnte den Tod herbei, um den Schmerzen zu entgehen.

Der Arzt hatte Herbert erklärt, daß die größte

Schonung geboten sei. Er konnte noch nichts bestimmtes sagen, aber normal schien der Zustand nicht.

Stundenlang war Lucie allein, und in ihren einsamen Träumereien grübelte sie sich immer tiefer in den Gedanken, daß diese Schmerzen eine Strafe für sie seien.

Sie litt grausam. Alle Lebensfreude schien von ihr gewichen. Sie wurde gegen alles apathisch, und am liebsten verließ sie das Haus gar nicht.

Zuweilen hatte sie ein paar Tage, eine Woche, wo ihr Befinden besser war. Dann trat ein völliger Stimmungswechsel ein. . . Alles war wieder gut. . . Sie lachte und scherzte. . . Sie fuhr aus, sie ging spazieren, als ob nichts sei. Alles war vergessen . . . und oft schon am Abend drohte sie wieder ihren Schmerzen zu erliegen.

Dabei wagte sie es nicht, ihre Qual laut werden zu lassen, aus Furcht, Herbert lästig zu fallen. So schwieg sie, und weinte sich wie früher in der Einsamkeit aus. —

Herbert steckte mehr als je im politischen Leben.

Damals, als jene Anklagen gegen ihn erhoben wurden, als man sein Privatleben bekrittelte, war er entschlossen gewesen, nur mehr mit der Feder zu wirken. Allein es war leichter gesagt als gethan.

Mehr als je bedurfte man seiner. Eine heftige politische Fehde war entbrannt über Dinge, in denen Herbert von Düren für kompetent galt. — So wick er denn dem drängen seiner Freunde und stand von neuem an der Spitze einer unabhängigen Bewegung. Er hatte kaum ein Auge für die Qualen, die Lucie erdulden mußte. Jene bestrickende Intimität ihrer Liebe hatte wieder ganz aufgehört.

Wenige Wochen schon nach ihrer Rückkehr mußten sie auf Anordnung des Arztes und in Rücksicht auf Lucies Zustand getrennt von einander leben.



Lucie hatte bitter darunter zu leiden. Denn sie verlor den Einfluß auf Herbert, der sich in seine Arbeiten vertiefte, der stundenlang auf- und abging, nachdenkend über irgend etwas, von dem Lucie keine Ahnung hatte.

Sie fühlte, wie er ihr mehr und mehr wieder verloren ging. Er war meist liebenswürdig gegen sie, aufopfernd zärtlich, aber dann konnte er sie zuweilen völlig übersehen und schien kein Bewußtsein von ihrer Anwesenheit zu haben. Er lebte in anderen Gedankenkreisen, und Lucie stand kein Mittel mehr zu Gebote, um ihn in die lebendige Gegenwart zurückzurufen. Zu ihren körperlichen Schmerzen gesellte sich diese seelische Qual, die sie marterte, daß sie nahe daran war, ihr Mutterglück zu verwünschen.

Sie hatte Herbert all ihre Liebe entgegengebracht, damit er das Gebot des Arztes mißachten sollte, daß sie ein einziges Mal wieder sein Weib war; aber sie hatte nichts erreicht. Ihre Liebe hatte keine Kraft mehr. Er hatte sie besänftigt, wie ein kleines Kind mit guten Worten vertröstet — und sie hätte sich ihm hingeben mögen, wenn es gleich ihr Tod war.

War sie denn nicht mehr sein Weib, konnte die Natur gerade gegen sie so ungerecht sein und ihr alles versagen? — Sie tobte und wütete gegen sich, und die Folge war nur, daß ihre Schmerzen nach jeder Erregung heftiger wurden.

Ein blinder Unmut stieg in ihr auf, ein Groll gegen diese Kälte Herberts, gegen diese gefühllose Gleichgültigkeit, wo sie zu jedem Opfer bereit war. Er war so verständig, er vergaß keinen Augenblick, was sie ihn vergessen machen wollte . . . daß ihre Liebe fast zum Haß wurde.

Sie redete sich ein, er habe sie nie geliebt und jetzt sei sie ihm widerwärtig, weil sie ein aufkeimendes Leben unter dem Herzen trug. Sie kam auf den Gedanken, er

habe den Arzt gebeten, zu sagen, daß es gefährlich für sie sei; es sei gar nicht wahr! — Er möge sie nur nicht mehr leiden, er liebe sie nicht mehr.

Stundenlang konnte sie vor dem Spiegel hocken und sich betrachten . . . und dann weinte sie über sich selbst. Sie sah ja, wie ihre Schönheit sich mit tiefem Leid paarte. Der Arzt tröstete sie zwar, sie solle sich nicht sorgen, grade darin liege die sichere Gewähr, daß sie dieselbe später wiedererlangen werde.

Sie nahm den kleinen Handspiegel, setzte sich an das Fenster, gegen das der Spätwinter seine Schneemassen trieb, und weinte über ihre eingefallenen Wangen, ihre hohlen fieberhaften Augen, diesen bleichen Mund, um den ein so herber Zug lag.

Sie wußte, daß sie nicht mehr schön ausseh.

Wie konnte man sie noch lieben. —

Früher hatte sie sich selbst bewundert. Sie war nicht eitel gewesen, aber sie hatte das sichere Bewußtsein ihrer Lieblichkeit. Sie wußte, sie war nicht eigentlich schön, aber hübsch und reizend; und mehr verlangte sie nicht.

Jetzt schämte sie sich vor sich selbst. Sie sagte sich, daß man sie so nicht lieben konnte; und dabei keimte ein Unmut in ihr auf gegen Herbert, ein Unmut, der sich bei ihrem Zustande fast in Haß verwandelte.

Sie war launenhaft, in wechselvollster Stimmung, mit den krankhaftesten Gelüsten. Und sie tobte und weinte, wenn ihre Wünsche nicht gleich erfüllt wurden.

Sie legte es darauf an, Herbert zu reizen, ohne die rechte Empfindung dafür zu haben. Herbert wußte, daß sie keine Schuld hatte, daß sie nicht anders konnte, und er war nachsichtig . . . er sagte kein Wort und suchte sie auf alle Art zu beruhigen. Das erregte sie nur noch mehr.

So gleichgiltig war sie ihm, sagte sie sich, daß er nicht einmal ärgerlich wurde, mochte sie thun und sagen, was sie wollte.

Sie konnte ihn reizen, daß sie sich kaum mehr halten konnte — er ertrug es geduldig.

Wie mit einer Kranken, die sie war, ging er mit ihr um, — und das erbitterte sie noch mehr.

Das Verhältniß wurde immer gespannter.

Herbert hatte schwer zu leiden, aber er schwieg. Er mußte all seine Kräfte anspannen, all seine Gedanken zusammenhalten, denn man stand in der Politik vor einer Krisis, und dabei zu Hause die bitterliche Sorge um sein Weib. Lucies krankhafter Zustand ängstigte ihn mehr, als er sich zu gestehen wagte. Es machte auch ihn krank und erregt.

Er hatte begründete Aussicht, bei einer bevorstehenden Ersatzwahl in den Reichstag zu kommen. Der Gedanke ließ ihm keine Ruhe. —

Man stand im März, als die heftigsten Parteistreitigkeiten ausbrachen. —

Herbert hatte am Nachmittage einer Fraktionsitzung beigewohnt, und auf dem Rückwege ging er in der Schellingstraße bei Fritz Lautner vor, den er in den letzten Wochen vernachlässigt hatte.

Der Maler war für einen Augenblick fortgegangen — er mußte gleich zurückkehren, und die alte Frau, die Lautner den Haushalt führte, ließ Herbert in das Atelier eintreten. —

Der Himmel hatte sich umwölkt, und ein leiser Frühlingsregen begann zu fallen.

Mit gleichmäßigem Geräusch trommelten die Tropfen gegen die Glasscheiben des Ateliers.

Herbert betrachtete die umherstehenden Gemälde. Hier hingen Skizzen und Studien aus Sassenhagen, dort lehnte die Waldpartie vom See, die Lautner eine zeitlang aus-

gestellt hatte, jetzt aber um keinen Preis fortgeben wollte, obgleich man ihm viel dafür geboten hatte. Denn er war in Mode gekommen und hatte sich in dieser Landschaft von einer Seite gezeigt, die man noch nicht an ihm gekannt hatte.

Auf der Staffelei stand ein modernes Bild, eine Nachtszene: Arbeiter, die in einer Straße Berlins beim Lichte der vom Winde gepeitschten offenen Gasflammen, die büschelartig aus den selbstthätigen Gasbehältern strömen, die Pferdebahnschienen aufgerissen und umgelegt haben, und die Stelle nun wieder mit Asphalt decken. Rechts der Asphaltkessel, den ein Arbeiter mit schwarzem Torf frisch anheizt, daß die blutrote Glut durch die Nacht schimmert, darum ein paar Dirnen und zerlumpfte Gestalten, denen sich drei bezechte Studenten zugesellten.

Die Straße verlor sich in der Ferne, im leichten Nachtfrost liegend. Die Flackerlichter des offenen Gases, das gleichmäßig gelbe Licht der Gasandelaber und die aus der Ofenthür strahlende rote Glut warfen ihren Schein auf diese bei Nacht hastig beschäftigten Arbeiter und die sich an dem Pechkessel wärmende Gruppe, hinter der sich die drei neugierigen Studenten im Halblichte zeigten, während scharf die Arbeiter in ihrer rührigen Geschäftigkeit von diesem obdachlosen Gesindel und den die Hände wärmenden Dirnen abstachen . . . ein seltsames Bild, wie man es oft des Nachts in den Straßen sehen konnte. —

Lange betrachtete Herbert das Bild, das bis auf die Figur eines Arbeiters vollendet war.

Dann schritt er im Atelier auf und ab, einem einfachen, großen Raume, in dem nichts künstlerisch arrangiert war, alles rein praktischen Zwecken diente. Die Thür zu dem Nebenraum stand angelehnt, wo Lautner alte Scharteken

aufbewahrte, und der sonst stets verschlossen war. Herbert warf einen Blick hinein. Staffeleien standen darin, ein paar Bilderrahmen, Skizzen und sonstiges Gerümpel. Gegen die Wand lehnte eine große Leinwand, mit einem grünen Tuche überdeckt, das nur lässig darauf geworfen war. Herbert war eingetreten und sah sich die Skizzen an; dann — ohne sich etwas dabei zu denken, hob er das Tuch auf. . . Das Bild stand gegen die Wand gekehrt.

Er lehnte es davon ab. Dann kehrte er das fast lebensgroße Gemälde mit Anstrengung völlig um. . .

Lange stand er davor und starrte es an. . .

Es stellte ein Weib dar, auf dem Rücken in den Wellen treibend. Nichts weiter, als das wogende, schäumende Meer, in der Ferne mit dem Horizonte verschwimmend . . . und in den grünen Wogen, die im Licht der Sonne erstrahlten, das Weib . . . auf dem Rücken liegend, das Gesicht mit träumerischen Augen dem Himmel zugekehrt.

Das blonde Haar lag aufgelöst auf dem Wasser, wie ein Heiligenschein das Haupt umgebend. Und das Wasser spielte mit seinen grünlichen, kleinen Wellen, die sich bei der Berührung in Silberstreifen verwandelten, um diesen nackten, leuchtenden Mädchenleib, der lässig mit den schlanken Gliedern auf den Fluten trieb. Das Weib aber hatte ein Gesicht — das kannte er . . . das war ihm der Inbegriff aller Lieblichkeit, so wie er es hier im Bilde vor sich sah. . . Dieses Mädchen war Lucie . . .

So mit zurückgelehntem Kopfe, die Augen ohne Blickziel verschwimmend, hatte sie in seinem Arm gelegen, das Haar um die Wangen geschmiegt, den Mund mit den vollen, roten Lippen halb geöffnet, daß die kleinen weißen Zähne scharf dazwischen durchschimmerten.

Das waren ihre schmalen, mädchenhaften Schultern, ihr schlanker, süßer Leib, den er im Rausche seiner ersten Liebe tausendfach geküßt, den er an sich gepreßt hatte in verzehrender Leidenschaft.

Und seine Augen sahen das Bild nicht mehr, sie sahen die Wirklichkeit, wie sie gewesen. —

Eine ganze Weile schien er entrückt zu sein.

Als seine Augen dann auf das Bild vor ihm fielen, schien ihm: als sei dies hier eine andere, ihr ähnlich, aber nicht dieselbe. Doch der Gedanke streifte ihn nur flüchtig. Er sah wieder nur das Gesicht. . .

Und jeder Zug lebte darin. Es war Lucie, wie sie früher gewesen; diese vollen, frischen Wangen, diese zauberisch seltsamen Augen, die freie Stirn und dieser zartgebaute Hals mit seinem schmiegsamen Uebergang zu den Schultern.

Ein dumpfer, erstickender Schmerz stieg in ihm auf. Sein klares Denken verwirrte sich. . .

So hatte sie sich dem andern hingeeben, in dieser schamlosen Hüllenlosigkeit. . . Dieser Leib hatte ihm nicht allein gehört! — Sie hatte ihn betrogen! — Es gab keinen Zweifel mehr für ihn. . . Er dachte nach. —

Und er sah die beiden auf Sassenhagen am Waldsee.

Er war blind gewesen. Arglos hatte er sie sich überlassen, hatte nichts geahnt. Wie war es nur denkbar; wie konnte es geschehen? . .

O, es war ja alles möglich, alles. . . Warum auch nicht? — Was war sie denn gewesen, als er sie gefunden hatte? — Die Geliebte eines anderen. —

Das hatte er im Laufe der Zeit ganz vergessen. . . und nicht nur diesem einen hatte sie gehört. Er wußte es nicht, er hatte nie geforscht, aber er zweifelte nicht daran:

nicht diesem einen nur, zweien, dreien, wer weiß wie vielen sie gehört hatte . . . und so war sie sein Weib geworden. —

Und auch dann hatte es kein Ende genommen. —

Hier hatte er den Beweis vor sich.

Es schien ihm wieder, als sei es doch nicht ganz Lucie . . . aber er wußte es nicht mehr. Zu lange schon waren sie einander entfremdet.

Dann kam ihm plötzlich die Erinnerung.

Hastig kniete er in den Staub nieder und suchte auf dem Bilde, ob sie es war. . .

Auf der Schulter hatte sie ein kleines Muttermal . . . das suchte er . . . aber das Wasser spielte grade über diese Stelle. Der weiße, lichte Schaum hing an der Schulter. Und er strengte seine Augen an, als ob er durch den Schaum hindurch sehen könne. Aber er vermochte nichts zu erkennen. Er rutschte weiter auf den Knien. Seine zitternden Hände tasteten über das Bild . . .

Unter dem rechten Busen hatte sie einen kleinen braunen Fleck. Er entjann sich des Tages aus der ersten Zeit ihrer Liebe, als er ihn an dieser verborgenen Stelle entdeckte . . . wie er diese Stelle geküßt hatte.

Der kleine dunkle Punkt hob sich seltsam von dem blendend weißen, leuchtenden Fleische ab.

Und Lucie wollte ihm immer wehren, um zusammenzuschauern, wenn seine Lippen die Stelle gefunden hatten.

Jetzt suchte er die Stelle. Hier war sie, er wußte es genau. Er konnte sich gar nicht irren.

Aber von dem kleinen braunen Punkte keine Spur.

Er richtete sich auf. — Es wunderte ihn.

Er konnte sich Lucie ohne das Mal nicht denken.

Wenn der andere sie gesehen hatte, wenn er sie so malte, mußte er auch das Fleckchen malen. Er verglich schärfer,

aber er sah nicht mehr genau. Ein grauer Schleier lag vor seinen Augen. . . Endlich erhob er sich langsam. —

Er mochte das Bild nicht länger ansehen, und kehrte es wieder gegen die Wand. .

Lautner kam noch immer nicht. —

Nur der Regen trommelte monoton auf die Glascheiben mit dumpfem, harten Tone.

Er wollte Lautner erwarten. . . Er wollte — — Er wußte nicht, was er thun wollte. All seine Kraft war gebrochen. Er hatte keine Energie. . . Eine lähmende Traurigkeit überkam ihn. — —

Es wurde ihm hier zu eng. Er mußte hinaus. . . . dieses Geräusch des Regens machte ihn wahnsinnig. — Und er nahm seinen Hut und stürzte hinaus.

Sein Rock war offen. Er achtete nicht darauf. Er dachte nicht daran, sich gegen den Regen zu schützen. Er eilte weiter, und die dicken Tropfen klatschten ihm ins Gesicht. Der Regen schlug gegen seine Kniee, und von dem glatten Asphalt abprallend spritzten die Tropfen an ihm empor. Was that es, wenn er naß wurde. Er strebte weiter, und die Menschen, die sich vor dem Gusse in die Thorwege gerettet hatten, schauten verwundert dem Herrn nach, der achtlos durch den strömenden Regen eilte.

Er lief an der Potsdamer Brücke hin, den Kanal entlang, unter den jungen Bäumen, mit ihren unbelaubten Zweigen, die ihn mit ganzen Schauern dicker Tropfen überschütteten.

Das schwarze Wasser der Spree kräuselte sich in Millionen kleiner Falten unter den einfallenden Regentropfen.

Eine tiefgehende Bille mit hellroten Ziegeln belastet, schob sich langsam durch den schwarzen Kanal, während die



beiden Männer ihre langen Stangen fest einstemmten, und das Fahrzeug unter sich weg stakten, indem sie auf den Laufbrettern tiefgebeugt Schritt für Schritt gingen.

Bei der Hohenzollernstraße bog Herbert ab, um zur Tiergartenstraße zu kommen. Der Regen hatte einen Augenblick nachgelassen. Es war heller geworden; allein, ehe er die Mitte der Straße erreicht hatte, stürzten wolkenbruchartige Regenmassen vom Himmel, die der heftiger werdende Wind über das Pflaster wie Wellen hinjagte. —

Völlig durchnäßt kam er endlich in der Villa an. —

Unten an der Treppe stocste er . . .

Was sollte er sagen . . . was wollte er mit Lucie beginnen? — Er war davon gestürmt aber war noch nicht zur Besinnung gekommen. Er wußte nicht, was er thun sollte. Es war auch gleich. — Und er schritt rasch die Treppe hinauf.

Durch den Salon ging er in sein Arbeitszimmer. . . . Lucie war nicht da. — Hier ließ er sich in den ledernen Arbeitsstuhl fallen, stützte den Kopf in beide Hände und überließ sich seinem Schmerze, lange und rückhaltlos.

Dann stand er auf. Er wollte mit ihr reden. . . . Er mußte handeln. Er ging hinüber in ihre Zimmer, von einem ins andere. Sie war nicht daheim. . .

Im Schlafgemache blieb er eine Weile stehen. Wie lange hatte er den Fuß nicht mehr hineingesetzt. . .

Und er floh wieder aus dem Zimmer. —

Sie war nicht daheim. Sie hatte den Wagen genommen, um Einkäufe zu machen.

Er ging wieder in den Salon und, die heiße Stirn an die Spiegelscheiben der hohen Fenster gelehnt, starrte er auf die Straße in den Regen hinaus. —

Er würde sie nicht töten, das wußte er; er war kein Romanheld. — Er wollte ihr nichts thun. Das war ja alles Thorheit. . . Nur fort mußte sie.

Plötzlich kam ihm der Gedanke an das Kind. Damals war Lautner auf Sassenhagen gewesen, damals waren die beiden immer gemeinsam zum See gegangen.

Und nun sah Herbert das Forsthaus, und jene Scene während des Gewitters stieg vor ihm auf. Er entsann sich, wie sie wortlos an jenem schwülen Nachmittage durch den Wald fast gejagt waren, dem verschwiegenen Häuschen zu.

Er sah die Scene wieder, — aber mit dem andern; alles wiederholte sich, — dieselbe haltlose Liebesrafserei, die ihm das Blut in Flammen gesetzt hatte. —

O, er kannte es, wie sie zu bezaubern verstand, wie sie ganz aufging in ihrer Liebesschnsucht und mit ihren Küffen einen alles vergessen ließ.

Sie war verführerisch, bei all ihrer Engelschönheit gefährlich wie eine Teufelin. Mit ihren Küffen hatte sie ihn blind gemacht und verführt, und nun mit ihren Küffen ihn betrogen. —

Das Kind war nicht das seine.

Das Kind, das sie unter dem Herzen trug, gehörte dem andern, es hatte kein Recht, hier unter dem Dache zu weilen. — Sie mußten beide fort. — —

Die Dämmerung brach ein, früher als gewöhnlich. Der stürzende Regen umhüllte alles mit seinem Schleier, mit einem feuchten Nebeldunst. . .

Ein Wagen kam durch den Regen gefahren. Er hörte, wie er in das Portal einfuhr. Jetzt würde sie kommen. —

Er ging aus dem Salon in sein Arbeitszimmer hinüber. Dort wollte er sie erwarten. —

Es war still im Hause. — Nur der Regen rauschte gegen die Fensterscheiben, und der Frühlingssturm brauste um das Haus und schüttelte die dürrn, zum Leben erwachenden Zweige der kahlen Bäume.

Man hörte jeden Laut im Hause . . . wie sie die Treppe hinaufstieg und in ihr Zimmer ging. . . Die Thüren fielen zu, und es wurde still. —

Die Dämmerung ward dichter. —

Herbert saß und wartete.

Jetzt ging wieder eine Thür . . . dann trat sie in den Salon ein, leise vor sich hinsummend. . .

Sie schien sehr fröhlich gestimmt. Sie lachte sogar leise vor sich hin.

Er hörte das rauschen ihrer Kleider und ihren leichten Schritt auf dem Teppich. Sie kam . . . jetzt hieß es kalt und ruhig sein. . .

Auf der Schwelle blieb sie stehn.

— Bist du da, Herbert? — Ah — guten Abend! Darf man dich stören?

Sie lachte es ihm entgegen. Er konnte ihr Gesicht nicht sehn, aber er hörte das lachen in ihren Worten.

Er antwortete kalt: Ja! Und dabei staunte er, wie ruhig er war. Sein Herz schlug nicht mehr, und seine Stimme hatte hart und fest geklungen, ohne zu beben.

Sie war auf ihn zugeeilt und wollte ihm den Mund zum Kusse reichen. Aber er war aufgestanden und faßte nach ihrem Handgelenk, und ohne ein Wort zu sagen, zog er sie aus der Dämmerung bis an das Fenster und blickte ihr kalt und streng ins Gesicht.

Sie machte ihr Handgelenk aus seinen Fingern los, und es reibend und anhauchend, sagte sie leise . . . halb lachend, ohne zu wissen, weshalb er sie so fest angefaßt hatte:

— Du thust mir ja weh. —

Er sah sie noch immer an und dachte bei sich: So schön, so unschuldig sieht also eine Dirne aus . . . eine Ehebrecherin! — Aber kein Laut kam über seine Lippen.

Jetzt blickte sie auf und erschrak vor der Erstarrung seines Gesichtes.

— Um Gotteswillen, Herbert, was ist dir? —

Er schüttelte den Kopf und sagte hart:

— Nichts! Du hast mir sehr wehe gethan.

— Herbert! . . .

Sie wollte sich an ihn schmiegen, aber er wehrte ihr.

— Laß das und höre mich an, recht ruhig. — Wir müssen beide sehr ruhig sein. . .

Dann nach einer Pause fuhr er fort:

— Es ist ja doch einmal geschehen, und es wird nicht besser dadurch. — Ich war bei Lautner — und — ich habe das Bild gesehen. . .

Er schwieg, und sie starrte ihn an, ohne zu begreifen. —

— Du weißt wohl, was für ein Bild.

— Ein Bild? — Ja, was denn für ein Bild?

— Muß ich es dir erst sagen? — Ich dachte, du hättest es mir leichter gemacht. . .

— Ich bitte dich, Herbert, sprich deutlicher. Ich verstehe kein Wort. —

Er stöhnte schwer.

— Nun wohl, ein Bild . . . ein Mädchen — eine Frau, auf dem Rücken im Wasser liegend. . .

— Nun — und?

— Und dieses Mädchen bist du.

— Ich? — Aber Herbert, was soll denn —

Jetzt richtete er sich heftig auf und sagte bitter:

— Lassen wir doch die Heuchelei bei Seite; es giebt nichts

mehr zu verheimlichen, nichts mehr — verstehst du? — gar nichts. . . Dieses Bild bist du, mit jeder Faser deines Leibes . du hast ihm damit einen schönen Dienst erwiesen. — Es ist sehr schön, das Bild, aber auch — sehr gemein. . .

— Herbert! schrie sie auf. — Herbert! —

Er faßte sie bei dem Handgelenke und sah ihr in das totenbleiche Gesicht.

— Siehst du nun, daß es nichts hilft? — Ich weiß noch mehr. Du hast mich auch mit ihm betrogen. — Sei ruhig — oder ich zerbreche deine Hände — du . . . du hast mich betrogen; draußen in Sassenhagen. Vielleicht auch schon früher.

— Herbert, ich schwöre dir —

— Laß das, es hilft nichts. — Es ist nun einmal gesehen. — Das Forsthaus, weißt du — das Forsthaus!

— Du redest irre! . . . Laß mich los, oder ich rufe um Hilfe. — Du bist ja wahnsinnig.

Sie suchte sich loszuringen, aber er lächelte nur bitter und hielt ihre Hände fest.

— Es könnte einen wahnsinnig machen . . . du hast recht. Aber was hilft das?

— Herbert, du glaubst . . .

— Ich glaube nichts, ich weiß . . . ich weiß, daß du eine Dirne bist, — eine Dirne! . . .

Sie hatte aufgeschrien in tödtlicher Angst und stürzte vor ihm nieder. Das war es, was sie immer befürchtet hatte . . . das Wort — vor dem ihr graute . . . was sein Bruder hinausgeschrien hatte, was sie ihm alle in die Ohren gellten . . . solange bis er es glaubte, bis er selbst mit einstimmt. — Es mußte ja einmal kommen. —

Die Vergangenheit rächte sich.

Jetzt hatte er es gesagt. — Sie wollte sich losreißen, hinaus . . . fort, aber er hielt sie nieder.

— Hast du vielleicht nicht die Ehe gebrochen? fragte er höhniſch.

Und dann ſetzte er hinzu:

— Die Ehe? — Du lieber Gott! . . . die Ehe! Mit euresgleichen kann es das garnicht geben. — Du biſt eben geblieben, was du warſt . . . eine Dirne.

Sie wand ſich zu ſeinen Füßen.

Dann ſchrie er ſie an:

— Das Kind! — Und das Kind? Sag doch, wem es gehört, vielleicht nicht dem andern? — Es ſoll wohl meins ſein, nicht? — So lüge doch! . . . ſo ſchwöre doch, daß es mein iſt! — So ſchwöre doch! . . . auf einen Meineid mehr kommt es doch nicht an! . . .

Ihre Sinne verwirrten ſich. Sie ſtöhnte ſchwer auf, und drängte ihn von ſich. — Als wollte er ſie töten, ſchrie er ſie an. . .

Ja, er ſollte es! Was ſollte ſie jezt noch leben? Sie wollte ſich quälen, ſich martern . . .

Und ſie ſchrie auf, ohne recht zu wiſſen, was ſie that:

— Nein! nein! — Es gehört dir nicht, nicht dir. — Es iſt nicht dein Kind, hörſt du? . . .

Er hielt ſie noch immer bei dem Handgelenk; jezt ſtieß er ſie von ſich, daß ſie auf den Teppich ſank, während er vor ihr zurückwich.

— Töte mich doch! ſchrie ſie. Es iſt nicht dein Kind, hörſt du.

Sie ſchleppte ſich zu ihm hin. Er hob die Hand, als wolle er ſie ſchlagen. Dann ſtürzte er ſich auf ſie und ſchüttelte ſie:

— Du lügſt, ſchrie er entſetzt, du lügſt; ſag' daß du lügſt! —

Sie rührte sich nicht. Voller Verstocktheit schwieg sie. . . .

Nebenan heulte der Hund laut auf bei dem Schrei, den sie ausgestoßen.

Herbert hatte sie losgelassen.

Dann wies er nach der Thür.

— Hinaus! — Hinaus! . . .

Sie richtete sich auf, langsam strich sie sich über das wirre Haar. Sie mußte nicht mehr, was sie that.

Sie fürchtete sich vor ihm. —

Es war dunkel geworden, und sie sah kaum mehr etwas von ihm . . . nur seine Augen, und in denen stand der Wahnsinn. Sie rutschte auf dem Teppich fort, dann richtete sie sich an einem Sessel auf, und bebend vor Angst wick sie rückwärts. Sie stieß an den Tisch, verwickelte sich fast in den Teppich, aber sie ließ ihn nicht aus den Augen. Sie ging rückwärts, tastend, die Hände ausgestreckt, der Thüre zu, und so ihn anstarrend, wick sie vor ihm aus dem Zimmer. . .

Auf dem Korridor stürzte sie in ihr Zimmer. Hastig raffte sie einige Sachen zusammen, etwas Geld, einen Schmuck, der auf dem Tische lag . . . ehe er kam. —

Und dann eilte sie die Treppe hinunter. — — —

Der Hund heulte laut auf und kratzte an der Thür.

Herbert war in einen Sessel gesunken. Alles tanzte um ihn. Es brauste ihm in den Ohren.

Und er hörte nicht, wie sie zum zweiten Male aus diesem Hause floh, wie sie die Treppe hinabeilte, wie die Gitterthür zuschlug, und sie hinausstürzte, in die Nacht, in den strömenden Regen . . . nur fort, fort . . . immer weiter in das Elend, die Schande, den Tod, — nur fort aus dem Hause, aus dem der Wahnsinn sie verjagte.

Gehezt eilte sie die Straße hin, ziellos in die Nacht hinein. . .

Herbert hörte nichts davon. Er dachte nicht mehr an sie. Er hörte nicht, wie die offene Thür im Luftzuge knarrte. Wie der Regen unaufhörlich gegen die Fenster klatschte, und die Frühlingsstürme wilde Regenmassen gegen das Haus warfen, die Bäume zerzausten und peitschten, und um das Dach brausten.

Und in das brausen und tosen mischte sich das langgezogene heulen des Hundes, wie eine herzzerreißende Klage, die schauerlich durch das einsame Haus grollte. —

## XV.

Herbert hatte sich an den Schreibtisch gesetzt und den Kopf auf die Hände gestützt.

Sie hatte ihn betrogen, ihn, der alles für sie gethan, der sie zu seinem Weibe gemacht hatte. Er war verblendet gewesen, bestrickt von ihrer Schönheit. Und niemand, der ihn zurückhielt, der ihm zurief: du stürzst in dein Verderben. Sie hatten ihm noch zugeraten, hatten ihn überredet, sie zu heiraten.

Aber dann hatte die Gesellschaft ihr Recht geltend gemacht und die Schranke gezogen. Sie hatten ihr den Eintritt verweigert, und sie thaten recht. Heute hatte er ja selbst den Beweis. Sie war eben geblieben, was sie war. Die Jugend des Menschen läßt sich nicht auslöschen. Was hinter uns liegt, bestimmt die Dinge die vor uns liegen.

Die Vergangenheit gleicht einer klirrenden Sklavenkette, die jede freie Bewegung hemmt, die der Mensch mit sich schleppen muß bis zum Tode.

Und wie Herbert an Lucies Vergangenheit dachte, kam



ihm die Erinnerung an das eigene vergangene Leben. Eine Frauengestalt stieg vor ihm auf, eine Tote, die er in seiner Liebe zu Lucie vergessen hatte: Lisa Jürgens! das Mädchen, das einst bedingend in sein Leben eingegriffen.

Es wiederholte sich alles im Leben . . . alles. — —

Er hatte es an sich selbst wie an anderen hundertfach erfahren: ein ewiger Kreislauf der Ereignisse. . .

In ihrem Außern waren sie ganz verschieden.

Lisa, dunkel, mit fast schwarzem Haar und dunklen Augenbrauen, haarscharf gezogen, fast zusammenstoßend. Braune Augen, die so finster lodern konnten. Alles an ihr zeigte Entschlossenheit. Sie war schlank und groß gewesen, und trug den Kopf etwas hochmütig.

Als Herbert sie zum ersten Male sah, war er frappiert. Sie war damals achtzehn Jahre alt, sah aber durch den Ernst, der auf ihren Zügen lag, älter aus.

Er traf sie als Gouvernante bei einer verwandten Familie, dem Oberst von Lehen, in Berlin. Sie erzog die beiden zehn- und zwölfjährigen Mädchen und wurde völlig zur Familie gerechnet.

Die Frau Oberst war aus dem Heimatdorfe Lisas und war von deren Vater, dem Pastor Jürgens, eingegnet worden. Lisas Mutter war früh gestorben, und Frau von Lehen hatte Lisa, die ihr Lehrerinnexamen machen wollte, zu sich genommen, damit sie etwas von der Welt sah und aus dem kleinen pommerschen Dorfe einmal hinaus kam.

Herbert war damals dreiundzwanzig gewesen. Er hatte als blutjunger Leutnant — sein Patent erhielt er erst mit der Kriegserklärung — den Feldzug mitgemacht und sich rühmlich ausgezeichnet.

Der Krieg steckte ihm noch immer im Blute, obgleich vier Jahre darüber hingegangen waren.

Der junge, schneidige Offizier verfehlte seinen Eindruck auf die stille, leidenschaftliche Lisa nicht. Aber kein Wimperzucken verriet, daß zum erstenmale eine wilde Liebe in ihr aufkeimte, eine Liebe, die ihr das Blut durch die Adern jagte und sie nicht schlafen ließ, die sie ermattete, unruhig und nervös machte, daß sie stundenlang im geheimen sich verfehnte. Es war eine stumme, tief im Innern wühlende Leidenschaft. Nach außen hin war sie ruhig, höflich gegen Herbert. Sie bezwang sich, und diese ruhige Kälte beleidigte ihn.

Er fing an, sich für sie zu interessieren. Aber es schien, als ob er nichts bei ihr erreichte; sie blieb sich stets gleich. Er wurde stürmischer. Der Widerstand reizte ihn. Er wollte ihn besiegen, koste es, was es wolle. Zuweilen sah er es in ihren Augen jäh aufblitzen. Sie beherrschte sich nicht mehr völlig. Sie verriet sich in kleinen Außerlichkeiten. —

Einmal traf er sie allein im Salon.

Er hatte sie umfaßt und rücksichtslos geküßt, nachdem sie ihn ausgelacht, als er ihr von seiner Liebe sprach. . .

Sie hatte ihn ins Gesicht geschlagen. —

Da hielt er sich nicht, umfaßte sie mit Gewalt und küßte sie wütend, daß sie zusammenbrach.

Dann rettete sie sich aus dem Zimmer. —

Eine viertel Stunde später wurde sie von Frau von Lezen gerufen, und mußte Herbert von Düren gegenüber treten, der gar nicht that, als ob je was vorgefallen sei.

Nur einmal flog ein Blick zu ihr hinüber, der sie erbeben machte. . .

Seit jenem Tage brannte es in ihr. Sie konnte sich

nicht mehr halten seit sie seine Lippen auf den ihren gefühlt hatte, seit sie zum ersten Male geküßt war.

Sie hatte keinen anderen Gedanken mehr, als ihre Liebe. Und Herbert hörte nicht auf, um sie zu werben.

Eines Tages war sie die seine geworden. —

Sie warf sich ihm ganz hin; wagte es nicht zu Frau von Lezen zurückzukehren und blieb bei Herbert, der sie aushielt. . . Ein paar Monate des Glückes folgten.

Ihre scheinbare Strenge und Kälte barg eine Glut, die ihn nicht zur Besinnung kommen ließ.

Eines Tages, zu Beginn des Herbstes, gestand sie ihm, daß sie sich Mutter fühle. Er wollte es nicht glauben. — Er lachte sie aus. Das war ja Unsinn. . . Sie mußte sich täuschen. Ueberhaupt so ein Gedanke!

Es war ihm unangenehm. Es ärgerte ihn. —

Allein es ließ sich nichts dagegen machen. Es war, wie sie sagte. —

Lisa war stiller geworden als zuvor. Er vernachlässigte sie. Die ersten Tage hatte er es völlig gethan. Es wollte ihm nicht in den Sinn.

Dann gewöhnte er sich daran und suchte es zu vergessen. Aber Lisa ließ der Gedanke nicht. Sie erwachte aus ihrem Traume. Der Rausch verflog, und die Nüchternheit ließ sie alles in klarem Lichte sehen.

Sie sollte Mutter werden! —

Damit wurde ihre Schande offenkundig. Sie grübelte nach. Was wurde aus dem Kinde? . . . Es hatte keinen Vater. — Immer unabweislicher gestaltete sich bei ihr der Gedanke, Herbert müsse um des Kindes willen sie zu seinem Weibe machen. Wie sollte das sonst enden? . . . Sie wollte mit Herbert darüber reden; aber er lachte sie aus.

Er wollte nichts davon hören. Wenn sie sich solchen

Gedanken hingab, küßte er sie, oder auch er schalt; denn sie fing an, ihn mit der Geschichte zu langweilen.

Allmählich kam sie zu der Erkenntnis, daß er sie nicht liebe, wie sie ihn, daß er sie nie so geliebt hatte. Sie fragte Herbert, wie er darüber denke: wenn das Kind kam, was dann? . .

Er wußte es nicht. — Wozu sich den Kopf schwer machen mit noch ganz fernliegenden Dingen?

Ein paarmal fand er sie in Thränen, da wurde er ärgerlich und schalt sie eine Närrin. —

Herbert war derzeit am innigsten mit Max von Ebbingem befreundet. Graf Ebbingem, um fünf Jahre älter als Herbert, stand als Premier mit Düren im gleichen Regimente, und hatte ihn vom ersten Tage unter seine Obhut genommen. Er hatte zu der Zeit ein Verhältniß mit einer kleinen Schauspielerin Anette, die ganz verliebt in Lisa war und sich ihr so lange aufgedrängt hatte, bis Lisa diese Freundschaft annahm und sich dem leichtsinnigen jungen Mädchen anschloß.

Vor Ebbingem hatte sie eine gewisse Scheu, so daß Herbert sie verschiedentlich neckte. —

Der Winter war gekommen. . .

Es war im November, die ersten Winterstürme jagten in das Land und brachten nicht enden wollenden Regen. Es war fröstelnd unangenehm in dem kalten, nebelfeuchten Winde. Herbert mit Lisa und Ebbingem mit Anette, beide in Civil, kamen von Renz.

Anette schwärmte für den Zirkus, für alles was Sport hieß; und dabei hatte sie im Leben noch nicht auf dem Rücken eines Pferdes gesessen, — als Graf Ebbingem sie einmal auf eins heben wollen, hatte sie geschrien, als ob sie sterben müsse.

Lisa hatte sich an diese Vergnügungen gewöhnt, an diese Theaterbesuche, die kleinen Soupers hinterher, an all die Gewohnheiten gewisser Kreise. Sie wußte nicht, daß Herbert sie genau so behandelte, wie jedes andere Mädchen.

Vom Zirkus waren sie durch den strömenden Regen in eines der größeren Weinlokale gefahren und saßen jetzt in einem der kleinen Kabinets, wie sie das nicht anders gewöhnt waren. —

Die Vorhänge der Nische sind zugezogen, daß kein unberufener einen Blick hineinwerfen kann.

Vor ihnen ein ausgezeichnetes Souper, das Herbert, der sich auf seine Autorität etwas zugute that, komponiert hat. Auf den schneeweißen Servietten die schlanken Spitzgläser mit dem schäumenden Sekt.

Anette mit ihren blonden Haaren, die es hinaus-schreien, daß sie gefärbt sind, lehnt sich, die Schultern langsam hochziehend, in das rotsammetne Sofa — und die Augen mit den getuschten Wimpern wie ein Käzchen schließend, schlürft sie mit wollüstigem Behagen den schäumenden Wein.

Lisa wirft über den Rand des Glases, das sie an die roten, schmalen Lippen setzt, Herbert einen Blick zu, in dem all ihre Liebe liegt.

Einen Augenblick ist es still in dem kleinen Raum. Nur die Gasflammen des goldenen Kronleuchters surren hörbar, und draußen auf den weichen Laufteppichen hört man die Kellner vorüberreiten, und dann tönt aus der Nebenloge das leise Geräusch eines Kusses.

Lisa lächelt schalkhaft, und ihr Glas niederlegend, wendet sie sich zu Herbert und bietet ihm ihre Lippen zum Kusse. Während er seinen Blick flüchtig über das andere

Paar gleiten läßt, küßt er sie gleichgiltig, indem er kaum ihren Mund berührt.

Sie zieht die Lippen schmolldend zusammen.

— Märchen; schmeichelt sie, und den Arm um seinen Hals legend, zieht sie ihn an sich und küßt ihn voll und verlangend auf den Mund.

— Lisa ist doch immer verliebt, spottet Anette. Ihr seid die reinen Turteltauben. Den ganzen Abend schon hat sie ihren Herbert mit den Augen verschlungen. Nun kann es ja losgehen. . . .

Der Kellner trat ein und räumte das Souper ab, während die Herren ihre Cigarren anzündeten.

— Sie rauchen doch, Anette? fragte Herbert, ihr seine Cigarettentasche hinhaltend.

— Ei gewiß!

— Lisa ist so philiströs. Sie ist nicht dazu zu bringen, obwohl sie es noch nie versucht hat.

— Wozu denn, sagt diese. Es hat gar keinen Zweck. Ich sehe ja ganz gern, wenn ihr raucht.

— Es ist nur eine von deinen Albernheiten, sagte Herbert, während er zusah, wie Anette, zurückgelegt, zitternde Rauchringe geschickt zu den Gasflammen emporblies und es versucht, einen durch den andern hindurchzutreiben.

— Weshalb sagst du das, Herbert? . . . Ich mag nun einmal nicht. . . .

— Na ja, das genügt eben.

Sie sah ihn mit einem flehenden Blicke an.

— Herbert, sagte sie, du liebst mich nicht mehr, daß du so reden kannst.

— Ach, laß die Dummheiten!

— Dummheiten? —

— Ja, diese albernen Fragen. . .

— Ist die Frage so albern? . . Ich weiß, du liebst mich nicht mehr. . . Du hast recht, ich könnte mir das fragen sparen.

— Das wäre das gescheiteste.

— Aber Herbert, seien Sie doch nicht so, wollte ihn Anette besänftigen. — Mit Ebbingern war nichts anzufangen. Er war stumpfsinnig und redete nichts.

— Laß nur, sagte Lisa, ich weiß. Ich bin das gewöhnt. Herbert liebt mich nicht mehr.

— Wenn du dich so beträgst, ist es auch unmöglich. Sie fing an zu weinen. . .

— Laß bitte das weinen. — Ich dünkte, es sei für heut abend schon genug. Das ist mehr als lästig.

Sie weinte nur heftiger.

— Laß das weinen — oder . . . Und da soll man dich auch noch lieb haben!

— Ich wollte, ich wäre tot, schluchzte Lisa.

Herbert zuckte die Achseln und trank lächelnd sein Glas aus.

— Es kommt auch noch dahin, daß ich mein Leben ende.

— Thue es doch, spottete Herbert. . . . Rede doch nicht so dumm! . .

— Du sagst, thue es doch. — Wenn nur das Kind nicht wäre, ich hätte es längst gethan.

Er lachte. Sie richtete sich auf und sah ihn fest an.

— Du glaubst es nicht? . . Wenn das Kind nicht wäre, hörst du, dein Kind! —

— Gott ja — mein Kind — ich weiß ja —

— Sprich nicht in diesem Tone, Herbert! . .

— Was denn, mein Kind? — du bist aufgereggt, und das hat gar keinen Zweck. —

Er sagte es nachlässig, und füllte sich sein Glas.

— Ah pardon! sagte er und wollte auch ihr Glas füllen, die stier vor sich hinbrütete, die Augenbrauen fest zusammengezogen.

Sie wehrte ihm, als er eingießen wollte.

— Nein, ich möchte ein Glas Wasser.

— Das ist recht. Das wird dich abkühlen und beruhigen.

— Ja, — das soll es auch! . .

Er drehte den silbernen Knopf der Glocke.

Der Kellner brachte eine Karaffe mit kleinen, zierlichen Gläsern.

Lisa saß noch immer brütend. Wirre Gedanken jagten ihr durch den Kopf. — Sie hatte sich ihm hingeeben, rein und unschuldig, wie sie gewesen, und jetzt verachtete er sie, nachdem seine Liebe verrauscht war.

Er war in übelster Laune, angesteckt durch Ebbingens, der kein Wort sagte. Die Bemerkungen Lisas hatten ihn gereizt. Er war dieser ewigen Quälereien satt.

— Ich falle dir zur Last, ich weiß wohl. — Du wärest froh, wenn du meiner ledig wärest. . .

— Wenn du es wissen willst — ja! . . du fällst mir zur Last mit deinem Benehmen.

— Du wärest froh, wenn ich ginge. — Aber das Kind! — Ich bin dir wirklich so sehr zur Last? —

— Ja! —

Er sagte es, unmutig über diese Fragerci.

Sie atmete schwer auf und lächelte trübe für sich hin.

Anette blies noch immer ihre Ringe, einen hinter dem andern her; sie amüsierte sich auf ihre Weise.

— Wißt ihr, interessant ist eure Unterhaltung grade nicht, sagte sie. Max redet auch keinen Ton. . . Ein netter Abend das! —



Und sie blies eine dicke Rauchwolke zu Ebdingen hinüber, der vor sich hinstarrte, als ginge ihn das alles nichts an. Lisa rührt in dem Wasserglase, das halbgefüllt vor ihr steht, sie lächelt so bitter.

— Was klapperst du denn so mit dem Glase? Das ist ja unerträglich.

— O, sagt sie, es ist ja nur zur Beruhigung, wie du sagst.

Sie setzt das Glas an den Mund und trinkt es aus.

— Du liebst mich wirklich nicht mehr? fragt sie.

Er antwortet nicht.

Sie erhebt sich halb vom Stuhle und sagt schwer:

— Ich habe nur dich geliebt, sehr geliebt. . . Ich will dir nicht zur . . . Last . . . fall . . .

Sie greift hinter sich und stützt sich gegen die Wand.

Dann ringt sie nach Luft, und plötzlich erbricht sie sich.

— Das fehlte nur noch, sagt Herbert ärgerlich.

Sie greift krampfhaft nach der Brust.

— Was ist dir denn? sagt er, aufmerksam werdend.

Im nächsten Augenblicke, ohne die Arme vorzustrecken, stürzt sie nach vorn, schlägt mit der Stirn an die Tischkante und rollt zu Boden.

Der Stuhl fällt polternd um, die weiße Tischdecke wird halb herabgezogen, ein Teller und ein Glas klirren zu Boden, ein anderes fällt auf dem Tisch um.

Der feine Fuß zerbricht, und der Sekt läuft über das Tuch und tropft zur Erde.

Anette und Ebdingen fahren auf.

Herbert ist Lisa beiggesprungen. Er glaubt, sie sei ohnmächtig geworden. Sie hat sich an der Tischkante so heftig geschlagen, daß die Stirn eine Beule hat . . . und sie scheint bewußtlos.

Erbeugt sich über sie und faßt sie unter die Arme, um sie aufzurichten. Als er ihren Kopf hebt, erbricht sie sich aufs neue. Ebbingens zieht den Tisch ab, und Herbert schleppt Lisa auf das Sofa.

Er beugt sich tief über sie. Ihr verzerrtes, bleiches Gesicht erschreckt ihn. Die Augen, halb geschlossen und starr, flößen ihm Entsetzen ein.

Und plötzlich spürt er einen eigentümlichen Geruch, einen Geruch wie von bitteren Mandeln. Er beugt sich nieder. Es ist der weiße großblasige Schaum, der ihr vor dem Munde steht. Und wie der Blick kommt ihm die Erkenntnis.

— Einen Arzt! schnell einen Arzt . . . um alles in der Welt! —

Anette ist zurückgefahren. Sie droht umzusinken.

Ebbingens schafft sie hinaus, während Herbert nach dem Arzt ruft. — Die Kellner eilen herbei.

Ebbingens fragt. . . Endlich stöhnt Herbert auf:

— Gift! — Sie hat sich vergiftet. Schnell einen Arzt! — So geht doch! — Schnell, schnell! . . . Vielleicht ist sie noch zu retten. . .

Ebbingens ist fortgestürmt, mit ihm einer der Kellner.

Ein anderer fragt nach, ob nicht zufällig ein Arzt da ist. . .

Gäste und Kellner drängten sich vor der Loge zusammen. —

Herbert hat versucht, Lisa die eingeklemmten Daumen zu öffnen, aber die Finger sind steif. Er müßte sie zerbrechen. Der Schaum steht ihr in Blasen vor dem Munde, und die Luft blubbert mit eigentümlich pfeisendem, dumpfen Tone zwischen den Lippen hervor.

Er hat nach Milch verlangt, um sie ihr einzulösen. Mit Gewalt hat er versucht, ihr die Zähne zu öffnen und

die Milch hineinzuschütten. Sie ist auf das Kleid gelaufen, ohne daß auch nur ein Tropfen in den Mund gekommen ist.

Sie keucht noch leise. Er ruft sie bei Namen, er schüttelt sie. Dann sucht er ihr das Kleid zu öffnen, aber seinen zitternden Händen will es nicht gelingen. Und er muß es mit dem Messer auftrennen.

Er denkt nicht daran, daß all die Menschen dastehn. —

— Kommt denn der Arzt noch nicht? . . . Aber so gehen Sie doch, schreit er jammernd. Golen Sie doch einen Arzt, ehe es zu spät wird!

— Man holt ihn ja schon. . .

— Aber es wird zu spät. — Schnell, schnell! — O, es dauert ja eine Ewigkeit. —

Lisa entsetzt ihn. Wie sie daliegt, so steif. Kein Ton kommt mehr von ihren Lippen. Er fühlt ihre Hände an. Sie lebt noch. . . Nur noch ein Wort ihr sagen können, ein einziges Wort, daß sie nicht so stirbt, mit dem Groll im Herzen, mit der Verachtung gegen ihn.

Die halbgeschlossenen Augen mit dem weißen Flimmerhäutchen blicken ihn so stier an. Und dieser seelenlose Blick bringt ihn zum Wahnsinn. —

Der Arzt kommt noch immer nicht. —

Es hält ihn nicht länger, er stürmt selbst hinaus, wie er ist, ohne Ueberrock, ohne Hut, in den strömenden Regen, der ihm ins Gesicht schlägt.

Die ersten zwanzig Schritt eilt er hinein in die Nacht, ohne sich umzusehen. Dann blickt er nach den Schildern. Aber hier scheint kein Arzt zu wohnen.

An der Ecke findet er einen Schutzmann.

— Ein Doktor? . . . Dort, gleich das vierte Haus links.

Er stürzt hinüber, dort ist das Schild. . . Doktor Guttmann. . . Und er klingelt stark und heftig. —

Dann wartet er. . . Nichts regt sich. —

Und wieder klingelt er, heftiger und länger.

Der Schutzmann geht an der anderen Seite auf und ab, ohne sich um den stürzenden Regen zu kümmern. Ein Herr im Cylinder kommt die Straße her. Vor der Thür bleibt er bei Herbert stehen, lüftet den Hut und sagt:

— Sie suchen einen Arzt?

— Ja, bitte, kommen Sie schnell. . . Eine Dame hat sich vergiftet.

Der Doktor greift, sich vergewissernd nach seiner Tasche und folgt dem hastig voraneilenden Herbert.

Es ist noch alles wie zuvor. —

Der Arzt läßt die Vorhänge schließen, um das mit geöffneten Kleidern auf dem roten Sofa liegende junge Mädchen den Blicken der neugierigen zu entziehen.

Er hat Hut und Mantel abgelegt, und läßt jetzt seine Hände über Lisas Leib gleiten und legt das Ohr auf ihre Brust.

— Sie sagen, vergiftet?

— Ja, mit Cyankali.

— Woher wissen Sie das? —

— Aus dem Geruche. . . hier bitte das Glas. . .

Er nimmt das Glas, hält es unter die Nase, dann schüttelt er den Kopf.

— Ich rieche nichts deutlich. — Bitte, helfen Sie mir. . . vorsichtig, bitte. . .

Er hat Lisa etwas hoch gehoben und öffnet ihr das Korsett, an das noch niemand gedacht hat.

Mit Mühe nur können sie es aufmachen und die Kleider lösen. Dann streift der Arzt das Hemd herunter und setzt das Stethoskop an.

Herbert verfolgt angstvoll jede Bewegung. —

Sie sind allein im Gemache. Draußen wird leise ge-  
flüstert und getuschelt.

— Ist noch Rettung möglich? fragt er dumpf.

— Ich höre den Herzschlag nicht mehr. . . Einen  
Augenblick! . .

Er untersucht noch einmal. Dann richtet er sich  
langsam auf und drückt ihr die starren Augenlider herab.

— Es ist vorbei? fragt Herbert und wundert sich  
über die Ruhe seiner Stimme.

— Ja! — Sie ist tot. . .

Herbert läßt sich auf einen Stuhl sinken. Er kann  
keinen klaren Gedanken fassen. Er fühlt keinen Schmerz.  
Nur ein dumpfes, erstickendes Gefühl beengt ihn. Sein  
Herz schlägt wild und unregelmäßig.

Und dann denkt er, warum sie das gethan hat.

Er hat im Zorn zu ihr gesprochen, und unter seinen  
Worten war sie gestorben. Sie, die er einst leidenschaftlich  
geliebt hatte, war in bitterem Groll gegen ihn geschieden.  
Vielleicht hatte sie nicht einmal mehr den Angstschrei  
gehört, den er ausgestoßen, als wolle er sie halten und  
dem Tode entreißen.

Der Arzt hatte das Glas genommen und geprüft.

— Jetzt rieche ich es. . . Sie haben recht! —

Er beugt sich nochmals über Lisa und spürt auch  
hier den scharfen Bittermandelgeruch.

Dann wischte er ihr den leichten flockigen Schaum von  
den Lippen und klingelt dem Kellner, daß er ihm Wasser  
bringe zum waschen der Hände.

In dem Augenblicke kam Ebbingens zurück. Er hatte  
keinen Arzt gefunden.

Als er die Tote daliegen sah, schauderte er zusammen  
und legte die Hand über die Augen.

Dann trat er an sie heran und blickte lange in das leblose Gesicht, das jetzt, wo sich der Krampf im Tode löste, wieder seine alte Schönheit bekam.

Der Arzt hatte die Kleider möglichst in Ordnung gebracht und deckte eine Serviette über das Antlitz der Toten. Herbert saß noch immer regungslos auf dem Stuhle. Ebbingens trat zu ihm und griff nach seiner Hand.

Der Arzt verließ sie auf einen Augenblick. Man rief ihn zu Anette, die aus ihrer Ohnmacht in einen Weinkrampf verfallen war.

Dann eilte er nach Haus und kam in kurzer Zeit zurück, um den Totenschein auszustellen.

Er war noch beim schreiben, als der Polizeileutnant des Reviers eintraf, um den Thatbestand aufzunehmen.

Er kannte sowohl den Doktor wie Graf Ebbingens, an den er sich wandte, da Herbert stumpf vor sich hinbrütete. Ebbingens ging mit ihm in das Nebenkabinet und erzählte ihm den Vorfall einigermaßen, wie er sich zugetragen.

Der Polizeileutnant machte die notwendigen Notizen, befah die Leiche, fragte die Kellner aus und bat dann, daß die Herren sich morgen früh um elf Uhr auf das Bureau bemühen wollten. Er hatte sich mit Ebbingens verständigt und den ihn begleitenden Beamten abgeschickt, da die Leiche nicht hier verbleiben sondern zum Leichenhause transportiert werden sollte.

Das Lokal hatte sich völlig geleert; nur die Kellner standen noch umher. Anette hatte eine Freundin gefunden, die sie heimführte.

Ebbingens und Düren warteten, bis die Leute kamen, um die Leiche zu holen.

Ebbingens führte ihn hinaus, er sollte nicht dabei sein. Als sie aus dem Lokale hinausstraten in die Nacht,

sahen sie noch, wie die Männer mit ihrer Last um die Straßenecke bogen. Ebbingen ging mit zu Herbert und blieb die Nacht bei ihm. —

Am nächsten Morgen wurde die Angelegenheit auf dem Polizeibureau geregelt. Ebbingen hatte für Herbert wie für sich Urlaub erbeten, der ihnen sofort gewährt ward.

Am darauf folgenden Tage, — der Regen hatte aufgehört und die Sonne brach durch das Gewölk, brachten sie Lisa zur Ruhe. In dumpfem Schmerz hatte Herbert die Tage verbracht, und auch jetzt, an ihrem Grabe fand er keine Thräne.

Er war ruhig und gefaßt, aber so ernst, daß es Ebbingen graute. Kaum daß ein Wort aus ihm herauszubringen war.

Er überließ alles Ebbingen, der einen erneuten vierwöchentlichen Urlaub für ihn erwirkte und ihn nach Sassenhagen begleitete, wo er ihn seiner Mutter übergab, mit der Bitte, mit keinem Wort diesen erschütternden Vorfall zu berühren. —

Nach acht Tagen lief das Abschiedsgesuch Herberts in Berlin ein. Er trat aus dem Heere. —

Den Winter durch blieb er einsam mit der Mutter auf dem abgelegenen Gute. Er hatte eine Nervenkrise zu überwinden; allein seine gesunde, kräftige Natur rang sich wieder durch. Er war ruhig geworden. —

Hatte er nicht im Kriege tausende stürzen sehen, hatte er selbst nicht manchem den Tod gebracht? —

Es ließ sich nichts daran ändern. Er fühlte die Schuld schwer genug, die er auf sich geladen hatte, aber er hatte den Mut, sie zu tragen, und so gewann er seine Ruhe wieder.

Im Frühling des folgenden Jahres ging er nach Göttingen, um Nationalökonomie zu studieren. Er arbeitete

eifrig und unausgesetzt, ohne sich zu zerstreuen.

Im folgenden Jahre kam er zurück nach Berlin. Er wollte seiner Vergangenheit ruhig entgegentreten, er wollte ihr trogen. . .

Er promovierte und geriet in das politische Leben, bald rastlos arbeitend bis zur Erschöpfung, dann wieder in den Tag hineinlebend, bis sich auch das mit den Jahren mehr und mehr verlor.

So hatte er Lucie gefunden, hatte sie geliebt, daß er alles um sie vergaß, Gegenwart und Vergangenheit. —

Jetzt stieg die Vergangenheit wieder vor ihm auf.

Sie hatten beide Dinge hinter sich, die man besser nicht aufdeckte, sondern im Dunkel ließ.

Jetzt traten die Bilder erschreckend deutlich hervor.

Er sah Lisa wieder vor sich, jene Scene, als er sie mit seinen herzlosen Worten in den Tod getrieben. —  
Es rächte sich alles. —

In höhnischem Unmuth hatte er gethan, als ob er ihr nicht glaube, — jetzt hatte ihm sein Weib entgegengeschrien, daß das Kind, das sie unter dem Herzen trug, nicht das seine sei. . .

Es rächte sich alles . . . und es wiederholte sich alles.  
— Lucie, die nun die andere rächte.

Er hatte Lisas Liebe mit Füßen getreten, jetzt schleifte Lucie seine Liebe durch den Kot.

Die Erinnerung an Lisas Tod war der Boden gewesen, auf dem seine Liebe zu Lucie erwuchs . . . um dieser Liebe willen hatte er sie zu seinem Weibe gemacht. Und so ward ihm jetzt gedankt.

Sie hatte ihn verlassen; er war wieder allein, einsamer als zuvor. . .

Er sah sein Leben vor sich liegen, traurig einsam. . .



Kein Sonnenstrahl mehr, nur finstere Nacht, — und ihn schauderte. —

Und jetzt ging Lucie vielleicht in den Tod, wie die andere . . ganz wie Lisa.

Was blieb ihr übrig, als zu sterben, um nicht elend umzukommen? — Wenn sie nicht zu ihm ging . . zu dem Vater des Kindes, das er sein eigen gewähnt hatte. —

Er stützte den Kopf schwer in die Hand, es stieg qualvoll würgend in ihm auf, aber er hatte keine Thränen.

Sie hatte ihn betrogen, — ihn betrogen, — sie . . die er geliebt hatte, tausendmal inniger als Lisa, für die er sein Leben hingegeben hätte jeden Augenblick. —

Was er Lisa im Unmut, ohne an seine sinnlosen Worte zu glauben, vorgehalten hatte, — Lucie machte es wahr. Und der Schmerz, der ihn erfüllte, brachte ihn zur Verzweiflung, daß er sein Leben und seine Liebe verfluchte. —

## XVI

Einmal war das Mädchen ängstlich gekommen und hatte gefragt:

— Die gnädige Frau ist nicht zu finden. . .

Herbert hatte sie wieder fortgeschickt. — Es sei gut, sie sei abgereist. . .

Dann hatte er sich eingeschlossen. —

Der Hund heulte in einem fort. Er hatte ihn endlich hereingelassen, und er hatte in allen Ecken herumgeschnüffelt und sich lange nicht beruhigt. Endlich streckte er sich auf das Fell vor den Schreibtisch.

Herbert wachte. Er ging im Zimmer auf und ab.

Die Gedanken hezten sich in seinem Hirn, aber er kam zu keiner Klarheit. Sie war fort. Er hatte sie hinausgejagt in die Nacht, hilflos, mit ihrem Kinde unter dem Herzen.

Er hörte den Regen an die Scheiben plätschern und den Sturm in den Bäumen des Tiergartens rütteln.

Was hatte er gethan! —

Wo mochte sie sein, was konnte sie beginnen? . . Er hatte sie hinausgestoßen in die Nacht, und er hatte sie so geliebt.

Ihre Schuld verschwand für einen Augenblick, und er sah nur das arme hilflose Weib durch die Straßen irren, durch den klatschenden Regen, der an die Fenster prasselte.

Die Dogge knurrte leise im Schlafe. Er blieb einen Augenblick stehen und betrachtete sie, dann ging er weiter.

Er öffnete ein Fenster im Salon und blickte hinaus in die Nacht. . . Es war nichts zu sehen. Einmal schien ihm, als ob sich drunten am Gitter etwas bewege, aber es war nur ein Schatten, den die flackernde Laterne warf.

Der Regen schlug ihm ins Gesicht, er sprühte zum Fenster herein und durchnäßte den Teppich.

Der frische Wind that ihm wohl, und er atmete diese nebelseuchte Nachtluft tief ein. Dann zog er das Fenster wieder an und kehrte in das Arbeitszimmer zurück.

Er setzte sich vor den Schreibtisch und nahm seinen hämmernden Kopf zwischen beide Hände. —

Und Stunde um Stunde verging. Mitternacht war längst vorüber.

Einmal hatte sich das Sodbrennen des Hungers bemerkbar gemacht, aber er hatte sich bezwungen. Er wußte, er konnte doch nichts essen.

Es schlug zwei Uhr, als seine Lampe knisterte. Er hatte es nicht bemerkt, daß sie immer trüber brannte; jetzt warf sie nur noch einen rötlichen Lichtkreis über die Bücher und Papierstöbe des Schreibtisches.

Sie flackerte und puffte und verbreitete einen stückenden Dunst von schwehlendem Rauch. Er schraubte den Docht ein und blies sie aus, und er sah noch, wie ein leuchtender Faden grauen Rauches aus dem Cylinder aufstieg, dann lag das Zimmer im Dunkel.

Nur an den Fenstern hin huschte der schwache Lichtschein der fern stehenden Laternen.

Er lehnte sich in den Ledersessel zurück, starrte in die Finsternis und ein Halbschlummer überkam ihn. Er hörte das rauschen und brausen des Frühlingsregens, das Geräusch der dürren Zweige im Winde, die zuweilen an ein Fenster schlugen, daß er erschreckte; und er sah Lucie, wie sie durch die Nacht eilte, wie die nassen Kleider um ihren Leib schlugen, wie sie weiterjagte, immer weiter, in den Regen hinein. . .

Dann ging sein denken unter. Vielleicht war sie tot, sie hatte den Tod gesucht. —

Und er dachte nicht mehr, sein Kopf lag schwer auf seinem Arm, den er auf den Schreibtisch stützte. —

Als das erste Morgengrauen aufstieg, lag er noch immer so. Er hatte nicht geschlafen . . . nicht einen Augenblick. Seine Augen brannten im Fieber, seine Hände waren heiß und sein Kopf bleiern schwer. . .

Trübe, trostlos zum sterben stieg der schläfrige Morgen auf. Der Regen ließ das Licht nicht durch; ein feiner Nebelregen, der durch die Spalten der Fenster eindrang in die Häuser, der sich überall durchbohrte, ein Sprühregen, der die Luft mit Feuchtigkeit schwängerte. —

Herbert kühlte sich Gesicht und Hände, aber es half nichts. Das Fieber jagte durch seine Adern.

Der Diener klopfte und brachte das Frühstück. Er sah seinen Herrn scheu an. Sie hatten gestern abend den

Schrei der jungen Frau sehr wohl gehört . . . gehört, wie sie das Haus verlassen hatte und geflohen war.

Aber sie hatten sich still verhalten und nichts zu thun gewagt. Sie waren erst spät zur Ruhe gegangen, denn sie glaubten, es müsse sich noch etwas ereignen.

Herbert stand am Fenster, bis der Diener wieder gegangen war; dann nahm er nach kurzem Entschluß sein Frühstück. Er durfte sich nicht krank machen, und der Magen drohte sich ihm umzukehren.

Er überlegte, was er beginnen sollte . . . als ihm Eggersdorf gemeldet wurde. Er kam hastig ins Zimmer, schritt auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand. Er schien was anderes sagen zu wollen, aber bei Herberts Anblick rief er aus:

— Was ist dir, Düren, wie siehst du aus?

— Nichts, nichts. — Was führt dich her?

— Nein, du siehst entsetzlich aus. — Ist etwas passiert?

Herbert nickte nur mit dem Kopfe.

— Aber so rede doch! Kann ich dir helfen? . .

— Nein! da kann niemand helfen. Lucie . .

— Was ist mit ihr?

— Sie ist fort! . .

— Fort? — Ich verstehe dich nicht . . . du hast doch nicht —

— Sie ist fort, weil sie nicht mehr in dieses Haus gehörte, daß sie entehrt hat. —

— Mensch, du hast sie doch nicht fortgejagt? . . Du bist gestern bei Lautner gewesen? . .

— Ja, und ich weiß alles. . .

— Nichts weißt du, nichts! — Das ist entsetzlich! . .

Wo ist sie denn, wo ist sie? —

— Ich weiß nicht. —

— Aber sie ist ja unschuldig. . . So höre doch nur. —  
Heut in aller Frühe kommt Lautner zu mir, bestürzt und  
erregt. Ich bin kaum aus ihm klug geworden. Er ist erst  
zur Nacht nach Haus gekommen. . . Heut morgen hat ihm  
seine Hausfrau gesagt, daß du gestern dagewesen seist.  
Sie hat dich aus dem Atelier fortstürzen sehen. Lautner  
ist hinaufgeilte, und hat die Thür zu einem Nebenzimmer  
offen gefunden, wo ein Bild gestanden hat. . . Das Tuch  
hat an der Erde gelegen. . .

— Ja, sagte Herbert ruhig dazwischen. Ich habe das  
Bild gesehen. . . Es ist schon gut.

— Also hat er recht geahnt. — Nun wohl, ich soll dir  
hiermit sagen, daß jeder Gedanke, den du über das Bild  
haben kannst, falsch ist, — hörst du, völlig grundlos. . .  
Das Bild ist die Ausgeburt einer Künstlerlaune, nichts  
weiter. — Er hat es gemalt, heimlich, ohne daß ein Mensch  
davon gewußt, aus dem Gedächtnis, verstehst du. — Alles,  
alles ist Erfindung, selbst das Gesicht. Er giebt dir sein  
Ehrenwort, daß Lucie ihm nicht einen Augenblick gestattet  
hat, auch nur einen Zug von ihr zu zeichnen. — Aber er  
ist sich der Beleidigung, die er dir damit zugefügt hat, sehr  
wohl bewußt; er hat das Bild vernichten wollen, gleich  
nachdem es entstanden ist, aber er hat es nicht über das  
Herz gebracht. Und das ist ja nun auch gleich. — Es  
handelt sich um die Beleidigung gegen dich und deine  
Frau, und er schickt mich, um dich zu fragen, was du  
bestimmst. Er ist zu jeder Genugthuung bereit, die du  
verlangst.

Herbert lehnte mit dem Rücken an dem Schreibtisch,  
die beiden Hände auf die Platte gestützt. Ein müdes Lächeln  
zuckte um seine Lippen.

— Was soll das mit dem Bilbe? . . . Er hat mein Weib verführt.

— Aber Düren, ich bitte dich, du redest irre. — Nie hat auch nur die geringste Beziehung zwischen Lautner und deiner Frau bestanden . . . niemals!

— Wer sagt dir das? . . .

— Lautner, der dir sein Wort durch mich schickt.

Herbert lächelte ungläubig.

— Es ist nicht nötig, mir ein solches Ehrenwort zu bringen. Ich weiß, was man in solchen Fällen zu thun im stande ist.

— Düren, du zweifelst? —

— Nein! . . . ich habe das Geständnis von Lucie selbst.

— Von Lucie, ein Geständnis? —

— Ja! . . . Nicht wahr, nun sieht es anders aus? Eggersdorf war zurückgetreten.

— Das ist nicht möglich! . . . Das kann nicht sein! —

— Aber es ist so. —

Es bedurfte langer Zeit, bis daß Eggersdorf Herbert überzeugte. Lautner hatte ihm sein Wort gegeben, daß sich alles so verhielt, daß nie das geringste zwischen ihm und Lucie vorgefallen sei.

Und allmählich dämmerte es in Herbert auf. Er hatte geglaubt, ihre Verstandnislosigkeit sei ein berechnetes Spiel gewesen. Er sah sie wieder vor sich stehen, er durchlebte die Scene noch einmal, ihm fielen seine Fragen ein, und er erkannte, daß er selbst sie dazu getrieben hatte; er hörte, wie sie ihm zuschrie, daß das Kind ihm nicht gehöre.

Töte mich! hatte sie ihm zugerufen.

Sie hatte ihn reizen wollen. Nach der Schmach, die er ihr angethan, wollte sie nicht länger leben.

Was hatte er gethan? —

In blinder Wut hatte er sie in den Tod getrieben. Und wie vernichtet drohte er zusammenzubrechen, wenn ihm Eggersdorf nicht beigeprungen wäre.

Jetzt schien ihm alles klar. Nur er selbst kam sich wie ein völlig verblendeter vor.

Eggersdorf redete auf ihn ein. Es galt, Lucie wiederzufinden. Aber erst mußte er mit zu Lautner kommen, um aus dessen Munde nochmals die Versicherung zu erhalten, daß er sich in jeder Beziehung getäuscht habe. —

Sie standen in Lautners Atelier, der sich in wilden, leidenschaftlichen Selbstanklagen erging.

Er wollte Herbert Genugthuung geben. Durch ihn allein war all das Unheil angerichtet, aber Herbert schüttelte nur immer den Kopf. Er hatte nichts zu fordern, er selbst hatte ja sinnlos gehandelt.

Lautner schleppte das Bild herbei; mit hastigen Schnitten trennte er es aus dem Rahmen, und warf die Leinwand in das Feuer!

Dann schüttelte es ihn voll Entsetzen und er sagte:

— Seht ihr — davor hat mir immer gegraut. . . Es ist mir wie ein Mord erschienen, das Bild zu zerstören. Hätt' ich doch nur den Mut gefunden, hätte ich lieber nie einen Pinsel angerührt! —

Allein für den Augenblick mußten alle diese Anklagen zurüctreten vor der Notwendigkeit, Lucie wiederzufinden.

Sie saßen in dem geräumigen Atelier vor dem großen Bilde Lautners, jener Nachtszene mit den wildschlagenden Flammen, vor dem Dürer gestern so lange gestanden hatte. Der feine Märzregen trommelte leise, monoton auf das Glasdach, wie ein gedämpfter ferner Wirbel. —

Herbert und Lautner wollten auf die Suche gehn.

Eggersdorf wurde vom Dienst in Anspruch genommen, er konnte ihnen nur wenig Zeit zur Verfügung stellen.

Lautner machte zuerst Meldung auf der Polizei. Verheimlichen hatte keinen Zweck. Auskunft konnte ihm noch nicht zu teil werden.

Es war nicht anzunehmen, daß Lucie bei dem Unwetter und in ihrem Zustande weit gekommen war. Vielleicht war sie nach ziellosem umherlaufen haltlos irgendwo zusammengebrochen, und man hatte sie gefunden.

Von Lautner begleitet forschte Herbert in den Krankenhäusern der Stadt nach.

Ein paarmal führte man sie zu neu aufgenommenen Kranken, deren Personalien noch nicht festgestellt waren, aber Lucie war nie darunter. Sie gaben ihre Anordnungen, wenn sie vielleicht gebracht werden sollte, eine genaue Beschreibung, und eilten weiter. — So vergingen die ersten Tage. . .

Lautner hatte, von Angst getrieben, den Weg in die Morgue gemacht, dem schmucken roten Häuschen an der Kommunikation. Aber auch dort nichts zu finden.

Wenn sie in ihrer Verzweiflung den Tod gesucht, sich in die Spree gestürzt hatte, konnten Tage vergehen, ehe sie gefunden wurde, wenn man nicht das ganze Flußbett absuchte. Aber Lautner hatte eine Beruhigung. Sie trug ein Kind unter dem Herzen. Wenn ihr der Gedanke kam, mußte sie von diesem letzten Entschlusse abstehen.

Er hoffte wieder. Und sie forschten weiter.

Aber keine Spur zu entdecken. Niemand hatte sie gesehen. Und wie einst Herbert, so begann Lautner jetzt das große Berlin abzusuchen.

Doch nicht auf den belebten Straßen trieb er sich



umher, er verlor sich in die abgelegensten Gegenden, überall dorthin, wo sich Menschenelend vor den Augen der Welt verbergen konnte.

Er schaute zu allen Fenstern empor, er drang in die großen Höfe der Riesengebäude ein, ob er sie vielleicht durch einen Zufall entdecken würde.

Alle Zeitungen kaufte er auf, und zu all den Adressen lief er hin, wo Frauen und Mädchen ein Heim angeboten wurde. Sie hatte vielleicht ein solches Blatt in die Hände bekommen, es war am wahrscheinlichsten. — Wohin sollte sie sich sonst wenden.

Und mit vieler Mühe und manchen Laufereien verschaffte er sich alle Zeitungen aus den Tagen zuvor. Aber überall, wohin er kam, empfing man ihn mit Scheu und Vorsicht, und er erfuhr nichts.

Am liebsten wäre er in die Wohnungen eingedrungen.

Auf den Höfen hielt er die Kinder an und fragte sie aus. Sie alle hatten eine Dame gesehen, wie er sie beschrieb; und immer war sie die Straße da oder dorthin gegangen . . . gestern war es gewesen oder vorgestern oder vor acht Tagen, ganz wie er fragte.

Und wenn er weiterging, liefen sie vor den Thorweg und schauten dem komischen Menschen nach, der so merkwürdige Fragen stellte. Aber all sein suchen blieb vergebens. Lucie war und blieb verschwunden.

Herbert versuchte auf anderen Wegen, Lucie aufzufinden, aber er war nicht glücklicher.

Eine dumpfe Traurigkeit hatte sich seiner bemächtigt, er sprach kaum mit irgend jemand.

Stundenlang konnte er allein sitzen und vor sich hinstarren, um sich in Selbstanklagen zu ergehen.

So vergingen mehr als vier Wochen. —

Da erhielt Herbert eines Tages aus Sassenhagen von der alten Wiesing ein Telegramm:

— Kommen Sie sofort. Gnädige Frau ist schwer krank. Wiesing.

Überall hatten sie gesucht. An Sassenhagen hatte keiner gedacht. Und wie einst Lucie vor Ungeduld vergangen war, als seine Mutter nach ihr rief, so und noch qualvoller wurden ihm die Stunden, bis der Zug die Endstation erreichte.

Wiesing in ihren dunklen Kleidern, die sie noch immer trug, das Tuch um den Kopf gebunden, erwartete ihn. Sie hatte die Kranke verlassen, um ihm entgegenzueilen. Und um Verzeihung bittend, weinend, erzählte sie ihm alles. Vor vier Wochen war Lucie zu ihr gekommen, verstört und krank.

Sie hatte ihr gesagt, daß sie von Herbert geflohen sei. Bei ihr wollte sie die Geburt des Kindes abwarten, und dann hinausgehen in die Welt, daß niemand sie finden sollte. Sie hatte ihr schwören müssen, nichts zu verraten.

— Ach, gnädiger, Herr, schluchzte Wiesing, wer könnte ihr wohl was abschlagen. . . Sie ist ja so gut, so schön, und wenn sie bittet, kann man ja nicht anders. Und geweint hat sie den ganzen Tag, den lieben langen Tag. — Das war ein Glend die vier Wochen. Zuweilen ist es so schlimm gewesen, daß ich nicht mehr gewußt habe, was ich thun sollte. Die letzten Tage ist es am schlimmsten geworden. . . Wir haben den Arzt geholt, und der hat den Kopf geschüttelt und gesagt, man müsse den gnädigen Herrn rufen, es stehe sehr schlimm. Und das arme Kind hat im Fieber immerzu gesprochen und immer dasselbe. Sie hat immer Herbert! gerufen. Bald voller Angst, und dann wieder schmeichelnd und bittend. Und da habe ich den Jammer nicht mehr mit ansehen können, und weil sie ja selbst immer

im Traum darnach verlangt hat, habe ich gedacht, es wäre kein Unrecht, wenn ich den gnädigen Herrn rief; wenn ich ja auch versprochen hatte, zu schweigen und sie nicht zu verraten.

— Sei ruhig, Wiesing, du hast ganz recht gethan. Du hättest es nur schon früher thun sollen, das wäre besser gewesen. —

Und er griff nach der Hand der alten Frau und drückte sie fest zum Zeichen seines Dankes.

Endlich lag Sassenhagen vor ihnen. . .

Der Regen hatte noch immer nicht aufgehört, er schlug in Strömen auf das Schutzbach des Wagens, er lief in den Wagen hinein, und der Wind peitschte ihn ihnen entgegen.

Die Wege waren durchweicht, das Wasser stand in Pfützen und floß am Rande der Chaussee hin.

Endlich fuhr der Wagen in den Gutshof ein.

Ehe er noch hielt, war Herbert schon abgesprungen und eilte auf das Haus zu, während ihm Wiesing vergeblich zu folgen suchte.

Lucie lag droben in dem Zimmer, wo sie zuletzt gewohnt hatten, in jenen glücklichen Tagen, nach dem Tode seiner Mutter. Eine Wärterin war bei ihr. Der Arzt kam gerade aus dem Zimmer, er wollte ihn anhalten, aber Herbert war schon an dem Lager der Kranken. —

Sie warf sich unruhig hin und her. —

Er beugte sich über sie und nahm sie in seine Arme, die kein Bewußtsein von der Außenwelt hatte.

Sie redete sinnlose Worte, ihr armer schwacher Leib bebte in der Glut des Fiebers. Erst wollte sie ihn fortstemmen, dann umfaßte sie ihn in völliger Bewußtlosigkeit, und die Augen noch immer geschlossen haltend, klammerte sie sich an ihn und tastete mit zitternden Händen an ihm

herum. Er hörte wie sie seinen Namen murmelte; — aber ihr Geist war weit fort, und sie wußte nicht, daß er bei ihr war, daß er sie umschlang und ihr Stirn und Wangen küßte.

Sie wurde ruhiger, schmiegte sich an ihn und dann lehnte sie sich zurück in die Kissen mit friedlichem Lächeln, während ihre heißen Hände in den seinen lagen.

Der Arzt trat vorsichtig in das Zimmer und unterhielt sich leise mit Herbert. Er verhehlte ihm nicht die Gefahr für die junge Frau.

Er befürchtete eine Frühgeburt und fürchtete für ihre Gesundheit. Sie war sehr schwach. Für das Kind war keine Gefahr, es kam kaum vierzehn Tage zu früh. —

Herbert wachte an ihrem Lager. . .

Gegen Abend schlug sie die Augen auf. Sie schaute ihn verwundert an. Sie schien sich zu besinnen. Aber er beugte sich schon über sie und zog sie an sich. Sie schlang ihren Arm wortlos um seinen Nacken, sie hatte vergessen, was mit ihr vorgegangen war und weinte in seinen Armen, als löse sich ein tiefer Schmerz von ihrer Brust, und so schluchzte sie sich in den Schlaf.

Sie schlief fest und ruhig ein. Das Fieber ließ etwas nach. . .

In der Nacht mußte sich Herbert niederlegen, aber er wich nicht aus dem Krankenzimmer. Er gehorchte dem Arzte und streckte sich auf einen Divan.

Wiesing wachte, aber auch er selbst schlief nicht.

Am andern Tage kam Lucie völlig zum Bewußtsein.

Wie kam sie nach Sassenhagen? — Hatte Herbert sie hierhergebracht? . . Sie konnte sich auf nichts mehr besinnen.

Herbert beruhigte sie und ging auf alle ihre Fragen ein. —

Sie war still geworden, glücklich, ihn neben sich zu

haben; aber plötzlich kam ihr die Erinnerung. Und eine furchtbare Angst bemächtigte sich ihrer.

Sie wollte aufspringen, wollte fort. — Mit Mühe nur hielt Herbert sie fest. Das Entsetzen vor dem Geschehenen verlieh ihr Riesenkräfte. —

Und dann war wie mit einem Schlage all ihre Kraft gebrochen, sie sank ermattet zurück und weinte. . .

Herbert überschüttete sie mit Liebkosungen, mit den zärtlichsten Worten, er saß an ihrem Lager, das Gesicht auf ihre heißen Hände gepreßt, und all die Qual und Angst, die brennende Reue der letzten Wochen strömte hervor in leidenschaftlichen Worten, in wilden Selbstanlagen.

Jetzt erst kam Lucie zur Besinnung. Sie zog ihn an sich, und sich umschlingend vergaßen sie beide die Qual, die hinter ihnen lag, das bittere Leid, das sie sich gegenseitig angethan hatten.

Herbert sprach von Lautner, von dessen Verzweiflung, daß sein Bild all das Unheil angerichtet hatte. Lucie verlangte ihn zu sehen. Am folgenden Tage kam er, um aus ihrem Munde zu vernehmen, daß sie ihm nicht zürne.

Sie mußte wieder, wie sehr Herbert sie noch liebte. Diese qualvolle Zeit diente nur dazu, sie einander zuzuführen. Jetzt mußte alles gut werden. Bald stand ja auch das Kind zwischen ihnen.

Nach ihrer Unterredung mit Lautner hatte sich das Fieber wieder eingestellt. Es steigerte sich in der Nacht, so daß der Arzt das Haus nicht verließ.

Im Morgengrauen trat eine heftige Krise ein. Was der Arzt befürchtet hatte, geschah. Das Kind kam zur Welt, ein Mädchen, aber trotz der Frühzeitigkeit gesund und kräftig, Lucie war noch immer nicht zum Bewußtsein gekommen.

Man hatte Herbert wieder zu ihr gelassen. Der Arzt

war ratlos. . . Er wußte nicht, ob die Mutter gerettet war. Es schien zwar, aber irgend ein geringfügiges Ereigniß konnte alles verderben. —

Der Morgen stieg auf, grau und regnerisch. Dichte Nebelschleier flatterten durch die Luft vor dem Winde her.

Es regnete leise. .

Und langsam stieg der Tag auf hinter der grauen, einförmigen Regenwand, die alles umschloß.

Dann hörte es auf zu regnen, und die Wolken ballten sich zusammen; graue, schwarze und gelbe Ungetüme, die der Sturm vor sich herjagte. —

Lucie war endlich erwacht. Man hatte ihr das Kind gezeigt, und sie war in Freudenthränen ausgebrochen. Sie wollte es selbst nähren, aber der Arzt verbot es; sie war zu ermattet, in den ersten Tagen war es unmöglich.

Das schmerzte sie tief, und sie bat und flehte vergebens. Herbert saß neben ihr.

Wenn sie über die nächsten drei Tage hinweg kam, war sie gerettet. — Sie selbst schien sich nicht krank zu fühlen.

Sie war so glücklich. Ihr Gesicht drückte eine unaussprechliche Seligkeit aus, und die alte, so lang verlorene Schönheit verklärte ihr bleiches Antlitz.

Herbert sah sie wieder in ihrer jugendlichen Schönheit und Anmut, wie er sie einst leidenschaftlich geliebt hatte. — Die alten Zeiten würden jetzt wiederkehren.

Und Lucie sprach von der Zukunft, einer glücklichen Zukunft, in der es keinen trüben Tag mehr geben sollte. Sie berauschten sich an den Bildern, wie glücklich sie sein würden mit ihrem Kinde. Sie sprach weiter: aber ihre Stimme wurde immer schwächer. Sie klang ihm so fern, — immer ferner. . . .

Und in ihren Augen lag ein sehnsüchtiger Ausdruck, als suche sie etwas in weiter Ferne. . .

Dann bewegten sich nur noch ihre Lippen, sie schauerte zusammen. . . ihre Hände krampften sich in seine Kleider.

Er beugte sich über sie und küßte die bleichen Lippen.

Ihr Kopf sank zurück. Sie wurde so schwer in seinem Arme.

— Lucie! Lucie! — Was ist dir Lucie! . .

Aber ihre Lippen waren stumm geworden.

Ein glückliches Lächeln lag auf ihrem blassen Gesicht, das der Tod wieder verschönt hatte. . . .

In haltlosem Jammer brach er an dem Lager zusammen. Endlich erhob er sich und drückte ihr die Augen zu.

Da lag sein Glück, tot und stumm, für alle Zeit. —

Er trat an das Fenster; dieses Halbdunkel beängstigte ihn, und er schlug die Vorhänge zurück.

Der Wind jagte zerrissene Wolfenkeken vor sich her. —

Einzelne Stückchen tiefblauen Himmels zeigten sich schon. Jetzt schob sich eine Wolkenwand am Horizont entlang. Und nun brach die Sonne durch, sieghaft glänzend, ihre Strahlen über die regenfeuchte Erde sendend.

Sie drangen in das Zimmer, und als sich Herbert umwandte, war das Lager in ein Meer von Licht getaucht, und um das bleiche, friedliche Antlitz seines Weibes woben die Sonnenstrahlen einen milden Goldschein.

Bei diesem Anblicke kamen ihm andere Gedanken. Die Verzweiflung löste sich wie ein dunkler Schleier von seiner Seele. —

Von drunten klang ein heller, kleiner Schrei herauf, der Schrei neu erwachten Lebens. —

Sein Kind rief nach ihm; sein und der Toten Kind! Noch stand er im Leben, im Sonnenlichte. . . Heute

morgen hatte man ihm die Nachricht gebracht, daß er gewählt sei. . . Er hatte gesiegt! —

In jenem Augenblick hatte er es nicht beachtet.

Jetzt trat es lebendig vor ihn. —

Nein! er wollte nicht verzweifeln. —

Und er beugte sich über die Tote, die für ihn gestorben war, für ihn und sein Kind. Er preßte einen langen Kuß auf die bleichen, stummen Lippen, er legte die Hände um das schöne Haupt und schaute lange in diese feinen, leidvollen Züge.

Sein ganzes Leben, all seine Liebe zog noch einmal an ihm vorüber. Er wollte weiter leben in der Erinnerung an sein Glück. Der Rausch war verflogen, aber die Erinnerung blieb ihm, — ewig! —

Von drunten hörte er wieder den kleinen Schrei herauftönen, der ihn rief . . zurück in das Leben. . . .

Noch einmal küßte er sein armes, totes Weib, — dann schritt er langsam hinunter zu seinem Kinde, dem von nun an sein Leben gehören sollte.

E n d e.



## Verlag von S. Fontane & Co. in Berlin-Grünevald

Die in nachstehendem Verzeichnis angezeigten Romane, Novellen und  
Skizzen sind auch in gebundenen Leinenbänden zu beziehen.

Preis für den Einband 1 Mark, bei den mit \* bezeichneten  
Bänden 1 Mark 50 Pf.

	Gesetzt
* * * Armeedragoner. Ein russisches Reiterbild. II. Auflage	M. 3.—
Berger, Alfred v., Semmelweis. Novellen. II. Auflage	M. 2.—
Blumenthal, Oscar, Nachdenkliche Geschichten	M. 3.—
— — Satirische Gänge	M. 3.—
Böhme, Margarete, Im Irlichtschein. Roman	M. 3.—
— — Wenn der Frühling kommt . . . . . Roman	M. 3.—
— — Abwärts vom Wege. Roman	M. 3.—
— — Fetisch. Roman	M. 3.—
— — Die grünen Drei. Roman	M. 3.—
* — — Des Gesetzes Erfüllung. Roman	M. 5.—
Boy-Ed, Ida, Aus Tantalus Geschlecht. Roman. Zwei Bände	M. 4.—
Bülow, Frieda von, Der Konsul. Vaterländischer Roman aus unseren Tagen	M. 3.—
— — Deutsch-ostafrikanische Novellen	M. 3.—
— — Ludwig von Rosen. Eine Erzählung aus zwei Welten	M. 2.—
— — Einsame Frauen. Novellen. II. Auflage.	M. 3.—
— — Tropenkoller. Episode aus dem deutschen Kolonialleben. III. Aufl.	M. 3.50
— — Le Vertige des Tropiques (Tropenkoller). Traduit de l'Allemand par Pierre de Pardiellan	M. 3.—
Clausen, Ernst, Judas. Roman	M. 1.—
— — Der Ehe-King. Novellen	M. 2.—
— — Senny Surrab! Roman	M. 2.—
* Dahl, S., Harald Atterdal. Roman	M. 5.—
* — — Das Reich in uns. Roman	M. 5.—
Dörnthal, Alfons, Gebrochene Wipfel. Novellen	M. 2.—
* Ebhardt, S., Von indischen Tagen und Nächten	M. 3.50
Elert, E., Auf vulkanischer Erde. Roman	M. 3.—
— — Sunken unter der Asche. Roman	M. 3.—
* — — Jaungäste des Glücks. Roman	M. 5.—
Eschricht, E., Unter dunklen Menschen. Roman	M. 1.—
— — Keine Liebe. Geschichten aus dem fernen Osten	M. 2.—
Fontane, Th., L'Abultera. Roman. IV. Auflage	M. 3.—
— — Schach von Wutchenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gendarme's. V. Auflage	M. 3.—
— — Graf Detöfy. Roman. IV. Auflage	M. 3.—
— — Irrungen Wirrungen. Roman. XIII. Auflage	M. 3.—
— — Steine. Roman. V. Auflage	M. 2.—
— — Von vor und nach der Reise. Plaudereien und kleine Geschichten. III. Auflage	M. 3.—
— — Die Poggenpubls. Roman. X. Auflage	M. 2.—

	Gebestet
Sontane, Tb., Meine Kinderjahre. Autobiogr. Roman. V. Auflage	Pr. 4.—
— — L'Adultera — Schach von Wuthenow. Gesamtausgabe. Bb. 3	Pr. 4.—
— — Graf Peröfy — Cécile. Gesamtausgabe. Bb. 4	Pr. 4.—
— — Stine — Irrungen, Wirrungen. Gesamtausgabe. Bb. 5	Pr. 4.—
— — Jenny Treibel — Doggenpubli. Gesamtausgabe. Bb. 8	Pr. 4.—
— — Elfi Briest. Gesamtausgabe. Bb. 9	Pr. 4.—
— — Der Stechlin. Gesamtausgabe. Bb. 10	Pr. 4.—
— — Elfi Briest. Roman. Traduit de l'Allemand par Michel Dolines	Pr. 3.—
Sries Schwenzen, S., Durch die Brandung ans Land. Roman	Pr. 1.—
— — Freie Liebe. Roman aus dem Künstlerleben	Pr. 1.—
— — Aus Fridtjof Mansens Heimatland. Norwegische Novellen	Pr. 1.—
— — Agestin. Roman	Pr. 4.—
Sochstetter, Sophie, Der Pfeifer. Roman. II. Auflage	Pr. 5.—
*Solm, Orla, Pioniere. Ein Kolonialroman aus Deutsch-Südwest- Afrika	Pr. 3.50
Solz, A., und J. Schlaf, Neue Gleise — Gemeinsames Jungbans, Sophie, Der Berggrat. Roman. III. Auflage	Pr. 4.—
— — Unter der Ebreupforte. Novellen	Pr. 3.50
— — Spiegelungen. Roman. Zwei Bände	Pr. 9.—
— — Ein Kärsel. Roman. Zwei Bände	Pr. 8.—
*Kaboß, Hans, Aus meiner Waldkanzel. Jägerliches Alerlei	Pr. 3.50
Kohlenegg, Victor von, Bille Brandt. Roman	Pr. 2.—
— — Was Toby von Krake schrieb. Novellen	Pr. 3.—
— — Paul lites Frau. Roman. Neue Ausgabe	Pr. 4.—
— — Die Ehe im Schatten. Roman	Pr. 4.—
Koze, Stefan von, Ein afrikanischer Küstenbummel. II. Aufl.	Pr. 4.—
— — Aus Dapuas Kulturorgen. Südbsee-Erinnerungen	Pr. 3.—
— — Antipoden. Eilmungen von da brunten	Pr. 2.—
Langenscheidt, Dr. Paul, Um Nichts. Roman. II. Aufl.	Pr. 3.—
Maßn, Paul, Lieben und Leben. Interieurs	Pr. 2.—
— — Kreuzfahrt. Glossen an den Rand eines Lebens	Pr. 3.—
— — Der kranke Frig. Novelle	Pr. 2.—
*Meerscheidt-Süllessen, Leonie von, Elfi, ein Frauen- leben. Roman	Pr. 3.50
Megede, M., zur, Graue Geschichten. Novellen	Pr. 3.—
— — Graue Geschichten. Neue Folge	Pr. 3.—
— — Aus der Gesellschaft. Roman	Pr. 3.—
* — — Das Licht. Roman	Pr. 5.—
— — Sport. Novelle	Pr. 2.—
* — — Narren. Roman. II. Auflage	Pr. 5.—
— — Liebe. Novellen	Pr. 3.—
* — — Unter Masken. Roman. I. u. II. Auflage	Pr. 5.—
— — Frauengedanken über Kindererziehung. I. und II. Auflage	Pr. 3.—
Mewis, Marianne, Der Sonntagsmann. Novellen	Pr. 3.—
— — Die Einfältigen. Novellen	Pr. 3.—
— — Die Grenzware. Roman	Pr. 3.—
Mieze Biedenbachs Erlebnisse. Erinnerungen einer Künstlerin. I.—X. Aufl.	Pr. 3.—
*Nesseltrot, E. von, Ilse Salm. Roman	Pr. 5.—
— — Das Fräulein von Beer. Roman	Pr. 3.—

	Gebettet
Platz, Ludwig von, Kein Raum. Eine Rabettengeschichte	R. 2.—
Polenz, W. von, Der Pfarrer von Breitendorf. Roman. III. Aufl.	
Zwei Bände	R. 8.—
— — Thekla Lüdekind. Roman. III. Auflage. Zwei Bände	R. 10.—
— — Wurzelocker. Roman. II. Auflage. Zwei Bände	R. 8.—
— — Liebe ist ewig. Roman. III. Auflage	R. 5.—
— — Der Grabenpäger. Roman. III. Auflage. Zwei Bände	R. 10.—
— — Der Büttnerbauer. Roman. VIII. Auflage	R. 5.—
— — Luginsland. Novellen. III. Auflage	R. 1.—
— — Wald. Novelle. II. Auflage	R. 2.—
— — Reinheit. Novellen	R. 3.—
— — Die Versuchung. Novelle	R. 2.—
— — Karline. Novellen	R. 2.—
— — Die Unschuld und andere Federzeichnungen. II. Auflage	R. 2.—
— — Glückliche Menschen. Roman. VI. Auflage	R. 3.—
Przybyszewski, Stanislaw, Totenmesse. II. Auflage	R. 1.50
— — Epipsyhidion	R. 1.50
— — Vigilien. II. Auflage	R. 1.50
— — Androgynne	R. 1.50
— — Satans Kinder. II. Auflage	R. 3.—
— — Synagoge des Satans.	R. 2.50
— — De profundis. (Polnische Ausgabe)	R. 2.—
— — Erdenföhne. Roman	R. 3.—
Keuling, Carol Gottfr., Fragwürdige Gestalten. Skizzenbuch	R. 1.—
Roberts, A. Baron v., Schlachtenbummler. Novellen. II. Aufl.	R. 2.—
— — Schwiegertöchter. Roman. II. Auflage	R. 4.—
— — Nachgelassene Novellen	R. 2.—
Koland, Emil, Sein Ich. Roman	R. 3.—
— — Kinder der Zeit. Novellen	R. 2.—
— — In blauer Serne. Novellen	R. 2.—
— — Gefühlsklippen. Novellen	R. 2.—
— — Das Schicksalsbuch und andere Novellen	R. 3.—
Kosenberg, Maxim. v., Die Kugelsucherin. Roman	R. 5.—
— — Vizefeldwebel Starke. Roman	R. 5.—
Schirokauer, Alfred, Junges Volk. Roman	R. 3.50
Schneider, M., Die Tilemanns. Eine Familiengeschichte	R. 4.—
— — Nebenwege. Reisenovellen. I. und II. Aufl.	R. 3.—
Schriften der alten Betschwester. Herausgeg. von Josef Widner	R. 3.—
Seydlitz, K. v., Fünf Novellen	R. 1.—
Speidel, Selig, Um des Weibes willen. Novelle	R. 2.—
Stettenheim, Julius, Die Ballmutter und andere Typen der Gesellschaft. Amateur-Photographien. II. Auflage	R. 2.—
— — Nase und andere Weisheiten. II. Auflage	R. 2.—
— — Tierisches — Allzumenschliches. Fabeln	R. 2.—
*Strobl, Karl Hans, Die gefährlichen Strahlen. Roman	R. 6.—
— — Bedenkliche Historien. Novellen	ca. R. 4.—
— — Aus Gründen und Abgründen. Skizzen a. b. Alltag u. von Dribben	R. 3.—
— — Und sieh' so erwarte ich Dich. Skizzenbuch einer reifen Liebe	R. 3.—
— — Die Vaclav-Bude. Ein Prager Studenten-Roman	R. 3.—
— — Der Senriswolf. Ein 3sterr. Provinzroman	R. 4.—

(ULC 16 1336)

	Gebietet
* Szcepanski, Paul von, Die Hofdame. Roman. II. Aufl.	R. 6.—
— — Moskau in Blut und Schnee. Reisebriefe aus dem revolutionierten Rußland	R. 2.—
Tagebuch einer Verlorenen. Herausg. v. M. Böhm e. 1.—110. Tausf.	R. 3.—
Tovote, Feinz, Im Liebestrausch. Berliner Roman. XVIII. Aufl.	R. 3.50
— — Mutter. Roman. IX. Auflage	R. 3.50
— — Frühlingssturm. Berliner Liebesroman. X. Auflage	R. 3.50
— — Das Ende vom Liede. Roman. XIII. Auflage	R. 3.50
— — Frau Agna. Roman. XI. Auflage	R. 3.50
— — Der Erbe. IX. Auflage	R. 2.50
— — Sonnemanns. Roman. VIII. Auflage	R. 2.50
— — Der letzte Schritt. Roman. XII. Auflage	R. 2.50
— — Salbst. Wurmstichige Geschichten. XI. Auflage	R. 2.—
— — Ich. Heröse Novellen. XIII. Auflage	R. 2.—
— — Heimliche Liebe. Novellen. XX. Auflage	R. 2.—
— — Heißes Blut. Novellen. XV. Auflage	R. 2.—
— — Abschied. Novellen. XII. Auflage	R. 2.—
— — Die rote Laterne. Novellen. VII. Auflage	R. 2.—
— — Die Leichenmarie. Novellen. VIII. Auflage	R. 2.—
— — Klein Juge. Novellen. IX. Auflage	R. 2.—
— — Silde Dangerow und ihre Schwester. Roman. I.—X. Auflage	R. 4.—
Maupassant, Guy de, Noette. Übersetzt und mit Einleitung von Selnz Tovote. VII. Auflage	R. 2.—
* Ufkull, Gräfin, Sonnenflug. Roman	R. 6.—
* — — Friedliche Eroberungen. Sittenroman	R. 6.—
— — Im Weiterschreiten. Roman	R. 4.—
— — Das Reich des Schönen. Roman	R. 4.—
— — Ins Leben zurück. Novellen.	R. 2.—
Villinger, Hermine, Aus meiner Heimat. Novellen. III. Aufl.	R. 2.—
* Wallersee, M. von, Eine arme Königin. Roman	R. 3.50
Wolff, Max J., Irene Wesenburg. Roman. II. Auflage	R. 3.—
— — Die Köcherin. Novellen. II. Auflage	R. 3.—
* — — Der Schönheitsfucher. Roman	R. 5.—
Wolzogen, Ernst v., Die rote Franz. Erzählung. V. Auflage	R. 1.—
— — Liebes, Erlauschtes und Erlogenes. IV. Auflage	R. 3.—
— — Das gute Krokodil und andere Geschichten aus Italien. II. Auflage	R. 3.—
— — Säbennsucht. Novelle. IV. Auflage	R. 1.—
* — — Die Entgleiten. Eine Katastrophe in sieben Tagen nebst einem Vorabend. IV. Auflage	R. 3.50
* — — Ecco ego — Erst komme ich! Roman. III. Auflage	R. 5.—
— — Weiteres und Weiteres. Kleine Geschichten. IV. Auflage	R. 2.—
— — Geschichten von lieben süßen Mädeln. VI. Auflage	R. 2.—
— — Was Onkel Oskar mit seiner Schwiegermutter in Amerika passierte. VII. Auflage	R. 1.—
— — Seltsame Geschichten. I.—IV. Auflage	R. 2.—
— — und Elsa Laura, Edeliches Andichtbüchlein. III. Auflage	R. 2.—





MAIN STACKS

The Ohio State University



3 2435 05112659 7

THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY



D	AISLE	SECT	SHLF	SIDE	POS	ITEM	C
8	06	26	22	7	01	003	5